

Lunaru



BIBLIOTECA  
Prof. L. MRAZEC  
BUCUREȘTI

27/11/11

*În grație d. Ercășorcu.*

Consul General Royal  
de Roumanie

**Dr. Jón Calinciuc**  
**Marienbad.**

*Marienbad 1938*

BIBLIOTECA  
Prof. L. MRAZEC  
BUCUREȘTI

BIBLIOTECA  
Prof. L. MRAZEC  
BUCUREȘTI



Joseph Kalinczuk

ARC

TRAUMLAND

69571

Dichtungen

241444

von

JONÉL KALINCZUK

BIBLIOTECĂ  
Prof. L. MIHAILESCU  
BUCUREȘTI

153674

BIBLIOTECA  
CENTRALĂ  
UNIVERSITARĂ  
BUCUREȘTI

Zweite Auflage

KRYSTALL-VERLAG / WIEN 1934



BUCURESTI

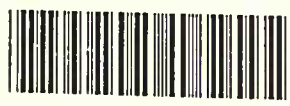
Cota 69571  
Inventar 153674

1956

A J M U A R T

RC 27/02

B.C.U. Bucuresti



C153674

BIBLIOTECA  
Prof. L. MHAZEC  
BUCUREȘTI

DEM ANDENKEN MEINER MUTTER

## BEMERKUNGEN ZUR II. AUFLAGE

Da die I. Auflage des Buches in verhältnismäßig kurzer Zeit (zehn Monaten) vollständig vergriffen war, ergab sich die Notwendigkeit der Herausgabe der II. Auflage, die um einige neue Sonette, Gedichte und Balladen vermehrt wurde. — Auch diesmal wird das Reinerträgnis den armen Blinden gewidmet.

Der Verfasser.

## GEDICHTE



## DER BLINDE

Ihr guten Menschen habt Erbarmen!  
Vernehmet meiner Klage Ruf;  
Wozu das Leben gab mir Armen  
Ein Gott, der mich zum Blinden schuf?

Die Sonne, die ihr leuchtend seht,  
Mir scheint in ihrer Pracht sie nie,  
Ob auf sie oder niedergeht  
Lebt nur in meiner Phantasie.

Es deckt ein dichter Schleier mir  
Die Augen, dunkel wie die Nacht,  
Ich sehe weder Mensch noch Tier,  
Nicht Baum und nicht der Blumen Pracht.

Ich sehe nicht die Gotteswelt  
Noch auch was andern Freude bringt,  
Und grau ist mir das Himmelszelt  
Das meinem Blick in nichts versinkt.

Ich höre euch die Sterne preisen,  
Dort hoch am Horizont, dem dunklen,  
Und wie sie um die Welten kreisen  
Wie hell sie leuchten, wie sie funkeln,

Dies alles bleibt mir unbekannt,  
Denn Schatten hüllen meinen Blick  
Wie fernes unentdecktes Land  
Und auch mein ganzes Lebensglück.

So Schweres gibt es nicht auf Erden  
Als zwecklos leben — und nicht sehn,  
Und jeden Tag aufs Neue sterben  
Und immer wieder aufersteh'n!

Mein Licht gleicht einem tiefen Schacht,  
Ist grenzenlos als wie das Meer,  
Und dort in dunkler Mitternacht  
Zwei tote Augen starren leer.

Und so verbring' ich meine Tage,  
Die mir so trüb und dumpf vergehn,  
Ich hoffe in Geduld und frage:  
„Werd' ich vielleicht im Tode sehn?“



## EIN TRAUM

Hatt' in stiller Frühlingsnacht  
In den Mond geblickt,  
Dachte viel an fernes Leid  
Und bin eingenickt.

Weiß nicht, wie es mir erging  
Unterm Eichenbaum,  
War es wirklich, was ich sah,  
Oder war es Traum?

Dichte Nebel fielen sacht  
Von der Himmelshöh'  
Wie im Herbst das dürre Laub  
Und im Winter Schnee.

Und aus diesem Nebel trat,  
Weißgehüllt und bleich,  
Leise eine Frau hervor,  
Einem Schatten gleich.

Blaß ihr Antlitz, ernst und fahl,  
Weiß wie frischer Firn,  
Und ein gelber Blumenkranz  
Wand sich um die Stirn.

Langsam kam sie auf mich zu,  
Beugte sich und sprach:  
„Kennst du noch die braune Maid  
Von Kandrén am Bach,

Die dich, ach, so sehr geliebt  
Sich an dich geschmiegt,  
Und sich oft an deiner Brust  
In den Schlaf gewiegt?



Die dann, als du treulos wardst,  
Als dein Herz verdarb,  
Tränenvoll in Schmerz sich wand  
Und aus Kummer starb?

Fühle meine Wangen an:  
Sie sind welk und alt,  
Und die Hände, einst so weich  
Sind jetzt dürr und kalt.

Alles ist jetzt tot und stumm  
Und so kühl das Grab,  
Und aufs kleine morsche Kreuz  
Fällt das Laub herab . . .

Einmal nur zur Frühlingszeit,  
Einmal nur im Mai,  
Wenn die Blumen bei euch blüh'n,  
Ist der Tote frei.

In der ersten Vollmondnacht,  
Wenn der Flieder blüht,  
Wenn die Rosenknospe sprießt  
Und das Würmchen glüht,

Darf ein jeder, der geliebt,  
Von der Toten Herde  
Und ein jeder, der gelitten,  
Wieder auf die Erde.

Fühlst du noch die Frühlingsnacht  
Und der Blumen Duft?  
Hörst du jene Kobza\*-Klänge,  
Tönen durch die Luft?

\* Rumänisches Saiteninstrument

Komme rasch, mein süß Geliebter,  
In den Horareigen\*,  
Komm' und eile, denn es stimmen  
Flöten schon und Geigen.

Ach, noch einmal dich umfassen,  
Wirbelnd im Verderben,  
Süß und wonnig wie dereinst —  
Und dann wieder sterben!

Aber leider kann ich dich  
Nur mit Worten grüßen,  
Denn ein totes Menschenkind  
Darf ja nicht mehr küssen . . .“

Und sie faßte mich am Arm,  
Flöt' und Geigen sangen  
Und ich fühlte ihren Hauch  
Kühl an meinen Wangen. —

Schweren Herzens wacht' ich auf,  
Herz bedrückt von Sehnen,  
Und der blasse Mondenschein  
Sah auf meine Tränen . . .



\* Rumänischer Volkstanz

## AM FLIEDERBAUM

Am grünen, knospenden Fliederbaum  
Da hüpfte ein Vöglein und sang  
Von Frühlingssonne und Blüentraum  
Daß hell es wie Jubel erklang.

Am sommerlich blühenden Fliederbaum  
Da sprossen die Blüten hervor,  
Und streckten die Köpfchen im sonnigen Raum  
Voll heimlichem Sehnen empor.

Doch als der Sommer gekommen zur Rast  
Da rollten die Blumen sich ein,  
Die Blätter vergilbten am knorrigen Ast  
Im herbstlichen Morgenschein.

Und alles was konnte das flog davon  
Dem sonnigen Lichte entgegen,  
Nur einer blieb übrig, dem Herbste zum Hohn,  
Trotz Nebel und Frost und Regen.

Am kahlen, verdorrenden Fliederbaum  
Ein Vöglein hockt einsam und krank,  
Und zehrt vom entschwundenen Frühlingstraum  
Den ganzen Winter lang . . .!



## VISION AM SEE

Es zieht im Traum ein dunkler Kahn  
Am fernen Seegestade,  
Ein Nixchen steigt mit feuchtem Leib  
Aus silberhellem Bade,  
Setzt leise sich zur Seite mir,  
Scheucht mir der Seele Kummer  
Und lispelt süß und wonnevoll  
Gleichwie im Morgenschlummer:

„Was trauerst du, arm' Menschenkind,  
Um das, was längst entschwunden,  
Als noch dein Herz der Blumen Pracht  
Zur Maienzeit empfunden?  
Was einstens war, ist welk und alt,  
Verklungen sind die Lieder,  
Nur einmal blüht des Lebens Mai —  
Und kehrt dann nimmer wieder!

Hast du gelebt und hast du geliebt  
In seligem Herzensgenießen,  
Hast du gehofft, gelitten, gejauchzt  
In Stunden, die leider zerfließen, —  
So wisse: die Zeit des köstlichsten Glücks  
Vergeht wie das Duften der Rosen,  
Verweht wie ein flüchtiger Blüentraum,  
Umfangen von zärtlichem Kosen.

Des Glückes Stunde, jäh erfaßt  
In sehrend heißem Bangen,  
Kaum ist sie da — so ist sie auch  
Zerflattert und vergangen!



Lass', armer Freund, der Sehnsucht Qual  
Und eitel Hoffnung fahren;  
Es blüht kein Herzensfrühling mehr  
In späten Lebensjahren!

Lass' dir der Wahrheit tiefsten Kern  
Aus meinem Munde künden:  
Für alles Blühen weiß die Zeit  
Die rechte Zeit zu finden!

Es naht der dunkle Kahn dem Strand  
Der Traum zerrann — der Nix' entchwand. —



## AN DER WEGSCHEID'

Zog ein Pfad den Berg hinan  
Auf des Lebens Stege  
Wie ein grünes Band im Tann  
Auf des Waldes Wege.

Und auf diesem Wege ging  
Er und sie zusammen,  
Wo das Glück sie eng umfing  
Heiß mit seinen Flammen.

Wonnerausch in Maienzeit  
Voller Seligkeiten,  
Ein Gedanke und ein Leid  
Bis in ferne Weiten.

An dem Weg ein Marterl stand,  
Dürr ein Kranz gebunden,  
Wo ein Schmerz Erlösung fand,  
Fast schon überwunden.

Kam ein junges Menschenkind  
Zag dahergeschritten;  
Lindenblüten wehten lind  
Auf des Pfades Mitten.

Kam und stand und hielt den Schritt  
An des Weges Scheide,  
Wo die enge Straße glitt  
Längs der grünen Heide.

Hinter ihr Vergangenheit,  
Welkend, fast vergessen,  
Und vor ihr die neue Zeit  
Schicksalsvoll bemessen.

Sah und grüßt zur Rechten hin  
Letztes Abschiedswinken  
Und betrat dann, Stolz im Sinn,  
Engen Pfad zur Linken.

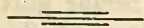
Fiel ein Blatt vom Marterl nieder  
Tränenschwer zur Erde;  
Ob aus ihm zum Sommer wieder  
Neues Blättlein werde?

Führt zu ihr seitdem kein Steg,  
Sommertraum verglühte,  
Endlos lang vor ihm der Weg,  
Herz ist wandermüde.

Herbstlich kühle Nebel wehn,  
Dürr der Tann erzittert,  
Frischer Reif auf Bergeshöhn,  
Blüten längst verwittert.

Kurzes Glück in Trümmer ging  
Auf des Weges Scheide —  
Wie der erste Frost umfing  
Blümlein auf der Heide, —

Wie ein Morgensonnenstrahl  
Alles Leid verweht  
Und dann doch mit einem Mal  
Leise untergeht. —



## WIEGENLIED

Schon erblaßt am Firmamente  
Roter Abendschein —  
Schlaf, mein Kindchen, in den Armen  
Deiner Mutter ein.

Engel flattern dann hernieder  
Von den lichten Höhn,  
Werden spielend an dem Bettchen  
Meines Kindes stehn.

Werden mit ihm lachen, zärteln,  
Schöne Lieder singen  
Von den fernen Sternen ihm  
Himmelsblumen bringen.

Sandmann kommt bald angeschlichen,  
Streut die Körner um  
Auf die zarten, müden Lider  
— Und entfernt sich stumm.

Ein Gespinnst von süßen Träumen  
Wie aus Mondesstrahlen  
Wird auf meines Kindes Bettlein  
Zarte Bilder malen.

Leise sinken dunkle Schatten  
Ein zur stillen Nacht;  
Schlaf, mein Liebling, schlafe ruhig,  
Deine Mutter wacht!



## SCHEIDEN

(Nach dem Französischen.)  
(Partir c'est mourir un peu.)

Scheiden — ist ein halbes Sterben,  
Ist Entsagung, Schmerz und Sehnen,  
Ist von allem, was wir lieben,  
Abschied nehmen unter Tränen.

Ist ein heimliches Geständnis  
Wie ein zarter Blütenkeim  
Aus des Lebens Frühlingstagen  
Und der Dichtung letzter Reim.

Und man grüßt und winkt und scheidet,  
Nichts verrät den Schmerz, den herben,  
Nur die Sehnsucht haucht in Wehmut:  
Scheiden, das ist halbes Sterben!



## SCHWANENGESANG

Es zog dahin im Abendschein  
Ein Schwan durchs dunkle Ried,  
Er tauchte in die Fluten ein  
Und sang sein Abschiedslied.

Es war das letzte, das er sang,  
Der Tod ging ihm zur Seite,  
Der Gram war Führer wegelang  
Und Kummer sein Geleite.

Wie kosend hat ein lichter Gruß  
Sich wie ein Sonnenstrahl  
Auf ihn gleich einem Todeskuß  
Gesent zum letztenmal.

Wie dürres, sterbensmüdes Laub,  
Als wenn in stiller Nacht  
Ein Blatt vergilbt, zermürbt zu Staub  
Vorm Tode noch erwacht.

So klang vom See ein weher Sang  
Wie fernes Abschiedsgrüßen:  
„Das Leben, ach, ist lang, so lang  
Bis wir einst sterben müssen“.

## EINSICHT

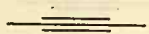
So lange dir des Lebens Mai erblüht,  
Pflückst du die Blumen ohne Wahl und Zahl,  
Du freust dich ihrer einen Augenblick  
Und läßt sie achtlos dann zu Boden fallen,  
Wo sie im Staub verwelken und verdorren.  
Was sind dir Blumen, die im Maien blüh'n?  
Ein Zeitvertreib für müß'ge Stunden nur,  
Ein Spiel der Laune, wie der Tag es zeugt. —

Doch dann, wenn einst des Lebens Herbst  
erscheint,

Wenn er die Blätter fahl und bräunlich färbt,  
Wenn sich im Walde graue Nebel senken,  
Dann sehnt das Herz sich nach dem Frühling  
wieder

Und nach den Blumen in des Maien Pracht.  
Doch ach — die Zeit des Blühens ist vorüber!

Was einst du achtlos auf den Weg gestreut,  
Das lebt im alten Herzen nie mehr auf.  
Nur einmal gibt der Lenz mit vollen Armen  
Die schönen Gaben her, die er erzeugt.  
Dann kommt der Herbst und kühler Morgenfrost,  
Und alles, was gewesen, wird zum Traum!



## DOINEN\*)

### I.

Auf den Bergen und im Tale  
Singt die Doina ihre Klage,  
Traurig wird's mit einem Male;  
Und es will die Brust mir pressen,  
Denn am Herzen nagt die Frage:  
„Hat sie mich auch nicht vergessen?“

Doina, Doina, Freundin süße,  
Flieg hinab und poche leise,  
Bring ihr meine tausend Grüße!  
„Braungelocktes Mädchen, sage,  
Weither komm ich von der Reise,  
Und vergangen sind die Tage,

Da du ihm ins Auge blicktest  
Und benetzt von schweren Tränen  
Mit dem Kopf zum Abschied nicktest  
Mag sein Wort dich nicht betrüben,  
Unausprechlich ist sein Sehnen,  
Bist du ihm auch treu geblieben?“

„Eile liebe Doina, eile,  
Wie des schnellen Wassers Wogen,  
Sehnsuchtsschweres Herz mir heile!“  
— Und ich wart' und warte lange,  
Längst ist Doina fortgezogen  
Und die Brust wird mir so bange!

\* Doina rumän. Klage- und Sehnsuchtslied.

Blätter rauschen, doch vom Boten  
Schweigen Wald und Wies' und Wellen;  
Fortan klingen wie den Toten  
Ihr nur meine Klagelieder  
Und es murmeln still die Quellen:  
„Ach die Doina kehrt nicht wieder!“

## II.

Du hast mich verlassen, du schwarze Maid  
Ich bin zu den Reitern gegangen,  
Was nützt mir dein blitzendes Auge jetzt  
Und deine rosigen Wangen?

Des Nachbars Vasile, hol' ihn die Pest,  
Hat deine Augen geblindet,  
Wer hätt' das gedacht, als du mich geküßt,  
Wie bald die Liebe sich wendet!

Doch der Mäd'el gibts viel und der Kaiser ist gut  
Und weit von den Bergen die Straße,  
O heiliger Himmel, gib mir den Mut,  
Daß mich der Kummer verlasse!

## III.

In hartem Leide schwer bedrängt,  
In Zagen und in Bangen  
Bin ich verträumt mit meinem Lieb  
Die Wege irr gegangen.

Die Welle brandet, braust und zischt,  
Gestein und Strand verwittert;  
Auch meine Seele hat der Gram  
Des Lebens tief verbittert.

Erschüttert mir mein armes Herz  
Was Edles es empfunden;  
Was es ersehnt, erhofft, erstrebt  
In stillen Weihestunden.

In Tränen scheint die Welt gehüllt  
Und ohne Licht das Leben;  
Nicht warmen Hauch, noch linden Trost  
Kann mir das Schicksal geben.

Es zieht durchs arme Menschenherz  
Die Doina und summt leise  
Von Liebe, Abschied und von Schmerz  
Die alte Klageweise!

#### IV.

So wie die Blume im sonnigen Lichte erglüht,  
Und dann im Herbste plötzlich verdorrt und ver-  
blüht,

Dein Mund so stumm und blaß die lieblichen  
Wangen,

So bist du von uns, so still, du Gute gegangen.

Es trübt sich der Himmel, die dunklen Wolken  
sie jagen,

Gleichwie im Flug an wilden, stürmischen Tagen,

Es lispelt trauernd der Wald und rauscht in den  
Bäumen

Wie klagendes Lied in dumpfen, nächtlichen  
Träumen.

In Liebe und Güte, mit deinem goldenen Herzen  
Hast Trost du gespendet und mild gelindert die  
Schmerzen,

Dein herzliches Wort, dein treuer, inniger Blick  
War auch dem Ärmsten immer nur Freude und  
Glück!

Bald blühen die Rosen und duftet aufs Neue der  
Flieder,  
Dich aber, liebe Frau, dich wecken nicht  
wieder —  
Nicht unsre Tränen, noch voller Wehmut die  
Lieder;  
O möge dir Gott den Weg zum Himmelreich  
lenken,  
Doch wir, wir werden deiner ewig gedenken!

V.

Du tatest mir weh und hast nicht gewußt  
Wie viele der Tränen ich weinen muß',  
Du tatest mir weh — ich hab' es gespürt  
Und schluchzend dich still zum Grabe geführt.

Dort stand ich vor meinem zerbrochenem Glück  
Vernichtet so schwer durch ein rauhes Geschick,  
Das uns für immer von hinnen trennt  
Und Träume zerstört, die niemand mehr kennt.

Dort brach zusammen des Lebens Los,  
Da Erde dich barg in ihrem Schoß.  
Die Augen drückt zu ich mit bebender Hand  
Dann fielen die Schollen! ich stand und stand...

Du tatest mir weh — nun muß ich denn fort  
Und weiß für mein Herz kein tröstendes Wort;  
Selbst Vöglein sie fingen zu schluchzen an,  
... So weh hast du ... so weh uns getan!

## VI.

Was blickst du so, das Auge trüb,  
Voll Sehnsucht in die Weite?  
Sie kommt nicht mehr, die einst dir lieb,  
Die dir dein Herz erfreute.

Schon längst hat sie sich abschiedsschwer  
Vom Sonnenschein geschlichen,  
Und niemals kehrt sie wieder her  
Seitdem sie sanft verblichen.

Dort wo der breite Weg entlang  
Führt zum Cypressenhaine,  
Dort ging die letzte Reise bang  
Die Blasse, Wunderfeine.

Seitdem ist alles stumm und leer,  
Kein Liebesblick, kein Kosen,  
Die Blumen blühen längst nicht mehr,  
Verdorrt sind Nelk' und Rosen.

Versiegt die Tränen, ach so heiß,  
Die du um sie vergossen,  
Und alles was zu ihrem Preis  
Du einst an Glück genossen!

An sie kein Blümlein mehr sich schmiegt,  
Kein Strahl vom Sonnenlicht,  
Ein Sträußchen nur am Grabe liegt,  
Ein Gruß: Vergißmeinnicht!

Was blickst du so, das Auge trüb  
Und Herz und Sinn beklommen?  
Die einst dein Bestes war und blieb:  
NIE wird sie wiederkommen!



## FRÜHLINGSERWACHEN

Auf leicht beschwingten Flügeln eilt herbei  
Der erste Bote jubelnd in das Land,  
Vom Frühling bringt er Kunde und vom Mai,  
Der kürzlich blühend seinen Einzug fand.

Im dunklen Walde raunt es ahnungsschwer,  
Die dürrn Zweiglein recken sich empor,  
Sie fühlen auch des Frühlings Wiederkehr  
Und seine Gaben, seinen Blütenflor.

Und von den Wurzeln strömt's mit frischer Kraft,  
Es webt und hebt ein neues Leben an,  
Es rieselt aufwärts und es perlt der Saft,  
Als stünde er in eines Zaubers Bann.

Auch in dem Menschenherzen regt sich 's leise  
Als wollt' es neu erstehen und erblüh'n,  
Wie kurz ist's, daß auf frosterfüllter Reise,  
Die Krähen kreischend durch die Lüfte ziehn!

Noch einmal hat der Winter uns geschenkt  
Sein weißes Flockenkleid auf Berg und Tal,  
Und weicht erst dann, als wär er tief gekränkt,  
In Klüft und Schründe, steinig, dürr und kahl.

Wie rasch entschwand dem Geist die dumpfe Last  
Gelebter Tage, wenn schon grau die Haare, —  
EIN Frühlingslüftchen streift den dürrn Ast,  
Und alte Sehnsucht ragt ins Wunderbare!

Ein neu Erwachen drängt zu neuem Leben,  
Es leuchtet heller von dem Himmelszelt,  
Ein jedes Hoffen führt zu frohem Streben —  
„Der neue Frühling grüßt die ganze Welt!“

## ZU SPÄT!

Mancher harret mit trübem Blick  
Auf der Blüte Reifen,  
Und bemerkt nicht, daß sein Glück  
Mit der Hand zu greifen.

Geht vorüber, sieht vorbei,  
Ahnt und fühlt es nicht,  
Weder seines Lebens Mai  
Noch sein helles Licht.

Sehnt sich nach der Frühlingszeit  
Wenn die Rosen glühn,  
Wartet immer glücksbereit  
Wenn sie schon verblühn.

Und das Glück, es harret noch,  
Daß er's endlich faßt,  
Daß nach ihm am Ende doch  
Greift der stumme Gast.

Frühling flieht und Sommer fort,  
Blätter welken bald,  
Und die Vöglein ziehen dort  
Überm kahlen Wald.

Alles lockt und girrt zum Gruß:  
„Auf zum Sonnenschein!  
Denn dem Herbste auf dem Fuß  
Zieht der Winter ein!“

Nur der Mensch ist oftmals taub,  
Hört und sieht es nicht,  
Wie sein Glück, zermürbt zu Staub,  
Trübt das Sonnenlicht.

Armer Schelm, so seelenblind  
Was ist dir geblieben?  
Kalter Nebel, Frost und Wind  
Passen nicht zum Lieben.

Als es noch zum Greifen war  
Hast du's nicht gesehen,  
Und so mußt du, Jahr um Jahr  
Glücklos weitergehn!

Einmal kommt es frühlingsfrisch,  
Einmal nur verführerisch;  
Hältst du's nicht mit starker Hand  
Fieht es fort in's weite Land,  
Fieht vorüber wie der Mai —  
Und ist dann vorbei!

---

## ÜBERS JAHR

Übers Jahr — und übers Jahr  
Blüht aufs Neu der Fliederbaum,  
Prangt die Rose wunderbar  
Und verlöscht so mancher Traum!

Übers Jahr — und übers Jahr  
Wird das Sehnen immer kleiner,  
Mancher Wunsch einst tief und klar  
— Und erfüllt wird vielleicht keiner!

Übers Jahr — und übers Jahr  
Leuchtet nach wie vor die Sonne,  
Scheint auf jedermann fürwahr,  
Spendet Hoffen, Glück und Wonne.

Und wer weiß es — übers Jahr  
Ist vielleicht schon tot dein Sehnen —  
Alles Trug, nur Eines wahr:  
Dunkelheit nach vielen Tränen!

Denn, die lang schon ruhn im Grabe  
Wissen nichts vom Glück und Leid  
Staub ist ihre letzte Habe  
— Und der Rest — ist Ewigkeit!

## U M W E G

Auf dem Weg von mir zu dir  
Irgendwo da sitzt das Nein;  
Durch ein ganzes Leben lang  
Schwanken ungewiß auch wir,  
Schwankt in Lichterglanz und Schein  
Jede Menschenseele bang.

Alles, was wir tun, vollbringen,  
Ist nur Umweg zu dem Ziele,  
Ist nur Zögern vor der Tat.  
Spät erst können wir erringen  
Wie für uns das Los auch fiele,  
Was es uns beschlossen hat.

Umweg alles, was du treibst,  
So im Denken, so im Leben,  
Bis das Ziel du vor dir siehst  
Und du fest am Wege bleibst:  
Parzen, die den Faden weben,  
Du, der du am Faden ziehst!

Auf dem Umweg deines Lebens,  
Ob es tief war oder seicht,  
Hast du endlich nicht vergebens  
Deines Daseins Ziel erreicht!  
Alles fließt im ew'gen Zuge,  
Nirgends Stillstand, nirgends Rast  
Bis dereinst zum letzten Fluge  
Du den Weg vollendet hast!

## SEHNSUCHT

Einsam haucht es durch die Zweige  
Wie ein Seufzer lind und weich,  
Wispernd rauscht es durch die Blüten  
Wie aus fernem Geisterreich.

Duften Veilchen, blühen Rosen  
Und die Bronnen plätschern sacht,  
Leise tönt's wie süßes Kosen  
Durch die stille, dunkle Nacht.

Tiefer werden Waldesschatten  
Vöglein schlummern in dem Hain,  
Schwerer werden Herz und Lider,  
Sehnsucht schläfert beide ein.

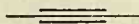
Sehnsucht nach dem Preis des Lebens,  
Nach der Ruhe und dem Frieden,  
Nach dem unbekanntem Glücke  
Und dem Blütenrausch hienieden

Sehnsucht nach der gold'nen Blume,  
Nach des Daseins größter Freude,  
Nach dem reinen Himmelsaether,  
Weit entrückt von Sorg' und Leide.

Sehnsucht nach dem klaren Auge,  
Ihm, dem Meer von Seligkeiten,  
Und nach einem sanften Glücke,  
Tief hinab in Ewigkeiten.

Einsam haucht es durch die Zweige  
Wie ein Gruß vom Geisterreich,  
Wispernd zieht es durch die Blätter  
Wie ein Seufzer lind und weich.

Lind und weich wie ihre Blicke,  
Milde wie der Sterne Pracht — —  
Und auf Fittichen der Sehnsucht  
Rauscht heran die dunkle Nacht.



## FRÜHLINGSWEHEN

Kaum erblühte Menschenknospe,  
Gleich dem Tau am Morgen,  
Frisch und rosig, anmutsvoll,  
Herzchen frei von Sorgen,  
Frei von aller Erdenpein,  
Sonnig Leib und Seele  
Und in ihrem Kämmerlein  
Lied aus froher Kehle.  
Ihrer Augen Veilchenschimmer,  
Ihre elfenzart' Gestalt,  
Ihr Gesicht gleich der Kamee,  
Wenn der Mondschein d'rüber wallt,  
Biegsam, weich wie Wasserrosen,  
Die die Fluten leis bespülen,  
Wenn sich leise wiegt die Welle  
In dem See, dem tiefen, kühlen.  
Schmiegsam, ähnlich der Libelle,  
Sind ihr Wuchs und ihre Glieder,  
Duftig wie die Tuberrose,  
Sinnbetörend wie der Flieder,  
Wenn im vollen Blumenschmucke,  
Liebe sehndend, wonnetrunken,  
Duftumhüllt und weltvergessen,  
Blüt' an Blüte hingsunken.

\* \* \*

Frühlingsgrün und Maienzauber!  
Auf des Lebens weiter Heide  
Bist du meines Daseins Blüte,  
Blumenduft und Herzensfreude!



## · · · · · EIN ALTES LIED · · · · ·

Im L e n z e, wenn die zarten Knospen sprießen  
Und heller blinkt der Morgensonnenschein,  
Wenn frisch die Quellen durch die Auen fließen,  
Erlöst von Frost und Eis und Winterpein, —  
Dann regt sich stumm in jeder Menschenbrust:  
„EIN TREUES HERZ VOLL LIEBESLUST!“

Im S o m m e r dann, in bunter Farbenpracht,  
Wenn voll erblüht im Busch der weiße Flieder,  
Wenn in der dunklen, liebesschwang'ren Nacht  
Verlockend klingen heiße Sehnsuchtslieder,  
Dann voll erfüllt von Liebesglück und Leid,  
„WEIHT MANCHE TRÄN' IHM, SÜSSE  
MAID!“

Und kommt der Herbst mit seinem reichen  
Prangen,  
Betörend lockt die Frucht, gereift umher,  
Der Blick so lebhaft, glühend rot die Wangen,  
Doch — ach — die Seele bleibt entbehrungsschwer;  
Sie fühlt's, und wehmutsvoll denkt sie zurück:  
„ICH HAB' GELIEBT, — DAS WAR MEIN  
GLÜCK!“

Der Winter weht, und frostig sinken nieder  
Die Nebeltränen lautlos, still herab,  
Bald fallen auch die ersten Flocken wieder  
Wie weiße Blümchen auf ein einsam Grab,  
Kein Gruß, kein Laut, verschlossen Tor und Haus:  
„NUN IST ES AUS MIT SAUS UND BRAUS,  
Sing — Sang,  
Kling — Klang,  
ES ZOG EIN BURSCHE HINAUS!“

## JAHRESWENDE

Frühlingszeit — Jugendzeit,  
Alles blühend weit und breit,  
Sorgen zu und Herzen offen,  
Neues Leben, neues Hoffen  
Alles lust- und freudbereit!

Sommersaat — die Ähren blühn,  
Rosen rot und voll erglühn  
In dem lichten Sonnenschein,  
Langsam spriest der junge Wein,  
Reiher in den Lüften ziehn;

Herbstes Zeit — reife Zeit  
Ernte steht am Feld bereit,  
Laub will sich im Walde färben,  
Schmückt sich einmal noch vor'm Sterben  
Voller bunter Lieblichkeit.

Winter, Kälte, Wetterbraus  
Wütet um das kleine Haus  
Und man horcht mit stillem Bangen  
Auf die Stürme, frostumfängen!  
Niemand ein und niemand aus.

Nur im Herzen pocht ganz leise  
Eine heimlich feine Weise:  
„Wenn vergangen ist der Schnee  
Zieht vorbei das Sehnsuchtsweh  
Auf der nächsten Frühlingsreise!“

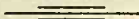
## WALDESRAUSCHEN

Am Totenacker schluchzt im dunklen Laub  
Die Nachtigall ihr Abendlied zur Ruh',  
Der Silbermond deckt allen Blütenstaub  
Mit seinen bleichen Strahlen sorgsam zu;

Es rauscht im Walde wie ein süß' Betören  
Von neuem Lieben kosend durch die Luft,  
Und von den Knospen frisch ergrünter Föhren  
Weht es verirrt daher wie Blumenduft.

So manche Sehnsucht dieser Sommernacht  
Steigt hoch empor in unbekannte Höh'n  
Und eilt dahin, von Ungeduld entfacht,  
Durch Berg und Tal gleich einem Frühlingsföhn.

Das arme Herz, es schlägt so wund und bang  
Wenn Kummer es erbarmungslos befällt,  
Und weint wie jener Vogel sehnsuchtskrank  
Sein heißes Fühlen schweigend in die Welt!



## FLUCHT VOR DEM LEIDE

Durch Nacht und Dunkel, unbemerkt und still  
Bin ich vor meinem Herzeleid gefloh'n,  
Das mir die wunde Brust zersprengen will  
Und alles das nur um der Liebe Lohn.

Nun schien ich frei von des Verfolgers Macht,  
Allein das tiefe Leid, das schwere wacht,  
Und hat sich eng an meine Brust gepreßt,  
Es krallt sich an und hält mich dauernd fest.

„Was quälst du mich? Für meine Lieb und Treu  
Willst du noch weiter mich so schwer bedrücken?  
Verfolge sie, doch mich, mich lasse frei  
Von aller Herzensqualen Angst und Tücken!“

Da raunt es leise höhnend mir ins Ohr:

„Du hast geliebt — und bleibst deshalb ein Tor!  
Glaubst du vielleicht es könnt' die Flucht dir  
frommen

Wenn Menschenherz und Leid zusammen-  
kommen?

Nein, nein! Wo du auch jemals weilen magst  
Und deinem Kummer zu entfliehen wagst  
Es nützt dir nichts, denn ich bin immer wach  
Und folge dir und deinem Grame nach;

Bist du verborgen selbst in fernsten Fernen  
So bin ich da, du mußt mich tragen lernen!  
Denn zäher als Gestein auf öder Flur  
Folgt stets das Herzeleid des Menschen Spur!“

## FRÜHLINGSSENDE

Noch duften Veilchen in des Lebens Garten  
Und sattes Grün blickt von den Bäumen nieder,  
Noch blüht im Busch der weiße Maienflieder  
Und Vöglein träumen von den weiten Fahrten  
Im spätem Herbste, wenn die Nebel wallen  
Und Blätter fallen.

Noch weist der Frühling auf sein Brautgewand,  
Aus tausend Blumensträußchen fein gewebt,  
Und was in zarten Knospen schafft und lebt,  
Was seinen Weg im Frühlingszauber fand,  
Das wird im Sommer üppig sich gestalten  
Und reich entfalten.

Allein die Blumen, die so schön geblüht  
Im dunklen Walde, wo die Vöglein nisten,  
Die sich — wie bald — zu weiter Meerfahrt rüsten,  
Wenn es den Sänger nach dem Süden zieht —  
Wie rasch die Veilchen doch und Ros' und Nelken  
Im Herbste welken!

Des jungen Blühens Zeit ist kurz bestimmt;  
Kaum siehst du voll den Blumenkelch entfaltet,  
So siehst du auch, wie rasch die Zeit schon waltet,  
Und wie sie ihm des Duftes Zauber nimmt;  
Ja — selbst der Lenz mit seinen Blütenscharen  
Kommt auch zu Jahren!

Indessen, wenn der Frühling auch entschwunden --  
Was liegt daran? Birgt nicht die Sommernacht  
Und dann des Herbstes reiche Farbenpracht  
Noch unvergessen schöne Weihestunden?  
Wo Blüten sind, dort glänzt im ros'gen Schimmer  
Der Frühling immer!

## NACHTGEFLÜSTER

Im Dämmerchein! in dunklen Zweigen  
Verstummt der Sänger zwitschernder Reigen,  
Der Mond soeben aufgewacht,  
Strahlt golden durch die stille Nacht —  
Im märchenhaft verträumten Raum  
Bewegten die Blätter sich kaum.

Da kam sie mit ängstlich klopfender Brust  
Und zog mich ins dunkle Myrthengesträuch  
Wo sich kein Mondstrahl verlor,  
Und preßte in zagend verhaltener Lust  
An mich die Wangen so blütenweich,  
Und lispelt mir kosend ins Ohr . . .

Im Dämmerchein der Vollmond schien;  
Es hauchen die Blüten berausenden Duft  
Und füllen mit Strömen von Sehnsucht die Luft;  
Und wir in dieser schimmernden Pracht!  
Die Stunden, sie rannen erschauernd dahin —  
. . . Und ringum heimliche Nacht! . . .

## MON REPOS

Geborgen tief im Waldesschatten,  
Vom Menschenblick fast ungesehn,  
Dort siehst du, will dein Fuß ermatten,  
Ein unscheinbares Bänklein stehn;

Es ladet ein, es zu benützen  
Für eine kleine Weile nur,  
Um vor Ermüdung dich zu schützen  
Im schönen Anblick der Natur;

Und setzest du, o Wand'rer, nieder  
Dich hier auf diese Ruhebänk,  
So weiß ich auch: Du kommst bald wieder  
Zur Rüste, wenn die Sonne sank!

Hier steht der Allmacht nah' dein Geist,  
Wenn Dämmerchein am Abend fiel,  
Es zieht dich einst, wo du auch seist,  
Mit Macht zu diesem Ruheziel.

Du gehst nicht gerne wieder fort  
Von diesem heimlich tiefen Schweigen,  
In deiner Brust verstummt das Wort —  
In Andacht wirst du dich verneigen;

Dein Blick kann nichts als nur bestaunen,  
Was die Natur an Schönheit bot,  
Im Wald vernimmst du seltsam Raunen  
Wie ein Gebet in Herzensnot.

Und deine Seele strebt empor,  
Um mit dem All sich zu verbinden  
Bis hoch hinauf zum Himmelstor, —  
Um dort die letzte Rast zu finden! . . .



## GLÜCKSGEFÜHL

Das Glücksgefühl ist deines Herzens Reichtum,  
Das dort als bestes Gut geborgen liegt;  
In schwerem Kampfe und in harten Sorgen  
Hast du es Stück um Stück mit Müh errungen  
Und wie dein schönstes Kleinod treu bewahrt.  
In vielen, vielen Stunden deines Daseins  
Hast du Minuten nur vom Glück erhascht,  
Die gleich dem Falterflug in rascher Eile  
Auf ihrem Wege flüchtig dich gestreift.

Und hast du endlich dir dein Glück erkämpft,  
So halt es fest und treu mit tausend Klammern  
Und berge es zu tiefst in deiner Brust  
Wo keines Menschen Macht noch Wille reicht.  
Dann bist du überreich von Gott begnadet  
Und tauschest nicht mit allem Gold der Welt.

Doch wenn du dieses Glück nicht voll empfindest  
Und wenn du's nicht in deiner Seele fühlst  
So lebenswarm wie deines Herzens Schlag  
. . . Dann bist du arm und deine Innenwelt  
Wie eine Wüste, menschenleer und öde,  
Dann bleibst du arm — und niemand kann dir  
helfen!



## WIE DAS MEER

Ich trag in meiner Brust ein Leid  
So stumm und endlos wie der Tod,  
So tief wie die Vergangenheit  
Und täglich neu wie Morgenrot;  
Es lastet auf mir zentnerschwer  
Als würf' es Wellen hin und her —  
Wie das Meer!

Kein Ton verrät dir meine Pein,  
Kein Wehruf dringt durch meinen Schmerz,  
Nur heimlich quillt im Dämmerchein  
Die Träne durch das wunde Herz;  
Ach — ströme es auch noch so sehr  
Es schöpft die Tränen niemals leer —  
Wie das Meer!

Sie wird nie müde, diese Qual,  
Und stürmt und braust so riesengroß,  
Sie birgt der Schmerzen sonder Zahl  
In ihrem abgrundtiefen Schoß;  
Und ohne Rast und ohne Wehr  
Wälzt sie die Fluten hin und her —  
Wie das Meer!

Ein welker Kranz auf stillem Grab,  
Ein halbverdorrter Blütenstrauß  
Blickt von dem Kreuze stumm herab,  
Vergilbt von Wind und Sturmgebraus;  
Das Herz ist tot und liebeleer  
Die Nebel wallen hin und her  
Wie das Meer!

Wer tief sein Leid im Busen fühlt  
Dem bleibt verschlossen stumm der Mund,  
Denn was in dir der Kummer wühlt  
Verborgnen ruht's in Herzens Grund;  
Scheint es auch droben wellenleer  
. . . Zu tiefst da wogt es hin und her —  
Wie das Meer!

---

## FRÜHLINGSZAUBER

Ein Frühlingstag, im Sonnenglanz erlebt,  
Ein Meer von Farben, tief im grünen Laube,  
Die Brust, die frisch zu neuer Hoffnung strebt,  
Und in der Seele froh erregter Glaube —  
Kann sich dein Blick vor diesem Traum verhüllen,  
Empfindest du dein Blut nicht höher kreisen  
Und deine Stimme sich mit Freude füllen,  
Wenn Frühlingsknospen reich den Schöpfer  
preisen?

Ist denn so ferne dir dein stilles Glück  
Daß dir dein Herz nichts mehr zu sagen weiß?  
So öffne doch dein Aug', mit einem Blick  
Ersiehst du rings in deiner Umwelt Kreis  
Den Frühlingszauber und die Blütenpracht,  
Das frische Grün in Feld und Wald und Heide  
In bunten Farben glutvoll neu erwacht  
Den Menschen allen nur zur Sinnenfreude.

Dein Ohr vernimmt wie hell die Vöglein singen,  
Wie alles keimt und sprießt und treibt und lebt,  
Wie Kräfte der Natur das Leben bringen,  
Wie unermüdlich sie am Webstuhl webt  
Des Daseins zart Gespinst, so Tag wie Nacht  
Nach ewigem Gesetz und ohne Rast  
Als ob darüber jemand Großer wacht  
Den du nur ahnst, doch nie ergründet hast.

Kannst du dein Aug' vor dieser Schönheit  
schließen,  
Merkst du denn nicht, wie durch des Zaubers  
Macht

Dir unbewußt des Lebens Tropfen fließen,  
Wie schönheitstrunken dir dein Auge lacht?  
Gibt es denn irgendwo in weiter Welt  
Ein Menschenkind, das blind die Augen schließt  
Vor seines Himmels silbern Sternenzelt  
Und solchen Frühlingsreichtum nicht begrüßt?

O zaubervoller Traum, stets neu belebt,  
O Blütenrausch im Wonnemond erblickt,  
Wer hat dich nur so reich und schön gewebt  
Und wer mit solcher Farbenglut geschmückt?  
Du armer Mensch! — und dennoch reich bedacht  
Von Allmachts Größe, die du nie begreifst,  
Zum Sonnentag wird dir die tiefste Nacht,  
Bis du dereinst zum wahren Lichte reifst!

---

## DER ACHERONTISCHE SEE

Es tauchen drei Schwäne von schwarzem Gefieder  
Die zierlichen Häuse im einsamen See,  
Wo niemals erklangen Stimmen noch Lieder,  
Nicht Laute von Freude und keine von Weh;

Die Schwäne bewachen das dunkle Gestade  
Mit ihren Blicken, den düsteren Hain,  
Dann kreisen sie stille in ihrem Bade,  
Sie senken die Köpfchen — und schlummern  
dann ein —

Bis nah an des Ufers zerklüftetem Rande  
Auf ihrem Pfad eine Seele erscheint,  
Vom ferne verlassenen, sonnigen Lande,  
Wo Tote man schmerzlich beklagt und beweint.

Hier ist ihr Abschied vom irdischen Treiben,  
Vom Licht und vom Leid, vom einstigen Glück,  
Hier mag sie zum letzten Male verbleiben,  
Noch einmal gewandt den sinnenden Blick

Auf alles zurück, was einstens ihr lieb,  
Auf Sehnen, Erfüllung, auf Glückes Geleit,  
Auf jenes, was einst ihr das Kostbarste blieb  
In längst vergangener, seliger Zeit!

Es ziehen die Schwäne den mod'rigen Kahn  
Mit ihren Schnäbeln, die schaurige Last,  
Und am Gestade da legen sie an,  
Zur Überfahrt für den seltsamen Gast ;

Dann rudern sie langsam, um nicht zu ermatten,  
Durch dunklen Stromes brausende Stellen  
Mit ihren Flügeln, den einsamen Schatten,  
Auf Wassers lautlos wogenden Wellen;

Sie landen an der Unterwelt Pforten,  
Wo Geister stumm der Kommenden harnten,  
Um sie zu geleiten nach finsternen Orten  
Wo andere Scharen ihrer schon warten.

Dann rudern sie wieder in einsamer Fahrt  
Zurück an das Ufer im dämmernden Schein;  
Sie senken die Köpfchen so schlank und so zart  
Ins dunkle Gewässer — Und schlummern dann  
ein . . .

Dampf brüet und tot der düstere See  
Von grauen Schatten und Toten umstellt,  
Ringsum eine Stimmung wie zitterndes Weh —  
Und dräuend wie das Verhängnis der Welt! . . .



## BESUCH

Ich saß an meinem Tisch, gedankenschwer,  
Doch wollte nichts zum rechten Reim sich fügen,  
Die Worte flogen ziellos hin und her,  
Sie mochten zu einander sich nicht schmiegen.

Es war, als wenn am Himmel Wolken fliegen  
Umhüllt von grauer, dichter Nebelwand,  
Als wenn die Möven auf dem Meer sich wiegen  
Und doch ihr Flug kein Ziel zur Ruhe fand.

Da trat ganz plötzlich jemand still herein,  
Zwar hört' ich nicht des Zimmers Türe gehn,  
Ich sah nicht die Gestalt, nicht ihren Schein  
Doch fühlt' ich sie an meinem Tische stehn.

Ich blickt' nicht hin, daß nicht der Bann vergeht,  
Doch eines wußt' ich, daß sie mir zur Seite,  
Und ihres Wesens Zauber mich umweht  
Wie zarter Duft aus unbekannter Weite.

Wie seltsam war's im Herzen mir, dem alten,  
Es zog mich mächtig hin mein Aug' zu heben,  
Doch sie, der meine zagen Blicke galten,  
Sie schien um sich ein gold'nes Netz zu weben

Durch das die Neugier nicht vermocht zu dringen,  
Ein mahrend Wort, so schien mir's auszudrücken:  
„Soll ich als Muse dir Gedanken bringen,  
So darfst du ahnen, doch du darfst nicht blicken!“

So wie sie kam so leise ging sie wieder . . .  
Ich sah nicht die Gestalt, wie Äther fein,  
Die Feder flog, der Frühling sang die Lieder,  
Ich blieb zurück im hellen Sonnenschein!



## DAS GLÜCK

Das Menschenglück ist nur ein glitzernd Ding  
Und so vergänglich wie der Sonne Schein,  
Der heute goldig leuchtet und erwärmt,  
Der alles frisch zu neuem Leben weckt  
Und morgen, eingehüllt in Nebeldunst  
Dem Auge all zu fern entschwunden scheint;  
Und so wie sich der Mensch nach Sonne sehnt  
Und traurig wird, wenn er sie länger mißt,  
So sprießen ewig Keime in der Brust  
Von tiefer Sehnsucht nach des Lebens Glück  
Und welken, wenn der Sonne helles Licht  
Sie nicht durchwärmt und neue Kräfte spendet.

Doch kurz ist jeder Wahn, nur allzu kurz;  
Was frommt es dir wenn du ihn halten willst?  
Ein Wind, ein zarter Hauch, so gut wie nichts  
Und deine Wünsche, deine wirren Träume  
Zerfließen wie aus Seifenschäum geformt.

So ist das Glück, o töricht Menschenkind!  
Ein flüchtig Bild, nichts weiter als ein Traum  
In schwüler, banger Nacht dahingeträumt!  
Du schläfst und deine Seele flattert fort,  
Sie sonnt sich hell im Strahl des Himmelsäthers,  
Und baut aus diesem ewig bunten Licht  
Sich Tempel für ein fernes Zukunftsglück;

Dann kommt der Tag, der erste Morgenschimmer,  
Er weckt dich auf und alles was du schufst  
Mit deiner Seele Schwingen, weltentrückt,  
An Hoffnung, Freude, Sehnsucht, Zuversicht,  
Es bricht zusammen wie ein Kartenhaus!

Das ist des Menschen ewiges Geschick —  
So ist sein Leid, sein Los und so sein Glück!



## HERBSTBLÜTEN

Zwei Blüten erschienen im Traume mir nachts  
Ganz heimlich im herbstlichen Scheine,  
Die eine so weiß, die andre so rot  
Vom fernen, blumigen Haine.

Es hub die weiße zu flüstern an:  
„Die Tage sind längst schon vergangen  
Da deine Lieder in fröhlicher Zeit  
Von Glück und von Jugend noch sangen.

Dort in der Ferne ein einsames Grab  
Will dich, mein Freund, schon begrüßen;  
Willst du verzichten auf menschliches Glück  
Dann lass' deine Wange mich küssen.

Du findest Erlösung von Leid und von Schmerz  
Dem Leben mühsam entwunden,  
Vom Abschiedsweh fürs einsame Herz  
In schicksalsschweren Stunden.

Und hast du an deine Brust mich gedrückt,  
Dann brauchst du nichts mehr zu meiden,  
Dann fühlst du nicht Liebe, nicht Sehnsucht mehr  
Und weder Qualen noch Leiden.

Denn höre mein Freund, was ist denn das Glück?  
Ein Zustand von heute auf morgen;  
Im Augenblick glaubst du im Himmel zu sein  
Befreit von Schmerzen und Sorgen —

Doch, ach, wie bald ist alles vorbei,  
Dann kommen die Abschiedstränen,  
Dann kommt der Kummer, das Leid und der Gram,  
Der Schmerz in der Seele und Sehnen.

Da ist es doch klüger verzichten auf Glück  
Auf Freude und Liebe hienieden — —  
Das beste im Leben ist nicht der Kampf  
Das beste — das ist der Frieden!

Drum reich mir die Hand zum ewigen Bund,  
Sei glücklich daß wir uns fanden,  
Vergessen wirst du was dich bedrückt,  
Wenn deine Sorgen entschwanden.“

So sprach die weiße Blüte zu mir  
Erzitternd im Abendhauch leise,  
Sie neigte mir zu ihr Angesicht  
In scheu verhaltener Weise —

Schon wollt' ich in stummer Ergebung und Leid  
Sie still und innig umfassen,  
Da rief die rote berückend mir zu:  
„Zum Glück wirst nie du gelangen!

Denn ich bin die Hoffnung auf menschliches Glück,  
Das beste im Leben erring' ich,  
Ich bringe Vertrauen, ich bringe die Kraft  
Und Mut in Verzweiflung erzwing' ich.

Was ist denn das Dasein ohne das Glück,  
Was ist denn der Kampf ohne Freude —  
Ein düsterer Tag ohne Sonnenschein  
Und ohne Tröstung im Leide,

Wie ohne Sehnsucht das menschliche Herz  
Befreit von Wunsch und Verlangen —  
Wie eine Heide, so dürr und so starr  
Und Herzen voll düsterem Bangen.

Zwei Wangen, so weich, so rot und so frisch  
Sie würden dann mählich verblassen,  
Zwei Augen so gut, so treu und so lieb  
Sie könnten die Tränen kaum fassen.

Du kannst nicht verzichten auf dieses Geschenk  
Das spät der Herbst dir gebracht  
Bald färbt der Reif die Schläfen dir grau,  
Genieße — denn lang ist die Nacht!

Genieße das Glück und halte es fest!  
O daß es ewig dir bliebe!  
Das beste im Leben ist nicht der Verzicht  
Das beste — das ist die Liebe!

Und wenn es einst heißt: vorbei, vorbei  
Mit den Qualen der Liebe und Freuden,  
Und wenn auch der Herbst den Abschied nimmt,  
Die Blumen vom Sonnenlicht scheiden,

Dann ist doch eines der Seele bewußt:  
Es blühte auch dir einst der Flieder,  
Es klangen dir froh im herbstlichen Schein  
Aus vollem Herzen die Lieder!

Die weiße Blüte lasse verwehn  
In stumm versunkene Zeiten  
Ich führe allein dich den himmlischen Weg  
Voll Herzensseligkeiten“ . . . .

Als ich erwachte, erblickt' ich die weiße,  
Wie sie erbleichend versank,  
Die rote Blüte drückt' ich ans Herz  
Mit heißem innigem Dank.

## R Ü C K B L I C K

Als noch jung das Herz mir schlug  
Und die Rosen blühten,  
Als die Augen jugendfrisch  
Mir in Sehnsucht glühten,  
Als der zarte Blütenreif  
Süßer Mädchenwangen  
Und der erste weiche Blick  
Herz und Sinn gefangen —  
Fühlt' ich namenloses Glück,  
Seligkeit der Liebe,  
Glaubte, daß es immer so  
Herzberückend bliebe.

Doch das alles war nur Traum,  
Kaum gewebt — zerronnen,  
Wie der Nebel tief im Tal  
Vor dem Strahl der Sonnen,  
Wie der erste Liebesschwur  
Und das erste Kosen,  
Wie das zarte Maiengrün  
Und der Duft der Rosen — —  
Längst ist Frühlingszeit vorbei,  
Nur für Lieb erkoren,  
Und der Jugend schönster Traum  
Ging im Herbst verloren.  
Alles schwindet gleich dem Tau,  
Alles welkt hienieden,  
Nur das j u n g e Herz sucht Glück —  
Und das alte Frieden.

## DIE BLUMENNYMPHE

Strahlend im Glanze himmlischer Schönheit  
Und ihrer Glieder schimmernden Pracht  
Taucht aus dem Strauße farbiger Blüten  
Nach dem erfrischenden Schlummer der Nacht  
Jugendlich weiß eine Nymphe hervor,  
Goldig ihr Haar im Morgenrotschein;  
Zärtlich vom ersten Dämmer umfängen,  
Hebt sie die Arme betend empor,  
Streicht sich den Tau von den rosigen Wangen,  
Neigt dann den Blumen ihr Antlitz hinzu,  
Gleichsam als wollt' sie den köstlichen Duft  
Schlürfen zum Gruß des beginnenden Tages  
Schimmernd im Schein des Morgengestirns!

Leise die Blumen kosend sich schmiegen  
Rund um die Glieder der lieblichen Fee —  
Neigen die Kelche, neigen die Blüten  
Dankbar und tief zum ewigen Licht!

## AM GRABE LENAUS

(Eine Vision)

Unter schwarzen Schollen tief geborgen  
Liegt die wesenlose Hülle,  
Grau und fahl der Himmel, Nebelmorgen  
Und des Totenackers Stille.

Friedlich ruht sie hier, die ruhelose,  
Eng und düster eingesponnen,  
Trauernd beugt ihr Köpfchen eine Rose  
An dem kühlen Friedhofsbronnen,

Der mit seinem murmelnd stillen Rieseln  
Stumm den müden Schläfer grüßt,  
Während über harten, braunen Kieseln  
Epheulaub den Grabstein küßt.

Von den Wolken schwarz und tief behangen —  
Sonnenlicht war nicht erschienen —  
Zwitschernd nur die Vöglein leise sangen  
Dort im Busch, dem immergrünen.

Ringsum Stein und welke Abschiedskränze,  
Längst verdorrt in Herbstes Wüten,  
Die vorher im grünen, jungen Lenze  
Schönheitstrunken noch erblühten.

Welches Summen tönt mir in den Ohren, —  
Welche Stimmen, lind und weich,  
Märchenhaft erklang's und weltverloren —  
Wie aus fernem Geisterreich!

Dieses Lispeln in des Friedhofs Bäumen,  
Sphärenklang in fremden Zungen,  
Ist es etwa unbewußtes Träumen,  
Das mich hier am Grab bezwungen?

Daß die alte Laute mir erklinge,  
Die aus längst verfloss'ner Zeit  
Ich zu neuem Leben wiederbringe —  
Bilder der Vergangenheit?

Puſtalieder, jauchzend, sinnbetörend,  
Scheinen durch die Luft zu klingen,  
Liebesworte, heiße Sehnsucht nährend,  
Hör' ich in das Ohr mir dringen!

Und die Töne weicher Fiedelsaiten  
Seufzen wie aus Geisterkreisen,  
Ist es Lockruf aus den alten Zeiten —  
Sind es gar Zigeunerweisen?

Ist es Laut von sanften Zymbalklängen  
Oder süßer Ton der Geigen,  
Die erregte Liebespaare drängen  
Hin zum tollen Csardasreigen?

Traum des Herzens, wirr und wonnetrunken,  
Unergründlich tiefes Sehnen,  
Seel' zu Seele wonnig hingesunken,  
Ach — im Glück, dem wunderschönen!

Der du endlich Ruhe hier gefunden  
Nach des Lebens heißem Toben,  
Dessen Geist schwebt ewig ungebunden  
In des Äthers Sphären droben.



Pilgernd an dem müden Wanderstabe  
Kommen Viele, dich zu grüßen,  
Um an diesem einsam stummen Grabe  
Eine Träne zu vergießen.

Ach, du hast im Leben nicht verstanden  
Leid und Liebe zu ertragen,  
Die so oft vereint zusammenfanden  
Sich in deines Daseins Tagen!

Leid des Lebens, trüber Weggenosse,  
Liebesqual und kurze Freude,  
Stürmend wie auf feurig flinkem Rosse  
Czikos auf der grünen Weide!

Edler Träumer, der du ruhst zur Stelle  
Hier von deinem Erdenleide,  
Frei bist du, wie in dem Meer die Welle,  
Wie der Reiher auf der Heide!

Die du einst so stimmungsvoll besungen,  
Als die Sehnsucht an dir nagte,  
Als du um dein Lebensglück gerungen,  
Das ein Schicksal dir versagte!

\* \* \*

Ruhe sanft! Nach hartem Erdenringen  
Und des Kampfes Müh', der herben,  
Wird der Tod den Frieden jenen bringen, ...  
Die an wundem Herzen sterben!



## DAS MEER

O Meer, du unendliches, göttliches Meer,  
So schön wie im Frühling, ein wonniger Traum,  
So uferlos weit, so tief und so groß  
Wie blauender Himmel im Weltenraum,  
So urgewaltig wie Schöpfers Kraft,  
Erklingend heimlich in mystischen Tönen  
Und abgrundtief, unmeßbar und breit —  
O Meereswelle, wie gleichst du dem Sehnen!

Schon wölbt sich der Fläche bläulicher Spiegel,  
Es atmet begierig voll bräutlicher Lust  
Das Wasser in vollen berausenden Zügen  
Und höher hebt sich die schwellende Brust;  
Sacht schleichen die Wogen vom fernen Gestade  
Und wölben empor sich in mächtigem Triebe,  
Ein ewig wechselnd, berückendes Bild —  
O Meereswelle, wie gleichst du der Liebe!

Sieh da! schon rauschet und brandet die Flut!  
Was ruhig erschien, ist längst nicht mehr wahr,  
Die weißen, wirbelnden, schäumenden Kämme,  
Sie steigen zu schreckhaften Wogen fürwahr,  
Sie locken nicht mehr, sie tosen und stürzen,  
Zernagen Gesteine im Augenblick,  
Bedrohen, vernichten im rasenden Lauf —  
O Meereswelle, wie gleichst du dem Glück!

Ein liebliches Bildchen: Ein Wellchen am Strand,  
Es schmeichelt und zärtelt am Riffe den Stein,  
Es ist, als glitte der Maiblüten Duft  
Liebkosend und weich durch blumigen Hain;

Da plötzlich erhebt sich's ganz nahe dem Rand,  
Und stürzt und brandet mit schaumigem Leib  
Voll Gier und voll Hast an das felsige Land —  
O Meereswelle, wie gleichst du dem Weib!

Und mählich da ebbt sich die wütende See,  
Die strotzenden Kämme, sie gleiten herab,  
Und langsam wird's still wie verschwiegenes Weh',  
Geheimnisvoll wie ein einsames Grab;  
Was vordem noch brausend und tobend erschien,  
Das wird nun ruhig, geglättet und eben  
Und alles Stürmen, das ist nun vorbei —  
O Meereswelle, wie gleichst du dem Leben!

So seh' ich im Anblick der göttlichen Flut  
Symbolisch in einem Bilde verbunden  
Das Menschenleben, das Glück und das Leid,  
Gemeinsam vereint, gemeinsam gefunden;  
Erblick' ich das Meer, über drohendem Riff,  
Erfasst mich heimlich ein innerer Schauer:  
Es ist, als führ' ich auf rissigem Schiff —  
Der Freude entgegen — oder der Trauer?!

## DIE ZEIT

Es flieht die Zeit dahin in Sturm und Windeseile,  
Der Stundenweiser steht doch niemals still,  
Und unermüdlich wie das Schicksal will,  
Ans ferne Ufer strebt sie endlos, ohne Weile.

Und wenn für dein Gefühl sie allzu schnell ver-  
geht,  
So glaubst du leicht ihr Streben zu begreifen,  
Indes — nicht sie will rasch zu Ende reifen,  
Du selbst bist es, nur du, den bald der Staub ver-  
weht.

Es ändert sich von Stund' zu Stund' dein ganzes  
Wesen,  
Die Sonne selbst will anders dir erscheinen,  
Und wenn wir auch uns gleich zu sein vermeinen,  
So sind wir heute schon nicht mehr, was wir ge-  
wesen.

Ein Etwas, ungeklärt, hat sich in dir verschoben,  
Das dir dein Fühlen zwingt in fremde Bahnen,  
Du weißt es nicht, noch kannst du's jemals ahnen,  
Wie rasch in dir Gedanken durcheinander stoben!

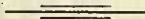
Denn morgen ist nicht mehr was du noch heute  
fühlst,  
Im Riesenflug vollendet sich der Kreis,  
Und in der Hast, von der ja niemand weiß,  
Bleibt deinem Blick verhüllt, wohin du endlich  
zielst.

Die Zeit scheint zu entfliehn, doch das ist leerer  
Wahn,

Du selbst bist es, der täglich in ihr schwindet,  
Und wer sie nicht im Geiste überwindet,  
Der ist und bleibt ihr fremd und dauernd  
untertan.

Denn NUR der Geist ist Herr und nicht an Zeit  
gebunden,

Er überbrückt die allerfernsten Weiten,  
Und seinen Flug hemmt nichts in Ewigkeiten  
Wo endlich er sein allerletztes Ziel gefunden.



## HERBSTAHNUNG

Noch blüht es da und dort in dunklen Sträuchern  
Und leise weht und mild der Sommerwind,  
Es will Natur die Menschen noch bereichern  
Mit Gaben, die so rasch entschwunden sind.

Noch jauchzt im Busch das Vöglein selig auf  
Und träumt von seinem meerdurchfurchtem Zuge,  
Das scheue Wild, es eilt im raschen Lauf  
Und Schwalben üben sich zu weitem Fluge.

Doch fällt schon Morgenreif auf zarte Blüten,  
Die sich geduckt vor kühlen Lüften schützen,  
Um allzufrühes Welken zu verhüten  
Und noch die Sonnentage zu benützen.

Wie bald, wie bald die Blumen doch verblühen,  
Es färbt sich gelb im Wald das grüne Laub,  
Die schönsten Tage werden rasch entfliehen  
Und was gegrünt, das wird zu dürrem Staub.

Schon zieh'n die Tage stumm dahin, die losen,  
Ein feiner Nebel streift des Waldes Kronen;  
O freue dich, o Mensch, der roten Rosen,  
So lang du lebst, wird dir Natur es lohnen.

Doch ist des Sommers heller Schein vergangen,  
Dann kommt für dich der Herbst mit seinen Wettern,  
Und gleich wie selbst die glühend heißen Wangen,  
So wird er auch der Blüten Pracht entblättern;

Die Stunden eilen wie im Zauberstraum,  
Ach, nichts vermag im Laufe sie zu zähmen,  
Denn alles ist nur Wahn und leerer Schaum;  
Was dir der Sommer gab, wird Herbst dir nehmen!

## IM KREISLAUF DES LEBENS

Im Kreislauf des Lebens ein Wettlauf nach Frieden  
In rastlosem Ringen verbracht  
Und mitten darin ein helllichter Stern  
In dunkler, einsamer Nacht.

Im Kreislauf des Lebens, umgeben von Leid  
Und Tränen ein herbes Geschick;  
Und mitten darin als tröstlicher Hort  
Ein stilles, verschwiegenes Glück!

So ist das Leben ein ewiger Kampf  
Umbrandet von stürmischen Wellen,  
An denen gar oft die festesten Kiele  
Wie morsche Bretter zerschellen.

Was nützen die Träume, was Worte und Klagen?  
Das Leben ist doch nur Entsagen,  
Ist wie Verwelken der blühenden Bäume  
Begraben verschwiegener Träume!

Das beste was du im Kampfe erringst  
Nur dieses kann dich erfreuen;  
Es ist nicht Reichtum, nicht Prunk und Glanz  
Es ist eine Seele in Treuen!

## WALDESFLÜSTERN

In den Fichtenkronen weht der Wind,  
Kahle Stämme neigen tief zur Erde,  
Wolken ziehn am Himmel pfeilgeschwind,  
Blicken stumm mit drohender Gebärde.

Drossel sucht im Busch ihr warmes Nest,  
Singt noch einmal laut ihr Abendlied  
Und der Sonne roter Schein, er läßt  
Brauner noch erscheinen Wald und Ried.

Dürres Laub am Strauche raschelt leise  
Von dem lauen Abendwind bewegt  
Und ein seltsam Raunen rings im Kreise  
Gleich als wenn's geheimnisvoll sich regt.

Eine ferne Stimme, kaum vernehmbar  
Flüstert leise wie im Traum der Nacht  
Was der Lebensweg dir Jahr um Jahr  
Reich an Freude und an Glück gebracht;

Von dem Dasein, das so kurz bemessen  
Und dem Glühen in den Sommernächten,  
Von der Seligkeit, so bald vergessen  
Und von Nornen, die das Schicksal flechten,

Von der Hoffnung, über Nacht vergangen,  
Und des Herzens ungestilltem Sehnen,  
Von dem Gram auf jungen, blassen Wangen  
Und den stumm vergoss'nen Abschiedstränen.



Waldesflüstern! Echo deiner Seele  
Armes Menschenkind in deinem Leide,  
Daß es dir an mildem Trost nicht fehle  
Spricht's zu dir aus Busch und Strauch und Heide:

Wie des Waldes kaum gehauchte Stimmen  
Dich zu frohem Hoffen mählich zwingen,  
Und die Tage, die so stumm verglimmen  
Dir den Mut zu neuem Leben bringen!





## DER TOTEN ERDENTAG

Dunst auf seichten Wellen lag,  
Nebel über Fels und Strand,  
Toter Seelen Erdentag  
Aus des Orkus dunklem Land.

Und in diesem Nebelmeere  
Schwanken trübe Nachtgestalten,  
Die vor Charons düstrer Fähre  
Schweigend auf und nieder wallten.

Einmal nur vom Totenreigen  
Dürfen sie, die längst geschieden,  
Frei empor zur Erde steigen,  
Die sie lange schon gemieden.

Und sie schweben auf und nieder,  
Sichtbar dem, der sie ersehnt,  
Dumpf erklingen Laute wieder,  
Wie der Föhn zur Nachtzeit stöhnt.

Stimmen lispeln durch die Lüfte,  
Töne aus der Unterwelt,  
Hauchend streifen welke Düfte  
Durch des Nebels grau Gezelt.

„Was uns aus dem Grabe lockt,  
Wo wir scheinbar friedlich liegen,  
Seit das Herzblut steht und stockt  
Nach den letzten Atemzügen,

Ist die Sehnsucht nach dem Leben,  
Nach dem Wahne und dem Glück,  
Nach dem Kampfe, nach dem Streben  
EINEM lichten Sonnenblick.

Ist der heiße Wunsch zu leiden  
Schmerzlich mit des Herzens Trieben,  
Ist die Lockung nach den Freuden  
Und nach denen, die wir lieben;

Zwar das Leben ist auch Leiden,  
Sterben aber: ew'ge Nacht.  
Niemand soll uns dort beneiden,  
Wo kein Sonnenstrahl uns lacht.

Wüßtet ihr den Tod zu deuten,  
Wenn die Trauerfahnen wehen  
Und die Abschiedsglocken läuten,  
Würde niemand ihn erflehen!

Tod ist düst're Einsamkeit  
Ohne Sternenglanz und Licht,  
Jahr um Jahr in Ewigkeit,  
Wenn das müde Auge bricht.

Einmal nur aus Grabeskrallen  
Dürfen frei zur Erde steigen  
Uns're Hüllen, die zerfallen  
Dort im großen Todesreigen.

Leben, leiden, heiße Tränen,  
Kampf in jedem Augenblick,  
Halb verzichten, halb ersehnen —  
Das allein ist Menschenglück!

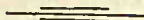
Menschenschicksal, urgewaltig,  
Starr wie dürrer Klippenstrand,  
Ewig hart und vielgestaltig  
Wie Granit der Felsenwand!

Also ist der eine Tag,  
Da wir heut' zur Erde schweben,  
Recht für uns ein Sehnsuchtstag  
Nach den Leiden und dem Leben;

Ist der Tag geschied'ner Seelen  
Hoffnungslos und frei vom Wahn,  
Wo die Stunden nicht mehr zählen  
Auf des Todes ew'ger Bahn . . .“

\* \* \*

Alles still, die Stimmen schweigen,  
Die sich erst vernehmen ließen,  
Bis im Nebelbilderreigen  
Die Gestalten sacht zerfließen . . .



## DER WALDSEE

Im satten Grün, von dunklem Busch geborgen,  
Da liegt in Einsamkeit ein stiller See,  
Des Waldes Nymphen baden dort am Morgen  
Und wohl geschützt von einer Wasserfee.

Ein dichter Farn und junger Tann umsäumen  
In breiten Garben seines Ufers Rand,  
Die Luft ist voll von seltsam süßen Träumen  
Aus fernem, ewig jungem Märchenland.

Drei schwarze Schwäne segeln stumm und leise —  
Am Schilf vorbei auf dieses Waldes Weiher  
Und hoch in Lüften, auf der Sommerreise —  
Da schwebt im Sonnenlicht ein Silberreiher.

Am Anger stehen Buch' und alte Eichen,  
Dort neigt als wie im stummen Gram und Leide  
Als wollt den Boden er im Schmerz erweichen,  
Sich tief der Zweig von einer Trauerweide.

Ein feiner Nebel lagert auf dem See  
Und hüllt ihn sorgsam ein als wie ein Schleier  
Und nur ein schlankes, braungefärbtes Reh  
Erlauscht im Busche diese Morgenfeier.

Den stillen See mit seinem dunklen Weben,  
Hat selten noch ein Wanderer erblickt,  
Nur dem Poeten hat ein Gott gegeben,  
Daß ihm sein Anblick Herz und Sinn erquickt.

Denn nur der Mensch, den Musen reich begnaden  
Darf das Geheimnis dieses Sees erschauen,  
Wo ihren Leib so goldigsilbern baden  
Die Nymphen heimlich und die Wasserfrauen.

Mit einem Male, horch! ein leises Girren,  
Wie das Gegurre junger Turteltauben  
Und aus dem Schilf da tauchen — zum Verwirren —  
Ein Dutzend Nymphen auf — fast nicht zu glauben.

Ihr Körper rosig, hell, so blank und zart  
Wie lichter Glanz von hellen Sonnenstrahlen, —  
Ihr feines Lachen ganz besond'rer Art  
Wie leises Summen in den Muschelschalen.

Dort sah ich sie und ihre feinen Glieder,  
Es war ein wundersam berauschend Spiel,  
Ein Duft so lieblich wie der Frühlingslieder,  
Dess' erste Blüte nachts zu Boden fiel.

Vom Licht geblendet, schwanden mir die Sinne,  
Ich taumelte als wär' ich plötzlich trunken,  
Da bin ich denn durch Zaubermacht der Minne  
Am Weiher stumm aufs Antlitz hingesenken.

Als ich empor dann sah, da war im See,  
Den ich im Wald so einsam vorgefunden,  
Die Nymphenschaar und auch die Wasserfee  
Vor meinem Blick als wie ein Spuk verschwunden.

War es ein Gaukelspiel, ein flüchtig Glück,  
Das ich vordem erlebt in süßem Bangen?  
Denn ach, es blieb von allem nichts zurück,  
Als des Erinnerens ungestillt Verlangen.

Ich bin dann öfters noch zum See geschlichen,  
Bezwungen mild von der Erscheinung Macht  
Jedoch der Zauber war von dort gewichen,  
Wo Nymphen einst gebadet und gelacht.

Nun — alles tot! — Kein Girren mehr, kein Kosen,  
Auf dunklen Fluten segelt weich ein Schwan,  
Verstohlen grüßen mich die Wasserrosen  
Und Morgenwind zieht leise seine Bahn.

Nur eines blieb wie's war an diesem Weiher:  
Es neigen stumm als wie in stillem Leide,  
Ganz hoch erschaut von einem Silberreier,  
Zu tiefst die Zweige einer Trauerweide!

## DIE NACHT AM MEERE

Wie eine Riesenharfe schien das Meer zu klingen  
Im Strom der Töne, die die Luft verschlang,  
Dem Monde wolltest es ein Leuchten sacht entringen.  
Als wollte es den Menschen Grüße bringen;  
Kein fremder Laut vom nahen Busche drang.

Und alles still und stumm, kein Weckruf, der uns  
schreckt

Aus dieser Stunde einzig holdem Traum,  
Der Sterne milder Silberglanz die Erde deckt,  
Die Vöglein im Gezweige, dicht versteckt,  
Nur zarter Glockenton, von ferne . . . kaum . . .

Wir schritten schweigend zu der ewig heil'gen See,  
Das Glück, das junge, schien mit uns zu schreiten,  
Verzaubert gingest du gleich einer Waldesfee  
Und leichten Fußes wie ein scheues Reh  
Durch diesen Dämmerchein voll Seligkeiten,

Wo Herz berauschend sich zum andern Herzen  
fand;

Dort an dem Meeresstrande steil und kahl,  
Wo Woge sich dem harten Felsen schroff entwand,  
Faßt ich verzückt dir deine liebe Hand  
Und drückt' den Mund darauf zum ersten Mal.

Ein leichtes Atmen, weich und lind wie Zephyr-  
duft,

In Schlummer streift des Angers Blumenpracht;  
So süß betäubend rings um uns die linde Luft,  
Wie wenn die Lotosblume lockend ruft  
In diesem Traum der ersten Liebesnacht . . .

Ein blasser Mondstrahl durch die dunklen Wolken  
drang  
Und spiegelt sich in deinem feuchten Blicke,  
Kein Laut, der sich der stillen Einsamkeit ent-  
rang —  
Und nur ein Fink im Busch erwachend sang  
Das ewige Lied vom ersten Liebesglücke . . .

---



## WER WEISS?

Wenn deinem Erdenleben einst der Tod  
Fast unverhofft das letzte Ziel gesetzt  
Und sich zum langem Schlaf die Augen schlossen.  
Um auszuruh'n von dieses Daseins Bürde,  
Dann merkst du erst, was dieses Ziel bedeutet,  
Und daß dich dort vielleicht ein neues Reich  
Voll mystisch hellem Glanz und Herrlichkeit —  
Vielleicht auch nur ein graues Nichts erwartet.

Was dich im Erdenwandel fortgesetzt  
Mit dumpfer Qual und stummer Angst erfüllt,  
Die letzte Frage, die uns alle, alle,  
Von Kindheit bis zum letzten Hauch geleitet,  
Die uns die Freuden, die so spärlich knospen,  
Mit einem dichten Trauermantel deckt,  
Die uns so schwer das Leben macht und Sterben,  
Die jedes Lächeln, jeden hellen Blick  
In uns'rem Auge unvermerkt verlöscht, —  
Wer weiß? Vielleicht zerfließt, was uns bedrückt,  
Dereinst, wenn uns der Tod zur letzten Rast  
Erbarmungsvoll die müden Glieder streckt  
In grauen Nebeldunst, — ins leere Nichts!

Die Seele nur, vom ew'gen Urhauch stammend,  
Sie kehrt zurück dahin, woher sie kam,  
Ins ungelöste Rätsel, nie erkannt,  
Ins stumme Chaos dunkler Ewigkeiten.

Wer weiß? Wer weiß? Ach niemand gibt uns  
Antwort.

Der Ruf verhallt wie Stimmen in der Wüste,  
Wie tief im Walde eines Tieres Schrei,  
Das sich im Busche wund und sterbend birgt.



## TRUGBILD

Es neigt der Tag, die Sonne taucht hinab,  
Von ferne zieht die Abenddämmerung  
Die Schleier tief herbei zur dunklen Nacht.  
Es schließen sich die Blütenkelche sacht  
Und nur ein Rauschen geht durch Wald und Flur  
Wie Abschiednehmen vor dem langen Schlaf,  
Daß kaum ein Vögelchen im Neste lauscht —  
Es neigt der Tag — und bald ist er verrauscht!

Da naht auf purpurgoldig hellen Schwingen  
Ein Nixchen mir auf meinem Wandersteg.  
Es spricht und seine Stimme gleicht dem Klingen  
Von Harfensaiten weich und engelsmild,  
So lockend wie der Nachtigallen Sang:  
„Bevor du Abschied nimmst, mein alter Freund,  
Hat dir das Schicksal Herrliches vermeint,  
Damit dein Leben vor der dunklen Fahrt,  
Die keinem Sterblichen erspart geblieben,  
Noch einmal lichtumhüllt und schön erscheint.

Die Anmut suchtest du dein Leben lang,  
Die Schönheit der Erscheinung, voll erblüht,  
Und alles was in deiner Seele dir  
Im Anblick der Natur Gedanken schafft,  
Die nur ein Dichter formt, wenn er sie fühlt.  
Nun — siehe da — hier hast du sie erreicht!  
Blick' nur getrost und fülle dir dein Herz  
Mit dem, wonach du lange dich gesehnt,  
Wovon dein Mund bisher verschlossen blieb.  
Das Schicksal meint es gut, sei nur getrost  
Und freue dich der Blume, die dir blüht.“

Ich hört' der Nixe Rede, blickte auf,  
Und sah ein Blümchen, wunderhold vor mir,  
So lieb und zart, wie wenn im dunklen Wald,  
Im ersten Frühlingsgrün das Veilchen blüht;  
Ich sah's, erstaunte und das alte Herz  
Erzittert vor dem Anblick wonnevoll!  
Doch ach, im nächsten Augenblick, da sprach's  
Und raunte mir zu tiefst in meiner Brust:

„In reifen Herbstes bunter Farbenpracht  
Ist deine Seele heimlich aufgewacht;  
Jedoch das Blatt, noch scheinbar frisch und grün,  
Es welkt schon morgen an dem dürren Ast;  
Und was die Seele heut mit Glanz erfüllt,  
Das bricht zusammen bald zur letzten Rast“; —  
Und doch — es war ein Strahl, so warm und weich  
Wie Sonnenleuchten vor der dunklen Nacht,  
Wie eine Ahnung von dem Blütenreich,  
Das meinem Leben Purpurglanz gebracht . . .

Dem Nixchen winkt' ich wehmutsvollen Gruß  
Mit dankerfüllt entsagend stummem Blick —  
Und in dem alten Herzen klang ein Ton,  
Gleichwie ein Abschied von erträumtem Glück.

## TROST

Für jede Sorge, die dein Herz bedrückt,  
Und jedes Leid, das dich bei Tag und Nacht  
Gleichwie in einen Trauermantel hüllt,  
Erwartet dich, du weißt nicht wann noch wie,  
Von ungefähr ein unverhofftes Glück;  
Das Schicksal, das des Menschen Lose lenkt,  
Erscheint uns manchmal hart, jedoch es ist  
Im Grund nicht gut noch schlecht — es ist gerecht!  
Und nur die Seele, die nach Sonnenschein,  
Nach frohen Stunden und nach Trost sich sehnt,  
Sie fühlt es nicht und kann es nicht erkennen,  
Daß überall, im Guten wie im Bösen,  
Nur ein Gesetz des Menschen Schicksal leitet,  
Nur ein Gesetz die Bahnen fest begrenzt,  
Auf denen sich des Lebens Ziel bewegt.

Für jeden Kummer, den der Tag dir bringt,  
Für jeden Seufzer, den dein Mund getan,  
Wird einst ein Lächeln dein Gesicht erhellen;  
Für jede Träne, die du still geweint  
In banger Furcht vor schweren Sorgtagen,  
Wird eine Freude, die du nicht vermutet,  
Für alle Sorgen reichlich dich entgelten,  
Denn die Natur ist hart, erbarmungslos,  
Doch ungerecht, o nein, das ist sie nicht.

Die ganze Welt und alles Leben d'rauf,  
Beherrscht des Schicksals felsenfeste Hand,  
Die du beklagen kannst, wenn sie dich drückt,  
Der immer aber du dich beugen mußt;  
Denn nicht von Mitleid strotzt die Götterwelt

Und kein Erbarmen kennt, was sie bestimmt!  
Was Welten und was alle Wesen lenkt,  
Was sie beherrscht seit allen Daseins Anfang,  
Das ist ein einzig' Wort: Gerechtigkeit.

Drum trage, was das Los dir auch gebeut  
Und sei es noch so schwer und hart zu tragen;  
Das Böse wird durch Gutes ausgeglichen.  
An dieser Hoffnung stärke sich dein Herz,  
Wie dort am See, des Schiffers Mut sich stärkt,  
Wenn er im Sturm und schweren Ungewitter  
Vertrauen hegt zu seines Schifflens Kraft,  
Dem keine Woge Schaden bringen kann;  
Denn ohne Hoffnung, ohne Zuversicht,  
Da wird das kleinste Leid zur größten Qual  
Und alle Tränen, die dein Aug' vergießt,  
Sie graben Furchen in dein Angesicht;  
Doch keine Freuden sprießen dort hervor,  
Wo sie des Kummers graues Erdreich netzen  
Und wo nicht alles, was dein Herz empfand,  
Von stiller Hoffnung hell durchleuchtet ward.

Dein ganzes Leben ist ein stetes Leiden  
Und nur der Mensch, der es zu tragen weiß,  
Was ihm von seinem Los zuteil geworden,  
Nur der verdient, daß ihm dereinst zum Lohn  
Für schwere Stunden tiefen Herzenskummers,  
Für Gram und Sorge und für stille Tränen  
Ein Strahl von wahren Glück die Seele streift.  
Und dieser eine Augenblick, er wiegt  
Ein Meer von Leiden auf, ein Meer von Tränen!



## IM EWIGEN KREISLAUF

Wenn sich die Seele von der müden Hülle  
Dereinst für immer trennt,  
Und wenn der Wand'rer nach des Lebens Fülle  
Den neuen Weg erkennt,

Dann wünsche ich, daß ihr dem Flammenmeere  
Den Körper übergebt,  
Damit, entfesselt von der Erdschwere  
Der Geist zur Höhe strebt.

Denn wie ein Phönix, frisch und neugeboren  
Aus grauer Asche steigt,  
So auch der Geist, vom Schöpfer auserkoren,  
Zu seiner Heimat neigt.

Er taucht zum Urquell aller Dinge nieder,  
In's Meer der Ewigkeit,  
In seine Hand, die rätselvolle, wieder,  
In die Unsterblichkeit!

Und harret dort, daß ihm der Weltgeist weise,  
Von Niemandem erkannt —  
Den dunklen Weg zu neuer Lebensreise  
Ins unbekante Land . . .

## ALLERSEELENTAG

Wenn Kränze sich auf stummen Gräbern häufen  
Und Trauerlieder in den Kirchen klingen,  
Wenn für die längst Entseelten, Todesreifen  
Die Glocken dumpf die letzten Grüße bringen,  
Wenn bunte Sträuße alle Hügel schmücken  
Mit A stern reich, mit weißen und mit roten,  
Wenn Trauerweiden kahl herübernicken —  
Dann fühlt man es: Das ist der Tag der Toten.

Erinnerung erwacht zu neuem Leben,  
Das nur in stillen Tränen Wehmut fühlt;  
Was Parzen auch ins Menschenschicksal weben,  
Hier ist der Schmerz, der tief zum Herzen zielt.  
Denn nichts vermag so schwer ins Leid zu führen  
Als eine treue Seele zu verlieren.

Ich stehe einsam in den Friedhofsmauern,  
Mein Innenblick verliert sich in die Weite,  
Ich kann nicht weinen und ich kann nicht trauern,  
Mein Allerseelentag ist stets das Heute.  
Hier trânt das Aug' um die, die schon gestorben  
Und denen Tod Erlösung einst gegeben,  
Doch ich — beweine die, die längst verdorben  
Und immer noch in meinem Herzen leben!



## DER LIEBE WAHRSTES BILD

Der Liebe wahrstes Bild ist gleich der Blüte,  
In ihrem Wesen duftig, zart und echt,  
Sie ist der Sehnsucht voll und voll der Güte  
Und was sie fordert, ist ihr gutes Recht.

Sie ist die Quelle aller Zärtlichkeit,  
In süßer Stunde freudig hingegeben,  
Ein Traum von unbegrenzter Innigkeit,  
Das schönste Wunder in dem Menschenleben.

Doch ihre Schwester, vom Geschick erwählt,  
Das ist die Treue so in Wort wie Tat,  
— Und wenn sie jemals in der Liebe fehlt,  
Dann bringt's dem Herzen einmal böse Saat.

Dem Duft der ersten Frühlingsblumen zart  
Gleicht sie, des Maienveilchens Himmelblau,  
In ihrem Wesen ganz von eig'ner Art,  
So klar und rein als wie der Blütentau.

Wie vielen schlägt im Herzen sie der Wunden —  
Gleichwie des Meeres Sturm dem morschen Kahn,  
Denn Liebe von der Treue losgebunden —  
Ist nur ein rasch entschwund'ner Sinneswahn.

Was nützt dir Blatt und Frucht am dürren Ast,  
Wenn ihm der Blüte Glanz verloren geht,  
Du hast vielleicht, was du erstrebt dir hast,  
Jedoch das Schönste hat der Sturm verweht.

Willst dauernd du der Blume Pracht genießen,  
Dann mußt du beides pflegen, Glanz und Duft,  
Dann wirst du auch die Stunde froh begrüßen,  
Wenn dich das wahre Glück zu Gaste ruft!

## EIN MORSCHER BAUM

Ein morscher Baum, der einsam jede Nacht  
Die Äste hoch zum Sternenhimmel hebt  
Und stets den gleichen Traum in stiller Wacht  
Im Nebeldunst geheimnisvoll durchlebt,  
So steht er da, in Blüt' und Blätterfall,  
In Sonne, Tau, in Regenguß und Wind  
Und sehnt sich stumm ins ewig dunkle All,  
Wo alle Träume einst zerflossen sind.

Und wenn der Morgen kommt und kühl erwacht,  
Die jungen Brüder Sonnenglut erwarten,  
Dann steht der Alte und umfängt sie sacht,  
Sie alle mitleidsvoll in seinem Garten  
Mit seinem Blick, dem tiefen, kinderweichen,  
Aus längst vergang'nen, lichten Frühlingstagen,  
Als sagte er: „Wollt ihr dereinst mir gleichen  
In allem, was im Leben ich errungen,  
Wie oft ich Sturm und Wettergraus bezwungen,  
Wie oft ich fror bis in des Markes Tiefen,  
Wie oft ich wacht', indes die and'ren schliefen —  
Was ich bei Tag und Nacht an Leid gesehn  
Wenn mich des Winters Stürme hart umweh'n, —  
Müßt ihr entsagend vieles noch ertragen!“

---

## DAS SCHIFF

Im Hafen liegt ein großes, dunkles Schiff,  
Dess' Segel schlaff vom Mast herunterhängen,  
Der Anker ruht am starren Felsenriff,  
Man sieht auch nicht, daß sich die Menschen drängen.

Es scheint, als wär' es leer und ganz verlassen,  
Man merkt den Führer und die Mannschaft nicht,  
Mit Mühe nur kann noch mein Blick erfassen  
Dort auf dem Außenbord das Wort „Verzicht“.

So heißt das Schiff, mit öder Fracht beladen,  
Man zahlt nicht Hafenzoll, wenn man's besteigt,  
Man hat kein Anrecht mehr auf Glück und Schaden,  
Wenn man dem Steuermann die Pässe zeigt.

Den Eintritt hat nur der, der ihn verdient,  
Und wär' er Mann, ein Jüngling oder Greis,  
Verlangt wird nur, daß ihm kein Hoffen grünt  
Und daß er schließlich zu verzichten weiß.

Drückt dich der Jahre Last, wird grau dein Tag  
Und freudlos jedes Ding von Stund' zu Stunde,  
Scheint dir nichts wert, was dir am Herzen lag,  
Und brennt schon längst nicht mehr die alte Wunde,

Weiß dir der Sonne Schein, der Blumen Pracht  
Und das, was einst dir lieb, nichts zu bedeuten,  
Erfast nicht Schauer dich in tiefer Nacht,  
Erblickst dein Herz du voller Nichtigkeiten,

Ist schal dir jedes Wort, das Liebe haucht,  
Und hat dein Ohr den süßen Klang verloren,  
Ist alles, was dir glühte, nun verraucht,  
Zu Asche das, was einst du auserkoren, —

Dann bist du recht am Platz im Schiffe dort!  
Was dich erwartet, ist für dich nicht neu;  
Du suchst Verzicht am totenstillen Ort, —  
Nun denn — steig ein! Ein Platz für dich ist frei!

Die dumpfe Glocke tönt; sieh nur die Vielen,  
Die sich voll Ungeduld in dichten Mengen  
Zur weiten Fahrt mit unbekanntem Zielen  
Auf jener Brücke dort zusammendrängen!

Fast scheint's, als wär' zu kurz für sie die Zeit,  
Aus dieser trüben Welt voll Schein zu ziehn,  
Um ihrem größten Feind, „Vergangenheit“,  
Mit einem Wurf ängstlich zu entfliehn. —

„O armes Menschenwrack, ob alt, ob jung, —  
Du wirst damit doch niemals Glück dir holen,  
Denn ein Genosse ist's: Erinnerung,  
Der heftet sich mit Macht an deine Sohlen

Und läßt nicht locker mehr auf dieser Welt,  
So Tag und Nacht und unaufhaltsam fort,  
Und niemand da, der den Gesunk'nen hält,  
Kein warmer Blick und auch kein Trosteswort!“

Schon blähen Segel sich, vom Wind gedehnt,  
Das alte Schiff, es schwankt jetzt hin und her  
Und wer sein Ziel noch zu erreichen wähnt,  
Entschließt sich rasch und zögert auch nicht mehr.

Sirenenlaut ertönt zum letzten Gruß,  
Der Anker steigt zum Borde des „Verzichts“,  
Nun fühlt man erst, daß man jetzt scheiden muß,  
Und segelt hin ins uferlose „Nichts“.

## REFLEXION

Lautlos eilt die Zeit mit ihren Schwingen  
Wie die Woge auf dem Weltenmeere  
Und der Sterne Lauf in ew'ger Leere  
Wie seit Urbeginn die Stimmen klingen  
In des Menschen nimmermüdem Ringen.

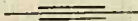
Auch die Seele strebt in dunklem Drange  
Zu dem Schöpfer hoch in Himmelsfernen,  
Zu den hellen, silberweißen Sternen,  
Daß sie einst zu ihrem Licht gelange  
Nach des Todes wegemüdem Gange.

Aufwärts fliegt sie dann und frei ins All  
Bis zu Dem, nach dessen weisem Rat  
Blumen sprießen wenn der Frühling naht,  
Licht und Luft entsteht, der Laut und Schall,  
Blütenreichtum und der Blätterfall.

Dort hinauf in unbekannte Breiten,  
Wo kein lebend Wesen sich mehr regt,  
Wo die Stunde nicht mehr mahrend schlägt,  
Nicht im Raume und auch nicht in Zeiten,  
Nur in unermeßlich fernen Weiten!

Wenn dir manchmal vor der Zukunft bangt  
Denk, o Mensch, wie rasch die Tage fliehn,  
Wie die Blumen, kaum erweckt, verblühen,  
Wie das Glück, erschaffen, auch schon wankt,  
Noch bevor es voll zu dir gelangt! —

Was ist Glück und was ist Seligkeit,  
Was bedeuten sie im Weltenraum?  
Nicht so viel als wie ein flücht'ger Traum!  
Rastlos schleichen sie so wie die Zeit,  
Fort in unbegrenzte Ewigkeit!





## NACHT AM WEIHER

Wie traumverloren dort in dunkler Bucht,  
So liege ich in meinem alten Kahne,  
Wie dumpf und schwer vom See, wie Moderduft  
Und seltsam wie in eines Zaubers Wahne.

Die Abendschatten ihre Flügel breiten,  
Als wollte Licht und Dunkel sich vermählen.  
Es raunt ringsum von alt vergang'nen Zeiten,  
Wie stumme Seufzer längst verlorn'ner Seelen.

In Lüften spähend kreist ein junger Reiher  
Und klagend tönt sein Ruf wie leises Beben,  
Im Schilf darin und in dem düst'ren Weiher  
Da rührt sich emsig hundertfältig Leben.

Allmählich wird es still im Tagversinken,  
Nur da und dort ein später, dumpfer Laut,  
Als wenn vom letzten Gruß und Abschiedswinken  
Der Blick, halb schlummernd noch, herüberschaut.

Vom Himmel hoch des Mondes Lichter fallen  
Und hüllen diese wundervolle Nacht  
Mit Schilf und Farn, mit Buchten und mit Hallen  
In ein Gewand von märchenhafter Pracht.

Es regt im Mondlicht sich wie fremdes Weben,  
War's nicht ein Nixchen, das ich eben sah,  
Aus dieser dunklen Flut sich heimlich heben,  
In jenem Schatten, meinem Kahne nah?

Und schien's mir nicht, als wollt' es lockend winken  
Mit seiner blütenweißen, feuchten Hand,  
Um dort im schwarzen Moore zu versinken,  
Wo mancher schon die letzte Ruhe fand?

Und welche Stimmen, gleich dem Sphärenklang  
In diesem grauen, geisterhaften Raum,  
Wie Harfenton und wie der Feen Gesang,  
So heimlich tönend, wie im wirren Traum!

Wer rüttelt da an meinem alten Kahne,  
Wer kreist um mich gespenstig fahl herum,  
Seh' ich nicht klar, befangen gar vom Wahne  
Und vor Erstaunen blind, vor Angst fast stumm?

Und siehe dort! Ein liebliches Gesicht  
Winkt wieder mir aus dunklem Weihers Grund,  
Es flackert und es gleißt wie Zauberlicht  
Und neckisch lacht der Nixe süßer Mund.

Die weißen Glieder und der süße Blick!  
In menschlicher Gestalt, fast märchenhaft,  
So schön, so seltsam reizvoll Stück für Stück,  
Wie nur des Dichters Phantasie sie schafft.

Und da und dort, sie tauchen alle auf  
Aus diesem abgrundtiefen Wellenmeer  
Und enger stets, in nimmermüdem Lauf  
Umkreist die Nixenschar im Hin und Her

Den armen Träumer dort in dunkler Bucht,  
Dem schier in dumpfer Angst die Sinne schwinden,  
Und der von Schreck gelähmt, nur eines sucht:  
Dem Zauber sich allmählich zu entwinden.

Von allen Seiten greifen hundert Hände  
Und zerran an dem Kahne mit Gewalt,  
Als wollten sie, daß Jener Ruhe fände  
In ihrem See, so abgrundtief und kalt.



So ging die Nacht dahin in wirrem Spiel,  
Ich konnt' mich kaum der Lockung noch erwehren,  
Der ganzen Geisterwelt, so schien's, gefiel,  
Dem Mann am Weiher Furcht und Schreck zu  
lehren.

„Wie Vielen doch von lichten Lebenshöh'n  
Gelang es hier Erlösung zu erringen,  
Und dieser Eine wollte widersteh'n?  
Ging das denn wirklich zu mit rechten Dingen?

Wär' unser Zauber nicht mehr stark genug?  
Die Lockung schal, wenn eine Nixe winkt?  
Glaubt Jener nicht mehr an den Nixenspuk,  
Der jedem Träumer nur Verwirrung bringt?

Ist denn am End' so nüchtern, öd, die Welt,  
Daß sie die Phantasie schon ganz entbehrt,  
Daß niemand mehr von Nixen etwas hält,  
Wenn er des Nachts auf einem Weiher fährt?

O, eitler Wahn! Wo junge Herzen schlagen,  
Sind Nixen, wir, Beherrscher ihrer Lust,  
So war's und bleibt's in allen späten Tagen,  
Wir wirken stumm in jedes Menschen Brust!

Wir sind die Bringer schönster Träumereien,  
Die Phantasie ist uns're beste Kraft,  
Des Lebens Öde würde euch entweihen,  
Wenn nicht der Zauber euch Erfrischung schafft.

Wir sind allein die Lenker der Gedanken,  
Wenn euch die Welt nichts mehr zu sagen weiß,  
Ihr kommt zu uns, ihr armen Lebenskranken,  
Zu uns'rem ewig jungen Märchenkreis.

Auch du, o Mann, in deinem morschen Boot,  
Gehörst zu uns und wirst nicht lange säumen,  
Und uns'rem heimlich süßen Zauberbanne  
Entrinnst du schwer in deinen wirren Träumen,

Denn was die Nixen tun im Schilf verstohlen,  
Was sie ersehnen heiß, was ihnen frommt,  
Das werden sie sich sicher einmal holen,  
Wenn ihre Zeit dafür erscheint und kommt.

Dir hat ein Gott des Dichters Sinn gegeben,  
Doch ohne uns ist deine Seele taub,  
Im Sinnen, Freund, ist's ähnlich wie im Leben,  
Und ohne Licht, da grünt kein Eichenlaub.

Die Welt, entgeistert, ist für euch ein Schemen,  
Wie ohne Sonne Blatt und Blütenpracht,  
Ihr könnt uns unser Zauberreich nicht nehmen,  
So wenig wie den Duft der Sommernacht.

Auch du bist uns für alle Zeit verfallen,  
Wenn auch dein Geist es niemals recht erfaßt, —  
Am Weiher schon die Morgennebel wallen!  
Auf Wiederseh'n, du töricht, junger Gast!

Für diesmal sei's genug und dir verzieh'n,  
Wir wittern schon des neuen Tages Morgen,  
Geh' du nur fort und deinen Weg dahin,  
Wir folgen dir, darob sei ohne Sorgen!

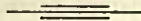
Du wirst an dieses Weihers stillem Ort  
Uns oft vergebens suchen und erwarten,  
Doch wir geleiten dich nur immerfort  
Und ungeseh'n auf deines Lebens Fahrten!“

Die Nixe schwieg und tauchte lautlos nieder  
In dieses dunklen Moores tiefem Grund,  
Die Vöglein zirpten ihre Morgenlieder  
Und bange schlug mein Herz und todeswund.

War's Wirklichkeit, was ich vernahm, war's Wahn?  
Als ich am Morgen schauernd aufgewacht,  
War's Schilfgeflüster, rings um meinen Kahn  
In dumpfer, stiller, fieberschwang'rer Nacht?

Doch jene Stimmen, jenes Locken, Girren,  
Und Winken mit der blütenweißen Hand,  
War's nicht, als wollten sehnd sie verwirren  
Den Träumer aus dem dunklen Märchenland?

So fand der neue Sonnentag mich wieder,  
Verzaubert blieb, was mir im Sinn gelegen  
Und jene heimlich süßen Nixenlieder  
Geleiten mich auf meines Lebens Wegen!



## BLÄTTERFALL

Wenn die Falter rasch entfliehen  
Und die Wandervögel ziehen  
Ist der Sommer fort;  
Wenn das Laub sich färbt im Wald,  
Dann besagt es, daß nun bald  
Kommt der Herbst zu Wort.

Und vom Herbst zum Winterkleid  
Ist nur eine Spanne Zeit,  
Alles deckt der Schnee;  
Stille Rast in der Natur,  
Keine Blume auf der Flur,  
Schweigend Leid und Weh.

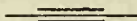
Was ist Leben? Kaum ein Hauch,  
Blättchen nur am dürren Strauch,  
Frühlings erste Gabe,  
Freude selten nur zu Gast,  
Kurz der Kampf und lang die Rast  
In dem kühlen Grabe.

Schweige Herz, in jeder Brust  
Wo du pochest unbewußt  
Birg darin dein Leid,  
Daß es stolz den Gram erträgt,  
Bis man es zur Ruhe legt  
In die Ewigkeit!

Gelbe Blätter sinken nieder,  
Längst verwelkt ist weißer Flieder,  
Flatternd sacht zur Erde,

Und der Sonne Strahlen blinken,  
Mahnend wenn sie niedersinken,  
Daß es Nacht bald werde.

Nacht und ewig tiefes Dunkel,  
Nirgends Licht und Sterngefunkel,  
Alles tot im Raume,  
Nur die Seele lebt und spinnt  
Ihre Fäden zart und lind  
Wie in einem Traume! . . .



## ABENDDÄMMERUNG

Der Tag versinkt; des Lichtes gold'ner Strahl  
Umhüllt der Dämm'rung altersgrauer Schein,  
Der Vogel singt zum Abschied noch sein Lied  
Und alle Stimmen, die einst hell erklangen  
Verstummen mählich in des Abends Stille.

Ein Ruhgefühl zieht leise durch die Welt,  
In der du lebst, in der du sinnst und fühlst  
Nach all den Stürmen, die dich heimgesucht,  
Nach irrem Hoffen, Sehnen und Entsagen,  
Nach allem Leid, das dir das lange Leben  
Wie eine Bürde drückend aufgeladen  
Durch viele Jahre hart und mühevoll!

Nun ist das alles endlich überwunden!  
Gebeugt der Rücken von der Sorgen Last,  
Jedoch die Seele unbeschwert und frei  
Und fast verwischt, was du so hart empfunden!

So ruhst du aus von allem was du trugst  
Auf deinem langen Wege wandermüd!  
Du blickst in deiner Abendsonne Schein  
Mit mattem Blick, von Nebeln zart umhüllt  
Und wartest unbeirrt bis dieses Licht  
Und deiner Augen Flammen sacht verlöschen.

Unmerklich leis verrinnt das Restchen Leben  
Wie eine Quelle, die vordem gesprudelt  
Und nun versickert in dem Felsgestein;

Nur Tropfen noch, die lautlos niederfallen  
Hinab mit mattem Ton in dürrem Sand —  
Und dann ist alles leblos wie das Blatt,  
Das, welk, im Herbst, vom grünen Ast gesunken.

Dein Leib verschrumpft wie überreife Frucht;  
Denn zur Vernichtung nur ward er geschaffen  
Und nur als Hülle für den ew'gen Geist,  
Der dann, von Fesseln frei, sich hoch erhebt  
Der Ewigkeit und ihrem Ziel entgegen,  
Das niemand kennt, noch je erkennen kann,  
Das kaum man fühlt in seiner Seele Tiefe.

\* \* \*

Gedulde dich! Auch dir schlägt deine Stunde.  
Wenn dir der Engel deine Fesseln löst!  
Du stirbst nur scheinbar, denn der Geist, er lebt  
Und strebt, sobald er frei, mit seinen Schwingen  
Der Gottheit zu, in's kaum geahnte All!



## MEERES-STIMMUNG

Wie ungehemmt die Blicke weithin schweifen  
Bis fern zum grau umhüllten Küstensaum,  
Als wenn gerade dort Gestalten reifen,  
Die nachts sich mir geformt im dumpfen Traum;

So wie das Meer, so zieht die eig'ne Seele  
Sich immerfort der Sehnsucht weite Kreise,  
Damit Erfüllung sich mit Wunsch vermähle  
Auf des Gedankens unbegrenzter Reise.

Wie Well' auf Welle aufeinanderfallen  
In nimmermüder, tosender Bewegung,  
So die Gedanken ineinanderwallen  
In stürmisch-drängend, heißer Herzensregung.

Wie dort im Meer ein Wellenkamm zerstiebt  
Am harten Felsenriff zu weißem Schaum,  
Und wie die Blüte, die den Frühling liebt,  
Im Winde rasch zerfällt am grünen Baum —

So wirst auch du, im Leiden und im Leben  
Für all' dein Sehnen einmal schmerzlich büßen,  
Denn was der Frühling überreich gegeben,  
Wird einst im Herbste unbemerkt zerfließen.

Es stürzen dicht des Regens graue Fluten,  
Ein Schleier hüllt des Wunsches weiten Blick,  
Doch allen Fühlens abgrundtiefe Gluten  
Sind nur ein blasser Schein von Leid und Glück:

Ein ew'ges Spiel, beherrscht von Schöpfers Hand  
Und immer nur ein Bild vom eig'nen Wesen;  
Ein Sehnsuchtstraum vom unbekanntem Land  
Im tiefsten Herzen, einsam . . . . ungelesen! —



## LEBENSSPRUCH

Wenn dich auf einsamem Lebenspfad  
Ein seltsames Schwanken zuweilen beschleicht  
Und wenn der Zweifel von Wille und Tat  
Vor deinem Urteile wankt und nicht weicht,

Dann blicke mit offenem Auge nur  
In die eigene Seele zutiefst hinein,  
Wo heiliger Wahrheit ewige Spur  
Ruht fest wie Granit und Basaltgestein.

Denn alles ist drin, du brauchst nur zu lesen,  
Bis du dann recht den Inhalt ergründest,  
Vor seinem Gebot erschauert dein Wesen,  
Wenn du die wahre Erkenntnis erst findest.

Denn wenn du noch zögerst, dann ist's nur die  
Angst  
Vor diesem Blick in die eigene Brust,  
Ist nur die Wahrheit, vor der du bangst  
Und die du erkennend, befolgen mußt.

Drum drückt dich der Gram, so versuche zu  
blättern  
Im Buch deiner Seele, in Andacht versenkt,  
Dann bist du gefeit vor Sturm und vor Wettern,  
Wenn dich der Zweifel des Herzens bedrängt.

## HERZENSEINSAMKEIT

Wenn deiner Jahre Überzahl zur steilen Höhe  
steigt  
Und grau der frühe Morgen deckt die menschen-  
leeren Gassen,  
Wenn deines Odems mattes Licht zum letzten  
Flimmern neigt,  
Dann fühlst du erst, o Mensch, daß du im Grunde  
fast verlassen.

Im Wald die Bäume stehen kahl, die Blüten fast  
zerfallen,  
Ein Hauch von stiller Wehmut ist's, den leise du  
geföhlt,  
Des Winters starre Finger sind's, die enge dich  
umkrallen  
Und Einsamkeit, sie ist's allein, die Herz und  
Stirn dir kühlt.

Die Vogelstimmen sind verstummt, kein Lied  
ertönt dir wieder,  
Der Himmel voller Nebeldunst strahlt grau auf  
dich herab,  
Die letzten Blätter frostbereift, sie sinken lautlos  
nieder  
Und alles scheint so todesreif, als wie ein Wüsten-  
grab.

So groß die Welt — und du allein, kein Auge das  
dir winkt,  
Bis einst zum langen, langen Schlaf, dein Leib in  
Schlummer sinkt,

Und was du auch gefühlt, gedacht, war eitel  
Nichts, war Schaum,  
Hier knarrt ein Ast, dort stürzt ein Baum —  
du stehst und merkst es kaum!

O Herzenseinsamkeit, o du des Alters schwerstes  
Leiden,  
Du deckst gleich wie ein Trauerkleid der Seele  
helles Licht,  
Du machst das Leben, ach, so schwer, viel leichter  
doch das Scheiden,  
Wenn einst das Auge daseinsmüd' im letzten  
Schimmer bricht!

---

## TRÄUMEREI

Durch die Wälder zieht ein stummes Ahnen,  
Daß die ganze Pracht bald enden werde,  
In den Blättern flüstert es wie Mahnen,  
Lautlos fällt das gelbe Laub zur Erde;

Ängstlich huscht im raschen Lauf ein Reh  
Durch den grünen Busch als wie ein Schemen,  
In den Zweigen zirpt in stillem Weh  
Vöglein vor dem letzten Abschiednehmen.

Zarte Nebel sinken sacht hernieder,  
Netzen welkes Laub mit ihren Tränen,  
Längst verblüht ist schon Jasmin und Flieder  
Und es haucht im Forste wie ein Sehnen —

Nach der Sonne hellem, gold'nem Leuchten,  
Nach dem Duft der zarten Wiesenblüten,  
Nach dem Atem, jenem waldesfeuchten  
Und den Abendstrahlen, die verglühten;

Nach dem Schein von Glück, der fast verblichen,  
Wie der helle Stern in Himmelsweiten,  
Nach den Bildern, die schon lang entwichen,  
Aus den grau verhängten, alten Zeiten!

Herbstesahnen! Mähliches Verblassen  
Aller Träume, die wir nicht erreichen,  
Waldesrauschen will uns bald verlassen,  
Laub und Blätter, die nun bald verbleichen.

Manches Hoffen in der Menschenbrust,  
Manches sehnend stille Herzensträumen  
Muß verwelken wie die Jugendlust,  
Gleich dem Laube von den grünen Bäumen,

Gleich der Blüte an dem Rosenstrauche,  
Die so prangend in der Sonne steht,  
Gleich dem ersten warmen Frühlingshauche,  
Den der nächste Herbst so rasch verweht.

Herbstesahnen, leises Abschiedswinken  
Und ein letzter Blick auf diese Pracht —  
Dann wird's trüber und die Tage sinken  
In die lange, bange Winternacht!

---

## DUNKLE FRAGE

Weiß ich denn woher ich bin?  
Ob von Welten Urbeginn,  
Da die dichten Nebelmassen  
Grau das ganze All umfassen  
Und des Lebens erstes Keimen  
In den Gräsern, in den Bäumen,  
Alles, was sich kaum erst regte  
Zögernd sich zum Licht bewegte?

Weiß ich denn woher ich stamme?  
Aus der Urwelt hellster Flamme,  
Aus den weiten, endlos fernen  
Silberweißen Himmelssternen  
Oder aus der Erde Tiefen,  
Wo die Seelen friedlich schliefen  
Bis ein Gott aus ew'ger Nacht  
Sie an's Tageslicht gebracht?

Weiß ich denn weshalb ich lebe?  
Unbewußt am Faden webe,  
Den das Schicksal mir gesponnen  
Bis des Daseins Quell verronnen,  
Bis sie schlägt die letzte Stunde  
In des müden Herzens Grunde,  
Bis es „Schluß“ im Leben heißt  
— Und der Faden plötzlich reißt?

Und mein stillverschwieg'nes Glück,  
Das im nächsten Augenblick  
Kaum empfunden — schon entflieht —  
Weiß ich denn wohin es zieht?

Ob zu Freuden oder Tränen,  
Ob zum Grame oder Sehnen,  
Ob zum Guten oder Bösen . . . .  
Niemand kann den Zweifel lösen!

Auch im Kampf um heut und morgen,  
Um des Daseins Müh' und Sorgen,  
Glaubst du daß du Antwort findest  
Wenn du selbst sie nicht ergründest?  
Voller Rätsel ist die Welt  
Die dein Schicksal dir gestellt  
So im Frohsinn wie im Leiden,  
So im Bleiben wie im Scheiden!

Kennt denn jemand Weg und Ende,  
Wo die Seele Ruhe fände,  
Wo uns fremde Urgewalten  
Wissender vielleicht gestalten?  
Wo du bist da überragen  
Dich die dunkelsten der Fragen,  
Nur der Tod und nicht das Leben  
Kann dereinst dir Antwort geben!

## SONNENUNTERGANG

Von den Büschen kaum ein leiser Hauch,  
Amsel singt am Zweig die Abschiedsweise,  
Zarte Nebel um den grünen Strauch,  
Sonne rüstet sich zur letzten Reise.

Und der Himmel will sich nochmals schmücken,  
Wie die Braut für ihre frohen Gäste,  
Wenn die Mädchen rote Rosen pflücken  
Ihrer Herrin zu dem Liebesfeste.

Wie berauschend prangt's in allen Tönen!  
Hoch am Horizont gemalte Bänder,  
Sonne will zum Abschied uns versöhnen,  
Sendet letzten Gruß durch weite Länder,

Will noch einmal alle Welt umfassen  
Mit dem Mantel ihrer satten Farben,  
Eh' die Vöglein noch ihr Nachtlied sangen  
Und des Tages helle Lichter starben.

Schwere Wolken, dichtgeballt zu Flammen  
Segeln, bunt gefärbt durch laue Lüfte,  
Und die Blümlein, die dem Wald entstammen  
Atmen mild des Sommers letzte Däfte.

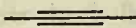
Sonnenuntergang! ein Abschiedswinken  
Für die Dauer einer kurzen Nacht  
Von den Blüten, die in Schlummer sinken  
Und von ihrer Schönheit, ihrer Pracht,



Von den Vielen, die uns lieb gewesen,  
Die das gleiche Himmelslicht bescheint,  
Von den Freunden, die wir auserlesen  
Und dem Schicksal, das uns Alle eint!

Sonnenuntergang! ein banger Schauer  
Streift die enge Brust mit kühlen Händen  
Und die Seele fühlt's mit stummer Trauer:  
Auch dein Leben, Mensch, das wird sich wenden

Wie der Tag mit seinem bunten Treiben,  
Wie die Blumen, die in Blüten steh'n,  
Wie die Strahlen auch nur flüchtig bleiben  
Die erglänzen . . . . und dann untergeh'n!



## GEREIFTE JAHRE

Wie eilig doch des Lebens Tage schwinden,  
Sowie im Sturm des Meeres graue Wellen,  
Wie süßer Blütenduft der Sommerlinden  
Und wie der Glanz des Sonnenlichts, des hellen.  
Noch bist du jung; es braust dir Freud und Lust,  
Du kannst dich froh an allem Schönen freu'n  
Mit deinem frischen Fühlen in der Brust  
Bis sich das Alter mählich schleicht herein.

Dann neigt der Abend leise seine Schatten  
Und trüber wird des Tages helles Licht,  
Und die dich einst mit Glück erfüllet hatten, —  
Gedanken voller Sehnsucht — leuchten nicht;  
Wenn es dann stiller wird in deiner Seele,  
Wenn Nebelbilder um die Bäume streifen  
Damit der Sommer sich dem Herbst vermähle —  
Dann kommen Jahre, die zu Ende reifen.

O reifes Alter — wie es auch erschiene —  
Kann doch die Jugend niemals dich versteh'n!  
Sie hat ja nur des Daseins heit're Miene  
Sein Nachtgesicht jedoch noch nicht geseh'n;  
Denn zweigesichtig offenbart sich Leben  
Wie Lenz und Herbst, wie Dunkel und das Licht;  
Ein Dasein voller Sonnenschein, nur eben,  
In das der Schmerz nicht seine Furchen wühlt,  
Das nicht das Leid erkannt, das Herzen bricht,  
Hat niemals seinen wahren Zweck gefühlt!

Sieh' nur um dich und auf vergang'ne Zeit  
Wie sie dir heut erscheint, so fremd und weit,  
Was wär' sie wert hätt' sie nicht Leid gegeben  
Wenn Lust und Freude deinen Blick umschweben,  
Daran zuweilen man die Träne sieht  
Wie einen Tropfen aus dem Saft der Reben.  
Wie köstlich scheint das Leben im Entgleiten  
Der Blume Duft bevor sie ganz verblüht,  
Der Becher jungen Weins in späten Zeiten  
Wenn längst nicht mehr die Seele flammend glüht.

Wir Alle müssen der Natur uns neigen  
Bis leis verhauchend letzter Ton verklingt,  
Und unsres Erdenwallens toller Reigen  
Nach diesem Feste still zum Abschied winkt.  
Doch wessen Leben wild und brausend zog,  
Wer nicht mit seiner Seele es empfand,  
Daß Freud und Glück in Jugend sie betrog,  
Bis sie im Alter die Erfüllung fand,  
Der gleicht dem Trinker, den der Durst verwirrt,  
Der nur beklagt der Jugend fernes Land,  
Und nur enttäuscht bei spätem Suchen irrt,  
Der heim zum Hafen kehrt — mit leerer Hand!

So wandelst du dahin des Daseins Tage  
Im Ruhegang, in ernstem, stillen Sinnen,  
Und plötzlich übermannt dich eine Frage:  
Wie eilig doch und rasch die Stunden rinnen!  
Stockt hier der Weg, ist schon des Wanderns Ende,  
Ist das der Punkt, da alles sich nun wendet?  
Und staunend stehst du an des Stromes Lände,  
Gewaltig engen sich des Felsens Wände —  
Du fühlst und ahnst — hier ist die Bahn vollendet!

So reift das Alter hin zu seinem Ziele.  
Erinnerung ist seines Denkens Quelle,  
Vorüber sind der Hoffnung Gaukelspiele,  
Ein ernster Mahner ist bereit zur Stelle;  
Er sieht dich stumm und freundlich an und winkt  
Zu weitem Wandern treu dir zugesellt,  
Und was du einst gehofft, ersehnt: versinkt  
In eine ewig unbekannte Welt!

---

## ZU ALLERSEELEN

Ins Reich des Todes kam ich zu Gast;  
Viel farbige Kränze die Gräber bedeckten,  
Die Astern die Blüten entgegen mir streckten  
Und luden mich ein zur endlichen Rast.

Leis' raunten die Stimmen, die ich vernommen:  
„Was irrst du auf dieser lieblosen Welt  
Im dürren, welkenden Blättergezelt,  
Ist deine Seele noch nicht beklommen?

Hast du noch immer nicht satt dich gelebt  
Mit deinen Wünschen und deinen Träumen,  
Und fürchtest du etwas noch zu versäumen  
Was dir die Parze ins Schicksal gewebt?

O sieh' nur die Vielen, der Ruh' hier geweiht!  
Sie alle haben gekämpft und gerungen  
Und keinem ward einst an der Wiege gesungen  
Daß es kein Glück gibt ohne das Leid!

Wer lange zögert wird alt und verbittert,  
Er wartet und sucht, doch nichts kann er finden;  
Nur eines kann niemand von euch überwinden:  
Den Tod, vor dem doch jedermann zittert!

Nur er allein er schließet den Reigen  
Des menschlichen Daseins von Anfang zu Ende  
Und faltet zur ewigen Rast euch die Hände:  
Dem Großen und Kleinen, dem Held und dem Feigen.

Denn alle sind dort im Ewigen gleich!  
Es gibt im Tode kein Unterscheiden,  
Kein Glück und kein Leid, nicht Trübsal noch Freuden  
In seinem unendlichen, lichtlosen Reich!

Nur eines verbindet in endlosen Weiten  
Die einstens gelebt und gerungen hienieden,  
Und dieses Eine ist: göttlicher Frieden  
Und sanftes Ruhen für ewige Zeiten.

Hörst du die Stimmen aus weltweiten Fernen?  
Sie rufen nach dir, sie locken und mahnen,  
Nur jenen vernehmbar, die Ewigkeit ahnen  
Und neues Leben auf silbernen Sternen.

So komm' und zög're nicht mehr zu lange!  
Der Weg, den du gehst, ist kurz dir bemessen;  
Bist du vom Dasein noch immer besessen,  
Macht dir dein Schicksal, die Zukunft nicht bange?

Glaubst du bevor dir der Odem vergeht,  
Bevor der Engel die Augen dir schließt  
Und dich im Aether der Frieden begrüßt,  
Daß dich ein vergängliches Glück noch erspäht?

Je älter du wirst, desto tiefer umhüllt  
Die Einsamkeit dir dein irdisches Wesen,  
Und niemand vermag darinnen zu lesen,  
Was dir an Enttäuschung die Seele erfüllt.

Was du ersehnt und was du erstrebst,  
Wie viele Wünsche im Grau des Verzichts  
Verdorren, zerfallen in formloses Nichts . . .  
Du weißt nicht einmal, wozu du noch lebst?!

Die Welt wird dir eng im nebligen Schein,  
Kein Blümchen spriest dir am einsamen Weg,  
Kein Brunnlein erfrischt dich am felsigen Steg —  
Du wanderst fast wunschlos und immer allein!



Willst du den Urgrund der Dinge ergründen?  
Du mühest dich vergebens ein ganzes Leben,  
Dem Lebenden ist es niemals gegeben,  
Und nur der Tod, er kann ihn dir künden.

Wer Weisheit sucht, der muß vorher sterben,  
Wir sind eine mächtige Totenarmee,  
Von Weltalls Inhalt, vom Sinn und vom Weh,  
Da wissen wir mehr als unsere Erben.

Betrittst du die Stelle die deiner noch harrt,  
Die einsam zu eigen dir noch geblieben,  
Dann kennst du nicht Haß und kennst nicht das  
Lieben  
Die dich so oft im Leben genarrt,

Und alles vorbei, der Ernst und das Spiel,  
Die Hast des Lebens stört nicht deine Ruh',  
Du schließt die erlöschenden Augen fest zu  
Und bist am Ziel!

\* \* \*

Leis rauscht es im Wald; vom Herbstwind  
geschwellt  
Erzittern die welkenden Blüten am Grab,  
Es fallen die gelben Blätter herab —  
Wie ein schweigender Ruf einer anderen Welt!

## SOMMERABEND

Langsam sinkt im dunklen Waldesgrün  
Sommertag zur Abendrüste nieder,  
Und der Blumen farbenreiches Blüh'n  
Schließt den Kelch zum sanften Schlummer wieder.

Vöglein ist im zarten Abendrot  
Nach dem Nachtlied auch schon still geblieben,  
Nur am Ufer schaukelt noch ein Boot  
Von den Wellen hin und her getrieben.

Heimlich zieht des Waldes tiefer See  
Bis zum Felsenrande seine Kreise  
Und ein dunkelbraunes, zartes Reh  
Aus dem Laube lugt es zögernd — leise.

In den Lüften schwebt ein grauer Reiher  
Lautlos segelnd mit den breiten Schwingen  
Um den großen, schilfumrankten Weiher  
Dort wo Stimmen aus der Tiefe dringen.

Schützend breitet stumm die Sommernacht  
Ihren Mantel dicht um Busch und Zweige,  
Nur der Mond allein, der blasse, wacht  
Über Blümlein auf dem Waldessteige.

Über eitles Glück, so kurz bemessen  
Wie die Röte zarter Mädchenwangen,  
Wie das Harren, Hoffen und Vergessen  
Und die Stunden, die so rasch vergangen.

Sommerabend! Gleich dem Menschenleben,  
Kaum erblüht, genossen — und verloren,  
Wie des Herzens ersten Glückes Beben  
Das ein Augenblick dir auserkoren.



Wie des Morgens erstes Sonnenglühn  
Und der Duft vom dunkelroten Flieder,  
Zarter Maienglöckchen wonnig Blühen  
Und im Wald der Nachtigallen Lieder.

Sommerabend! Mähliches Erblassen  
Aller Sehnsucht, einst durchlebt — geschwunden,  
Wie ein Wandern durch die öden Gassen,  
Wenn schon Glück und Leid sind überwunden.

Leise zittert noch das Laub der Bäume  
In des Abends zartem Abschiedskosen,  
Wie Erwachen alter Herzensträume  
Und das Duften längst verwelkter Rosen.

Alles schwindet, eilet und entflieht  
Wie im Sturm die morschen Bäume stöhnen,  
Wenn im Herbst der Rosenstrauch verblüht  
Und im Herzen ist verstummt das Sehnen.

Nur das Leid, es mahnt uns immerfort  
Ohne Rasten und zu jeder Stunde,  
Wie ein hartes, unvergeß'nes Wort  
Und der Seele allertiefste Wunde.

Sommerabend! Hauch von Ewigkeiten  
Unerkannten Zieles stummes Ahnen,  
Rückerinnern längst entschwund'ner Zeiten  
Auf des Lebens schwer durchfurchten Bahnen!

## NACHTS, WENN ALLE STIMMEN SCHWEIGEN

Nachts, wenn alle Stimmen schweigen  
Eine ist's, die ich vernehme,  
Wie wenn sie aus weitem Reigen  
Fernher angeflogen käme.

Was sie lispelt macht mich staunen,  
Der ich jener Stimme lausche,  
In den Lüften leises Raunen  
Als ob Bächlein leise rausche.

„Hörst Poet du, was wir sagen?  
Deine Sinne sind ja feiner,  
Du vernimmst in stillen Tagen  
Alles deutlich, klar und reiner.

Kannst vielleicht die Gräser hören  
Wie sie wachsen und sich strecken,  
Wie im Forst in schlanken Föhren  
Säfte neues Leben wecken.

Wie im Wald das Blätterflüstern  
Dich umweht in stillem Wandern  
Und der Falter liebeslüstern  
Fliegt von einem Kelch zum andern.

Wie im Moos zu deinen Füßen  
Neues Leben regsam raunt,  
Und dies ungeahnte Sprießen  
Dich verwundert und erstaunt,

Wie der Vogel ungesch'n  
Flattert durch die grünen Zweige  
Wenn die Stern' am Himmel steh'n  
Und der Abend geht zur Neige,

Wie die Blüte ihre Gluten  
Nachts verhaucht in süßen Düften,  
Heimlich und in zarten Fluten  
Leise schwindend in den Lüften,

Wie durch Moos und Moor und Steine  
Tropfen stumm auf Tropfen fallen  
Und im dunkelgrünen Haine  
Nebel auf und nieder wallen,

Wie auf Wiesen und am Weiher  
Nymphen tanzen ihre Weise  
Und ein silbergrauer Reiher  
Zieht im Aether seine Kreise, —

Siehst du Freund, das ist die Gabe,  
Die empör dich aufwärts treibt,  
Es ist deine beste Habe,  
Daß dir nichts verborgen bleibt.“

\* \* \*

Alles still — nur Mücken summen  
Aus dem Schlafe aufgewacht —  
Einsamkeit läßt mich verstummen  
In der langen, dunklen Nacht.

## MEDITATION

Wenn leise die Lüfte im Wonnemond wehen,  
Im Walde die Blumen in Blütenpracht stehen,  
Berauscher duftet der blühende Flieder  
Und heller erklingen die Frühlingslieder,  
Die knospenden Rosen prangen — die schönen —  
Das sind die Tage, die wir ersehnen! —

Doch wenn dann die Stürme die Fluren vernichten,  
Die üppigen Bäume allmählich sich lichten,  
Wenn düster der Nebel die Sonne verhüllt,  
Die Seele des Menschen mit Bangem erfüllt,  
Das Herz erzittert in leidvollem Schauern —  
Das sind die Tage, die wir betrauern! —

Wenn friedlich ertönen von ferne die Glocken,  
Im Busche der Vögelein girrendes Locken,  
Die Sinne sich regen in seligem Beben  
Und alles nur dränget zu glutvollem Leben,  
Wenn zarte Gefühle uns wonnig entzücken —  
Das sind die Tage, die uns beglücken! —

Wenn alles zerfließet, was einst wir erstrebten  
Als Hoffnung in uns und Sehnsucht noch lebten,  
Die Wünsche der Seele in Herbstes Beginnen  
So hoffnungslos matt und leise verrinnen,  
Wenn Leid und Entsagung am Herzen uns nagen —  
Das sind die Tage, die wir beklagen! —

So lenkt uns das Schicksal nach ewigem Willen,  
Bis wir den Zweck des Lebens erfüllen,  
Es spendet uns Dunkel — und flammendes Licht  
Bis endlich ermüdet das Auge uns bricht;  
Die Tränen versiegen, die letzten — die feuchten —  
Dann kommen die Tage, die niemals mehr leuchten!



## VERGÄNGLICHKEIT

Und wieder ist ein Tag ins Meer gesunken;  
Wie allen seiner längst verblassten Schwestern  
Verlosch des Lichtes letzt erglühter Funken

„ . . . So heut' wie gestern . . .“

Ein Leuchten zart von fernem Morgenschein,  
In feinen Nebelschleiern noch geborgen,  
Erhebt sich zögernd über Wald und Hain

„ . . So heut' wie morgen . . .“

Es mahnt die Menschen an Vergänglichkeit  
So wie der Tag, der Sonnenlicht ergießt,  
Durch alle Tiefen der Unendlichkeit

„ . . Wo alles fließt . . .

In Eile willst du noch dein Glück erhaschen,  
Du scheinst zu halten, was die Stunde bringt;  
Jedoch — es schlüpft hindurch durch Netz und  
Maschen

„ . . Und es versinkt . . .“

Der Tag verhaucht — und du, du merkst es kaum  
Mit deinem Leid und deinen Seligkeiten, —  
Und alles ist nur bleicher Schein und Traum

„ . . Für Ewigkeiten . . .“

## EINSAME BETRACHTUNG

Im stillen Walde erzittert das Laub  
Vom kühlenden Hauche des Abends bewegt  
Und alles was sprießt, was grünt und sich regt  
Wird welken im Herbste, zerfallen zu Staub.

Doch's Vöglein, dess Lied so fröhlich erklingt  
Auf's Neue erfrischt nach nächtlicher Rast,  
Wenn zahlloser Sterne Schimmer erblaßt,  
Der Tau an den Gräsern hell-silbern blinkt,

Es denkt nur ans Heute, es jauchzt und es lebt,  
Wenn leuchtend am Himmel die Sonne ersteht,  
Der Hauch des Morgens wie Zephyr weht,  
Das Herz in der Brust in Wonne erbebt.

Die Blumen und Blüten, in farbiger Pracht  
Von Nixen und Faunen zärtlich belauscht,  
Sie sind vom Lichte des Sommers berauscht,  
Bis sie entschlummern bei sinkender Nacht.

Die ganze Natur drängt zu Liebe und Lust  
Und freut sich des Tages, sobald er erscheint  
Und segnet den Schöpfer, der schafft und der eint  
Das Glück und das Leid in der menschlichen Brust.

Nur einmal noch fühlen, die Schönheit genießen,  
Solange noch leuchtet am Himmel der Ball,  
Bis endlich zum Schlusse im ewigen All  
Die Fluten des Lebens sachte zerfließen.

\* \* \*



Nur wir, die Menschen denken und sinnen  
Im Sturm selbst des Glückes auf sonnigen Höhn,  
Wenn braust im Frühling vom Berge der Föhn,  
Des Gletschers Gewässer allmählich verrinnen.

Wie rasch doch das Blühen sein Ende gefunden,  
Noch kaum daß der Sommer es wach erst geküßt  
Und daß man erwachend den Zauber schon büßt,  
Den man genossen, noch eh' er entschwunden!

Weshalb denn den Schauer der seligen Stunde  
Noch eh' er zu Ende, vernichten, zerpfücken?  
Nie wird dich Schönheit jemals beglücken,  
Folgt ihr die Reue getreulich im Bunde.

Nur daß sie entflieht, das magst du bedauern,  
Daß Freude und Frohsinn nicht ewiglich währt!  
Doch was dir das Schicksal gnädig beschert  
Dein Glück — genieße ohne zu trauern!

Drum denk nicht daran, was die Parze dir webt  
Und auch nicht an das, was die Winterzeit bringt;  
Wenn siegreich die Seele mit Erdenleid ringt,  
D a n n hast du vergebens doch nicht gelebt!



## AM SCHWARZEN STROM

In Nebelflören scheint der Tag gehüllt  
Und alles stumm, kein Menschenlaut zu hören,  
Ringsum die Welt mit grauem Dunst erfüllt,  
Wohin man blickt — nur Weiden, krumme  
Föhren

An dieses dunklen Stromes Uferrand,  
Der Boden dicht bedeckt mit Wüstensand.

Ein Bild, so düster wie des Todes Schatten,  
So trostlos leer und starr, so leblos fahl,  
Als müßt' die Seele hoffnungslos ermatten  
Beim Anblick dieser Zeugen, dürr und kahl,  
Die da am Ufer in den fremden Landen,  
Fast krummgebeugt und müde Wache standen.

Ich trat zum Strom; hier schien es sich zu regen;  
Ein breites Boot, gelenkt von kund'ger Hand  
Versuchte still am Ufer anzulegen  
Um bleiche Last, die dort erwartend stand,  
Den Fluß hinab nach endlos weiten Sternen  
Zu leiten still in unbekannte Fernen.

War's Menschenfracht, die jetzt zum Kahne  
drängt?

Nur Schemen scheinen doch so hohl und bleich,  
Vom Leben längst erlöst, vom Tod versengt,  
Vor sich nur mehr den Weg ins dunkle Reich,  
Der Leib zu Staub und Asche fast zerfallen,  
Nur Schatten noch, die stumm vorüberwallen.



Da, wie verwundert ich, erstaunt, beklommen,  
Vor mir betrachtend diese bleiche Schar,  
Erblickt' ich sie, gestaltlos, fast verschwommen,  
Das Antlitz fahl, mit aufgelöstem Haar,  
Durchsichtig fast, wie Frühlingsnebelschleier,  
Das Auge starr auf diese Totenfeier.

Ich wollte hin zu ihr, doch wie gelähmt  
Schien meine ganze Kraft sich zu verlieren,  
Als hätte mich des Schicksals Macht verfehmt,  
Mich keinen Schritt vom Platze fortzurühren;  
So rief ich denn, verzweifelt, grell wie Stöhnen,  
Mit Namen sie, und voll von Schmerz und Sehnen,  
Voll Liebe, Hoffnung, Leid, wie einst im Mai,  
Die Trennung und Verlust nicht konnt' verwinden;  
Doch ungerührt schritt sie an mir vorbei,  
Als könnte taub ihr Ohr den Laut nicht finden,  
Als wäre stumm ihr Mund und blind ihr Blick,  
Unnahbar mir und fremd dem Erdenglück.

Ach — sie entglitt so still wie sie gekommen  
Dem Kahne zu mit jener Totenschar,  
Den Ruf des Herzens hat sie nicht vernommen,  
Vernichtet und verlöscht was einstens war;  
Nur Trübsal, die mir jede Stunde bringt,  
Und schwer das Herz mit dem Erinnern ringt.

So sank ich hin, von Trauer übermannt,  
An schwarzen Stromes dürrem Uferrand;  
Zerwühlt die Seele in der dumpfen Stille,  
Und trostlos harrete wie gelähmt mein Wille —  
Bis einst der Fährmann drängt auch mich zum Kahn,  
Zur grausen Fahrt auf dunkler Wasserbahn.

## DER SINN DES LEBENS

Was ist des Daseins tiefster Sinn?  
Weshalb ich lebe, wozu ich bin?  
Das ist die Frage, um die es gilt,  
Der Menschheit geheimstes „verschwiegenes Bild!“

Viel Reichtum zu sammeln und ihn zu genießen,  
Im Strome des Lebens sorglos zu fließen,  
Sich Achtung erwerben und Ehren erlangen,  
Das Glück zu suchen und einzufangen,  
Viel Freuden zu finden doch wenig zu bringen  
Wenn Frühlingsglocken verlockend erklingen;  
Alltäglich zu hoffen, zu warten, zu streben  
Bis farblos verhaucht das menschliche Leben;  
Aufs Große stets harren das niemals erscheint  
Bis alle der Tod einst friedlich vereint,  
Nicht recht zu lieben und auch nicht zu hassen —  
Kann das den Sinn des Lebens umfassen?

Wohl groß und gewaltig ist, herrlich das Wissen  
Wenn wir auch darin den Kern oft vermissen,  
Dem Weisen geziemt es die Wahrheit zu lehren  
Auch sie zu vertiefen, Erkenntnis zu mehren,  
Die Rätsel des Daseins und ihre Tücken  
Und Fragen zu lösen, die uns bedrücken;  
Doch Reichtum und Ehren, sie sind vergänglich,  
Denn nichts ist gesichert, und Gott nur unendlich!  
Du kannst es nicht richten und kannst es nicht  
zwingen

Soll Freude das Schicksal muß — Leid es dir bringen —  
Ein Hauch nur bist du vom Blütenstaube  
Dem nächsten Zufall willkommen zum Raube!

Nur flüchtig ist alles was hier wir erträumen  
Wie welkendes Laub auf herbstlichen Bäumen,  
Wie Nebel so zart zur Spätsommerwende  
Wenn Knospen und Blüten schon lange zu Ende,  
Wenn Vöglein im Walde uns still verlassen  
Und Stunden des Glückes mählich verblassen;  
Ein Schiff ohne Segel und ohne Steuer  
Und Zweifel ringsum wie Ungeheuer,  
Die dich wie der Flammen glühende Lohen  
In deiner Ruhe alltäglich bedrohen!

So tropft denn das Leben vom Anfang zum Grabe  
Wo müde gelangend am Wanderstabe  
Entflieht dir wie Nebel dein Hoffen, dein Glück.  
Blickst du zum Schlusse noch einmal zurück:  
Ist das der ganze Inhalt des Lebens,  
Die Hoffnung, der Zweck und das Ziel deines  
Strebens?

Wozu diese Hast, dieser Kampf um das Heute  
Wirst du am End' der Vernichtung zur Beute?  
Ist das des Menschen letzter Gedanke  
Alswie der Durst nach erlösendem Tranke  
Wenn lechzet nach Labsal der fiebernde Kranke,  
Die Blume nach Tau und der Vogel nach Luft  
Nach Sonnenstrahlen der Maiblumen Duft?  
Wenn ich's erwäge gelang ich zum Schluß:  
Der Sinn uns'res Daseins ist nicht nur Genuß!  
Es kann nicht immer nur Rechte entfalten  
Es muß doch auch ernste Pflichten enthalten!  
Was wär' denn der Inhalt ohne ein Ziel?  
Ein eitles, vergängliches Gaukelspiel,  
Ein Vegetieren im Dämmer geborgen  
Und zwecklos durchlebt von heute auf morgen!

Was also kannst du tun oder lassen  
Um recht des Lebens Sinn zu erfassen?

Du hast, wenn die Tage im Strome verrinnen  
Zu streben, zu wirken mit redlichen Sinnen,  
Das Unrecht zu meiden, die Wahrheit zu lieben,  
Erkenntnis zu suchen, Entsagung zu üben,  
Im Unglück dem Armen mit vollen Händen  
Nur Liebes erweisen und Hilfe zu spenden,  
Was menschlich dir scheint auch menschlich  
erfüllen

Das Gute zu tun — jedoch es verhüllen,  
In Leid und in Not — nur Mitleid empfinden,  
So wirst auch du Vergeltung einst finden!

Die Pflicht und die Güte, in einem vereint  
Das ist was am Menschen das Würdigste scheint!  
Hat so die Parze dein Schicksal gewebt  
So weißt du dann auch: wozu du gelebt! —



## EIN TRAUMBILD

Traumverloren hielt die dunkle Nacht  
Mich mit ihren Schleiern tief umfangen,  
Fichten rauschten leise, halb erwacht,  
Und der Eulen Rufe dumpf erklangen.

Da ganz plötzlich schien's um mich zu raunen,  
Zarte Stimmen drängten sich hervor,  
Wie von Geistern oder wie von Faunen  
Und es lispelt heimlich mir ins Ohr:

„Wie — du schläfst mein Freund — und kannst  
noch träumen

Da doch ich schon längst gestorben bin  
Als der Frost noch lag auf Blatt und Bäumen,  
Winternebel wallten grau dahin.

Ist der Liebe Glut schon ganz verrauchet  
Die ich einstens reichlich dir geboten,  
Hat dich denn das Leben schon verbraucht,  
Ausgelöscht im Herzen deine Toten?

Viele Tränen, die ich dir geweiht  
Sind zu tiefst in meine Brust gesunken,  
Und in dieser Flut von Schmerz und Leid  
Ist zuletzt mein armes Herz ertrunken.

Hast du es denn niemals recht empfunden  
Wie sie fielen heiß ins Herz der Kranken,  
Wie der Sehnsucht nievernarbte Wunden  
Mir vom Leib die letzten Tropfen tranken?

Nun ist sanfte Ruh um mich gehüllt,  
Da man still aufs Lager mich gestreckt,  
Wo nur Einsamkeit den Ort erfüllt,  
Die kein Engel mehr zum Leben weckt.

Meine Seele nur, sie schleicht ums Grab  
Irren Sehns voll und erdgebunden,  
Steigst du einst, mein Freund, zu mir hinab  
Dann erst hat Erlösung sie gefunden.

Und es wird nicht allzu lange dauern,  
Daß sie schmerzlich harrend nach dir weint,  
Kurzes Leiden noch — und kurzes Trauern  
. . . Und wir sind für Ewigkeit vereint.

Bis dahin will ich noch weiter leiden  
Wie ich tief gelitten seit ich starb,  
Denn der Tote kennt ja keine Freuden  
Seit der Stunde da sein Glück verdarb!“

\* \* \*

Plötzlich floh aus meinem Aug' der Schlummer,  
Brust und Herz beengt in tiefem Bangen,  
Und vor Gram und namenlosem Kummer  
Fühlte feucht ich meine heißen Wangen!



BALLADEN  
UND LEGENDEN



## BARMHERZIGKEIT

Kühl und klar im dunkelgrünen Hain  
Lautlos tropft Vergessenheit hernieder,  
Rieselt leis der Quell im Abendschein  
Auf des Lebens ausgehöhltem Stein,  
Und verwelkend haucht der weiße Flieder.

Auf dem Pfade, weich wie Moos und lind,  
Schritt die fremde Frau mit leichtem Schritt,  
Sah ein kleines, liebes Menschenkind,  
Zart umstreift vom duft'gen Frühlingswind:  
„Kleine, sag' wohin? So komm doch mit!

Und weshalb so eilig und allein?  
Ist die Mutter dir zurückgeblieben,  
Schmerzt dich nicht vom langen Weg das Bein,  
Armes, liebes, kleines Mägdelein,  
Wo ist Heimat dir und deinen Lieben?“

„Ach“, erwidert schluchzend ihr das Kind,  
„Vater starb im Kampf mit seinem Feind,  
Mutter, kummervoll, vor Leid fast blind,  
Hat seit jenem Todestag geweint;  
Schaurig ächzt und hohl am Grab der Wind!

Kam die Stunde da sie von uns ging:  
Liebes Kindlein war ihr letzter Rat,  
Als der schwarze Engel sie umfing,  
Trägt der Tod mich fort auf seinem Pfad,  
Nimm von Mutterhänden diesen Ring.

Hast du Glück, so wie die Welt es kennt,  
Triffst du eine Göttin auf dem Weg,  
Die man nur „Barmherzigkeit“ benennt;  
Siehst du sie auf deinem Wandersteg  
Wie des Ärmsten Leben sie verschönt,

Dann dies Ringlein hier, fortan dir eigen,  
Sollst du jener Göttin, die dich grüßt,  
Als Vermächtnis von der Blinden zeigen,  
Die dich heut zum letztenmale küßt,  
Müd und nah dem trüben Todesreigen.

Denn es ist der größten Armut Zeichen  
Und es trägt's nur der, der ihr es bringt,  
Selbst ein hartes Herz muß es erweichen,  
Da es jeden zum Erbarmen zwingt,  
Um der Gottheit Segen zu erreichen.

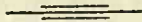
So sprach Mutter noch vor ihrem Sterben,  
Schloß die Augen voll von heißen Tränen,  
Blaß begann ihr Antlitz sich zu färben,  
Lippen schlossen ihren Mund, den herben,  
Nach des Leidens allerletztem Stöhnen.

Bin nun ohne Heimat und verlassen,  
Wo ich gehe ist mir fremd die Erde,  
Wortlos irr' ich durch die leeren Gassen,  
Bis ich jene Göttin finden werde,  
Ihre milden Hände zu erfassen.“

Ließ die fremde Frau, der Schutz der Waisen,  
Als des Kindes Worte sie vernommen,  
Ihre Tränen rinnen weich, die leisen. —  
Wo das Unglück macht das Herz beklommen  
Hilft voll Mitleid sie in jenen Kreisen.

Nahm am Arm die holde, zarte Kleine,  
Wischt die Tränen, die die Wangen netzen,  
Zärtelt mild die liebe, wunderfeine,  
Sprach: „Ich bleib' bei dir und nimmer weine,  
Deine Mutter will ich dir ersetzen.

Komm fortan mit mir, du arme Waise,  
Mitleid sei getreu dein Weggeleite  
Auf des Lebens dornenvoller Reise!“  
Sonne sank hinab ins endlos Weite,  
Heimlich tropft der Quell im Busche, leise . . .



## BABA DOCHIA

Am Uferrand der Bistritza  
Stand eine alte Schenke;  
Wie seltsam mir das Herz nur bebt  
Wenn ich des Krugs gedenke.

Am Waldessaume, einsam, still,  
In Moos und Farn getaucht,  
Das Haus verwittert, dürr und morsch,  
Die Stube eng verraucht.

Und doch zog's mich zu ihr, zu ihr,  
Die mir mein Liebstes barg,  
War sauer auch der Wein und herb  
Und auch der Imbiß karg.

Was lag daran? Viel mehr als Wein  
Galt mir die Herzensmaid,  
Die schwarzgelockte Máritza  
Im rotgeblühten Kleid.

Und schöner als ein Marmorhaus  
Schien mir dies Vogelnest,  
Und jeder Tag wenn ich sie sah  
Ward mir zum Freudenfest.

Der Spielmann alt und wetterhart,  
Er spielt wenn er uns sieht  
Auf seinem Kobza — Saitenspiel \*  
Sein schönstes Doinalied;

\* Kobza: rumänisches Saiteninstrument

Ein Lied, das sich so sehnsuchtsschwer  
Und lind ins Herze schleicht,  
Und das mit seinem milden Klang  
Den starrsten Sinn erweicht;

Erst wenn die Nacht den Himmel deckt  
Nahm Abschied ich vom Walde,  
Und meine Mára rief mir zu:  
„Komm balde, Liebster balde!“

Der Frühlingssturm kam angebraust,  
Der Föhn zog wild ins Land,  
Es stürzt das Wasser, wirbelt, schwillt  
Hinauf zum Uferrand.

Die Bába Dochia, schneebedeckt,  
Mit Flocken ohne Zahl,  
Mit sieben Mänteln angetan,  
Braust grollend in das Tal.

Ein bitterböses Hexenweib  
Das stets nur arges hegt,  
Das niemals stille Herzensfreud'  
Und auch kein Glück verträgt.

Die Schreckenskunde grauenvoll  
Dringt gellend durch das Land,  
Ein jeder flieht in eil'ger Hast  
Wie vor dem Wüstensand.

Und wer ein Glück sein eigen nennt  
Nimmt sich gar sehr in acht  
Vor jenem Weibe sturmunwogt  
In grauser Winternacht.

„He, Spielmann, spiel' nur weiter fort  
Und streich die Kobza laut;  
Was schiert mich alter Wetterspuk,  
Mein Glück ist festgebaut;

Die Máritza mir eng im Arm  
An meines Herzens Schlag —  
Und keine Hexe kommt mir nah  
Bis zu dem Sonnwendtag!“

\* \* \*

Beklommen hält der Spielmann still,  
Die Kobza tönt nicht mehr,  
Die Baba Dochia saust voll Grimm  
Mit Sturmgebraus daher.

Die Schenk' am Bistritz-Uferrand  
Und unser stilles Glück  
Erspäht die alte Wetterhex'  
Mit ihrem Adlerblick.

Es rollt der Sturm mit Riesenmacht,  
Die Woge brandet, saust,  
In allen Fugen kracht das Haus,  
Das ein Orkan umbraust.

Umtobt von dieser Höllenkraft  
Hilft hier kein Widerstand;  
„Komm Mädchen, komm, wir müssen fort  
Und fass' mich bei der Hand!

Ich bringe dich durch diese Flut  
Gar bald in Sicherheit,  
Nur halte tapfer dich und fest,  
Bleib' eng an meiner Seit'!“

Mit welcher tollen Riesenkraft  
Bricht los des Sturmes Wut!  
„Halt' fest dich, Mára, Máritza,  
Mein Arm ist stark und gut!

Noch einen vollen Atemzug,  
Dann sind gerettet wir  
Vor diesem Weltenuntergang  
Und vor der Hexe Gier.“

\* \* \*

Dort wo des Stromes tiefster Grund,  
Da sinkt — daß Gott erbarm! —  
Von einer Woge fortgeschwemmt  
Mein Mädchen mir vom Arm.

Im nächsten Augenblick ihr nach:  
„Hier fass' nur meine Hand!“  
Doch eine Welle riesengroß  
Hat sie mir jäh entwandt.

Ein stierer Blick voll Todesangst  
Sieht noch auf mich herab  
Und vor mir sinkt mein süßes Kind  
Ins nasse Wellengrab . . .



Laut stöhnt der Sturm und heult der Föhn  
Um Strom und Wald und Haus,  
Wie Hohngelächter tönt's herauf  
In Schnee und Windgebraus.

Und weiter rast die Hexe fort  
Vernichtend junges Glück  
Und hinter ihrem Todesritt  
Bleibt nur der Gram zurück.

\* \* \*

Die Schenke fort vom Sturm zerschellt,  
Kein Spielmann mehr im Krug,  
Kein Lied, kein Lieb und kein Gesang,  
Kein Mensch, der Sorge trug.

Nur aus den Wogen klingt es sanft  
Wie Echo leis im Walde,  
Wie eine Mahnung weit und fern:  
„Komm balde, Liebster, balde!“

---

## DIE WALLFAHRT

Im Stübchen still, vom Dämmerchein umspinnen,  
Da sitzt ein Mütterchen am Rad und sinnt,  
Und ihre Augen blicken so versonnen,  
Sie merkt fast nicht, wie träg' die Zeit verrinnt.

Des Jungen denkt sie, dort in weiten Landen,  
Da sie auf dieser Welt nur ihn besitzt  
Und keine Menschen sich zur Hilfe fanden;  
Nur er allein, der sie im Alter schützt.

Sie haben ihn zum Militär genommen, —  
Ein strammer Bursch wird eilig assentiert, —  
Jedoch des Kaisers Rock wollt' ihm nicht frommen,  
Und ach, er ist schon zweimal desertiert.

Die Festung und die eisenschweren Ketten  
Vermochten nicht das Heimweh ihm zu beugen,  
Wer wird den Ärmsten von der Pein erretten  
Und wer sich ihm in Herzensmitleid neigen?

Wenn er vielleicht zum drittenmale wieder  
Das harte Lager heimlich nachts verlassen,  
Wenn er von hohen, steilen Mauern nieder  
Herabgelangt in Flucht durch Wald und Straßen

Um eilig nur zur Mutter zu gelangen,  
Die angsterfüllt und freudig ihn umfängt,  
Indes ihr Herz mit schmerzlich tiefem Bangen  
Ihm ihre Tränen, ihre heißen schenkt.

Er wird doch nicht, so sagt sie sich beklommen,  
Zum drittenmale seine Pflicht vergessen,  
Er wird nicht wieder unerwartet kommen,  
Wird doch des Unheils Folgen wohl ermessen.

Er wird doch nicht — es wäre fürchterlich —  
Heraufbeschwören neue Qual und Pein!  
Doch horch! — Die Diele knarrt, es öffnet sich  
Die kleine Tür zu Mutters Kämmerlein.

„Wer kommt so spät, wer sucht vor Wetter Schutz,  
Das durch die dunklen Berge heftig braust,  
Wer wandert her, dem Sturme bietend Trutz,  
Wo heut' der Föhn durch tiefe Täler saust?“

„Ich bin's“, so lispelt's durch den dunklen Raum,  
„Erkennst du mich, mein liebes Mütterlein?  
Ich bin's, dein Kind, dein Sohn, ich seh' dich kaum  
In dieses Stübchens grauem Dämmerchein.“

„Wie, du, mein Sohn? Um aller Heil'gen Willen,  
Wo kommst du her, bist du's, der mich besucht?  
Lass' mich vor allem dein Gesicht enthüllen,  
Bist du am Ende wieder auf der Flucht?“

Es wär' entsetzlich, sprich, die Pulse pochen,  
Mein Blut erstarrt von namenloser Pein;  
Hast du vielleicht den Treueid neu gebrochen,  
So komm' und sag's — Nicht wahr, es kann nicht  
sein?

Hat man vielleicht schon Urlaub dir gegeben,  
Daß du in deinen Heimatort gelangst?  
So rede Kind, ich zitt're um dein Leben,  
Vor schwerem Grame, Kummer und vor Angst?

So sage doch, was dich von dort vertrieben;  
Mich halten kaum die alten Glieder schier,  
Was ist dir nur in deinem Sinn verblieben?“  
„Nur Liebe, Mutter, nichts als Lieb' zu dir!

Das Heimweh brennt mich, daß ich fast vergeh',  
Ich seh' und höre nichts als diesen Laut,  
Den Ruf des Herzens nachts wie tiefes Weh,  
In das nur meiner Mutter Auge schaut.

Und was sie dort auch sagten, mahnten, drohten,  
Mein Ohr, es blieb für diese Sprache taub,  
Im Busen mir die Sehnsuchtsflammen lohten,  
Entzündet wie im Herbst das dürre Laub.

Das Heimweh, ja, das griff mit festen Armen  
Nach meinem Herz, ich konnt' nicht widersteh'n,  
Ich muß' zu dir, o hab' mit mir Erbarmen,  
Dich Mutter nur, dich muß' ich wiederseh'n.

Was dann noch kommt, ich will's ja gern ertragen,  
Wenn nur auf mich der Mutter Auge blickt,  
Dann will ich dulden still und ohne Zagen,  
Was mir das Schicksal auch an Leiden schickt.“

„Entsetzlich Kind, was muß ich von dir hören?  
Du bist verloren, wenn du bei mir bleibst;  
Laß dich doch nicht durch dein Gefühl betören.  
Wenn du dich hier in Sicherheit betäubst.

Ich höre Häscher schleichen, Wächter kommen,  
Die dieser Stube bald dich rauh entwenden,  
Was soll mir dann das arme Leben frommen?  
Nichts kann mich mehr an dieses Dasein binden.

Wenn dir vielleicht ein Unglück widerfährt,  
Was soll mir noch das ganze Tun und Treiben?  
Gott nahm mir das, was einst mir lieb und wert,  
Verlier' ich dich, was wird mir übrig bleiben?“

So saßen sie und hielten sich umschlungen  
Die ganze lange Nacht — kein Wort, kein Laut!  
Die Mutter drückt den Arm um ihren Jungen  
Bis schon der neue Morgen mählich graut.

\* \* \*

Da klopft's und rüttelt's an der kleinen Tür:  
„Macht auf! Soldaten, alle, eilt herbei!  
So öffnet doch!“ so rief ein Offizier,  
„Denn her entfloh ein junger Deserteur.

Sieh da, er ist's! Zum dritten Male schon,  
Des Kaisers Rock hat scheinbar nicht gepaßt,  
Jedoch mein Freund, da gibt es kein Pardon,  
Im Lager dort, da droht dir böse Rast!

Rasch, bindet ihn und vorwärts dann zur Stadt,  
Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren;  
Wer dreimal seinen Eid gebrochen hat,  
Für den bleibt eines nur, das Füsilieren!“

Gefesselt steht der Junge, blaß wie Firn,  
Dann sinkt er schluchzend vor der Mutter nieder:  
„Leb' wohl und mach' das Kreuz mir auf die Stirn',  
Wir sehen uns, mein Mütterlein, bald wieder.“

\* \* \*

Die Tür geht zu und niemand der sich regt,  
Sie kann, entsetzt, nur durch das Fenster schauen,  
Ihr Kind, ihr Sohn, in Spangen festgelegt,  
Hinausgeführt in's ungewisse Grauen!

In harte Pein und Festungshaft vielleicht,  
Was werden sie im Lager noch beschließen?  
Ach, daß ein Mutterherz nicht soweit reicht,  
Für ihres Sohnes Schuld allein zu büßen!

So denkt sie stumpf und läßt das Antlitz sinken,  
Kein linder Trost kann jetzt zu ihr gelangen,  
Auch kein Gebet, nur stummes Abschiedswinken  
Und heiße Tränen netzen ihre Wangen.

\* \* \*

Am Stromesufer, tief im Felsgestein,  
Da steht ein Kirchlein als ersehntes Ziel,  
Ein Muttergottesbildchen ist darein,  
Auf das kein heller Sonnenstrahl noch fiel.

Denn ganz im Schatten hängt es an der Wand,  
Von hundert Kerzen tageslicht erhellt,  
Viel fromme Pilger zieh'n aus fernem Land  
In großen Scharen, aus der ganzen Welt.

Und eines Tags, da sich der Schwarm verlaufen,  
Da kommt ein Mütterchen mit Müh' daher;  
Sie ging nicht mit, mit diesem Pilgerhaufen,  
Es war ein weiter Weg, für sie zu schwer.

Sie kauert sich vor jenem Wunderbild  
Und heiße Tränen furchen ihr Gesicht;  
„O heil'ge Jungfrau, sieh' und blicke mild  
Und fühle doch, wie mir das Herze bricht!



Den einz'gen Sohn, den hat man mir genommen,  
Es blutet mir das Herz vor heißem Weh',  
Ich fleh' dich an — deshalb bin ich gekommen —  
Ob ich den Sohn noch jemals wiederseh'.

Was wäre mir die Welt und was das Leben,  
Wenn mir mein Kind vielleicht verloren wäre?  
Du fühlst die Qual und meiner Seele Beben,  
Du siehst im Auge mir die heiße Zähre!

Auch dir hat man den besten Sohn genommen,  
Auch dir hat einst dein Mutterherz gerungen,  
Du weißt es auch, wie mir die Brust beklommen  
Ums Los von meinem armen Herzensjungen.

Er wollte nur noch einmal mich begrüßen,  
Das Heimweh fraß an meinem guten Kinde  
Und dafür soll er — heißt es — schwer nun büßen.  
Ist denn die Kindesliebe auch schon Sünde?

Erbarme dich, du Reine, Gnadenreiche,  
Du siehst mich hier vor deinem Bilde fleh'n,  
Ich bet' zu dir, daß sich dein Sinn erweiche,  
Werd' ich mein Kind noch einmal wiederseh'n?"

Und siehe da, aus jenem Bilde blinkt  
Das Aug' der Jungfrau wundervoll im Raum:  
Geheimnisvoll die fremde Stimme klingt,  
So seltsam zart als wie im tiefen Traum:

„Du bist ermüdet von dem langen Weg,  
Ich seh' dir's an, wie fast dein Auge bricht;  
Dein Fuß so wund vom rauhen Felsensteg  
Und blaß und abgehärmt dein Angesicht!



Komm' her zur Seite mir auf's weiche Moos, —  
Und lege dich zum tiefen Schlafe hin;  
Groß ist dein Schmerz und bitterhart dein Los,  
Ich weiß es wohl, da ich auch Mutter bin!

Hier darfst du rasten von dem harten Kummer,  
So traumlos, ewig, wie die Felsen steh'n,  
Erwachst du dann aus deinem tiefen Schlummer,  
Dann wirst du ihn, du wirst ihn wiederseh'n!“

\* \* \*

In dieser Stunde, auf der grünen Heide,  
Da wurde ein Soldat, der desertiert,  
Im grauen, abgenützten Sträflingskleide  
Vor seinem Regimente füsiliert.

\* \* \*

Mit leisem Flügelrauschen sanft und weich,  
Da schwebt der Todesengel sacht hernieder —  
Und nahm zwei Seelen mit ins Schattenreich.  
So sah'n sich beide, Sohn und Mutter wieder!



## DER RUF DER SEHNSUCHT

Still ist die Nacht; hell silbern streift der Mond  
Durchs dunkle Firmament und gießt sein Licht  
In reicher Fülle aus und hüllt die Welt  
Mit seinem zarten Schleier heimlich ein.  
In seinem Zelte ruht auf weicher Matte  
Der alte Beduine tief im Schlaf.

An Jahren überreich, doch auch an Tugend  
Und hehrer Frömmigkeit, wie der Moslim,  
Der streng nach Mohammeds Gesetz und Schrift,  
Getreu dem Koran, seine Tage lebt.

Nichts unterließ er, was die Pflicht gebot:  
Gebet und Fasten, fünfmal täglich Waschung;  
Ja selbst den langen, harten Weg nach Mekka  
Hat er in früh'ren Jahren, als noch frisch  
Die Glieder willig ihm den Dienst erfüllten,  
Zurückgelegt wie es die Vorschrift heischt.  
Allein die Jahre gehen ihren Gang  
Und nichts hält sie in ihrem Lauf zurück.  
Die Füße werden steif, das Auge matt,  
Die Altersgicht schafft oftmals harte Pein,  
Die Zähne fallen aus, die Haut verwelkt,  
Der Bart, der bis zum Gürtel reicht, wird grau —  
Und mählich schleicht als wie von ungefähr  
Mit zagem Schritte sich das Alter ein.

Abdul Selim war lang schon nicht mehr jung;  
Wie viele Jahr' durchs Leben er gewandelt.  
Das wußte nur Alláh in seiner Weisheit.  
Für Menschen ist es manchmal vorteilhaft,  
Der Jahre Zahl am besten nicht zu zählen;  
Man lebt, man betet, bleibt im Ganzen fromm,



Und, was Du vorgeschrieben auch befolgt.  
Du weißt am besten, daß mich nie verließ,  
Was Satzung dem Moslim, was Pflicht gebeut,  
Drum ist mein letzter Wunsch, mein letztes Flehn,  
Bevor der Tod die müden Glieder streckt,  
Daß mir nur einmal noch, bevor ich sterbe,  
Ein Glück, ein selt'nes Glück zuteile wird.  
Ich weiß nicht was es ist und wie beschaffen,  
Alláh allein, der Welten Höchstgebieter,  
Er weiß und wird es seinem Knecht erwählen,  
Mohammed aber Du, der Du am Thron  
Alláhs zur Rechten sitztest, sprich mit ihm  
Und sage ihm, was mir das Herz bewegt.“  
So fleht der Beduine alle Abend  
Seit Monden schon und ohne Unterlaß  
Und hofft, daß der Prophet am Ende doch  
Sein Ohr dem Alten endlich leihen würde.

Und siehe da — aus irgendwelchem Grunde,  
Sei's, daß der Greis die Rücksicht wohl verdient,  
Vielleicht auch nur, um endlich Ruh' zu haben  
Vor diesem Querulanten alle Nacht —  
Mit einem Mal erscheint im Traum dem Alten  
In Lichtgestalt gewaltig der Prophet,  
Neigt seinen Blick wohlwollend auf den Greis  
Und spricht — die Stimme klang wie Geisterton:  
„Abdul Selím, gib acht! Seit lange schon  
Flehst du durch mich zu uns'rem großen Gott,  
Daß dir in späten Jahren noch ein Glück,  
Ein selten herrliches, beschieden werde;  
Ich neigte vor dem Höchsten tief mein Haupt  
Und bracht' am Throne deine Bitte vor.  
Ich rühmte deine Frömmigkeit vor ihm,

Die Kraft und Innigkeit auch im Gebet,  
Den Lebenswandel des gerechten Mannes  
Und was man sonst dabei zu sagen pflegt,  
Und — groß ist Gott — dein Flehen ward erhört.  
Vernimm denn nun und merk' es dir genau:  
Wenn morgen früh du deine Lider öffnest  
Und dein Gebet, dem Osten zugekehrt,  
Vollendet hast, dann saddle deinen Esel  
Und reite knapp vor Sonnenaufgang aus.  
Du gehst nur immerfort der Sonne nach  
Und weichst vom Wege keine Elle ab.  
Erst spät, vielleicht erst bis der Abend kommt,  
Wirst du, ermüdet von dem langen Ritt,  
Ein Dorf erblicken, hart am Wüstenrand.  
Beim Eingang durch des Dorfes enges Tor  
Zur Linken, an die Mauer eng gedrückt,  
Da steht ein kleines Haus, mit Gras bedeckt,  
Ganz ärmlich sieht es aus, ja elend fast.  
Tritt nur herein, dort findest du dein Glück!“  
Er sprach's und mählich löste sich wie Dunst  
Die hehre Lichtgestalt in Nebel auf.  
Abdul Selím erwachte, sah um sich,  
Im Ohre klang noch des Propheten Stimme,  
Und unverkennbar war die Botschaft echt.  
So also war sein Wunsch ihm doch erfüllt!  
Die Arme breitet er voll Inbrunst aus,  
Neigt dann sein Antlitz tief zum Boden nieder  
Und murmelt Koranverse Gott zu Dank.  
Dann rasch den grauen Esel wohlgesattelt,  
Drei Handvoll Datteln für des Tags Bedarf,  
Ein Stoßgebet zum Schutz vor bösen Geistern  
— Und durch die Wüste zieht Abdul Selím.  
Was er zu suchen hat und was er findet,



Ihm ist es unbekannt, er weiß nur eins:  
Alláh akbár, und was er tut ist gut!  
Der Steg durch dürres Land ist fast verweht,  
Der Weg ist mühsam, Disteln selten nur,  
Davon der Esel neue Kräfte schöpft.  
Die Sonne steigt empor und sendet heiß  
Die Strahlen sengend auf die Welt herab.  
Ein einzig Mal ein Quell am Palmenstamm,  
Der spärlich Tropfen der Erfrischung bot;  
Die Hitze nimmt stets zu, schon preßt sie schwer  
Abdul Selim vom kahlen, braunen Scheitel  
Die letzten Tropfen Schweiß mit Müh' hervor;  
Ein böser Weg, ein arger Wüstenritt,  
Von Durst gequält, den Datteln nicht mehr löschen;  
Vom Eselstrab die alten Knochen schmerzen  
Und durchgerüttelt Magen und Gedärm.  
Ein harter Weg, fürwahr für ihn zu hart!  
Jedoch Alláhs Gebot ist Heiligtum! —  
Zudem das Glück, das heißersehnte Glück,  
Dem er voll Zuversicht entgegengeht!  
Das gibt ihm neue Kraft, dem Vielgeprüften.  
Und also zieht er keuchend wie sein Esel  
Der Sonne nach in unbekannte Fernen.

Schon neigt die Scheibe sich am Horizont,  
Die Wüste hüllt sich ein in rote Glut,  
Es neigt der Tag zu Ende — siehe da:  
Vor seinen Augen nah — ein grau Gemäuer,  
Das sich um kleine Häuser schützend ringt.  
Ein Dorf ist's mitten in der Wüstenei,  
In das ein enges Tor, verschlossen, führt.  
Abdul Selim, vom Wege arg ermattet  
Und ohne Kraft vom Esel sich zu heben,

Ruft laut; ein nackter Knabe rennt herbei,  
Schließt auf das Tor und packt des Esels Zaum  
Und führt ihn samt dem Reiter in das Haus  
Zur Linken, an die Mauer eng gedrückt.  
Dann schreit er: „Abdulláh, ein Fremder ist's,  
Kommt nur heraus und seht euch nach ihm um!“  
Mit würdevollem Schritt, das Haupt gebeugt,  
Tritt aus dem kleinen Haus ein Mann hervor,  
Drückt seine Hand auf Brust und Mund und Stirn  
Und spricht: „Alláh ist groß, wer ihr auch seid,  
Ihr seid willkommen mir an meinem Herd;  
Steigt nur herab vom Esel, tretet ein  
In meine Stube, die nun euch gehört.  
Bald wird mein Weib ein Abendbrot euch rüsten,  
Und eure wunden Füße wird Fatime,  
Mein einzig Kind, im warmen Kräuterbad  
In kurzer Zeit erstaunlich rasch erfrischen.“  
Abdul Selím erwidert jenes Gruß,  
Steigt mühsam ab vom wackeligen Grautier  
Und schleicht mit müdem Schritt zur Hütte hin.

Dann tritt er in die kleine Kammer ein,  
Die Wohnraum ist zugleich und Schlafgemach,  
Setzt sich auf weiche Binsenmatten nieder,  
Die ihm der Hausherr reicht, nur herzlich froh,  
Daß seine Glieder endlich Ruhe finden;  
Das Weib des Abdulláh, verdorrt und welk,  
Bringt Mokka ihrem Gast; der Tschibuk raucht  
Und ringsrum herrscht des Himmels sel'ger  
Frieden.

Nachher da scharrt und räuspert sich der Wirt  
Und spricht vom Wetter und der Quellen Armut,  
Vom heißen Steppenwind, der kürzlich blies,



Zum Schlusse von der kargen Dattelernte;  
Die Sorge sei ja groß, jedoch Alláh  
In seiner Weisheit und in seiner Güte,  
Der weiß am besten, was uns Menschen frommt.  
Sich fügen in das Schicksal, nicht beklagen,  
Das sei des Gläubigen Gesetzespflicht.  
„Allein der Mensch ist leider seelenschwach  
Und ohne Klage ist das Dasein hohl;  
Selbst ohne Wunsch zu leben ist zu schwer.  
Der Wünsche freilich gibt es mannigfach:  
Es wünscht der Junge andres wie der Alte,  
Was jenem ziemt, das fällt von diesem ab  
Wie welke Blätter von dem Palmenstamm,  
Wenn ihre Zeit im Herbste ist gekommen.“  
So sprach zu seinem Gastfreund Abdulláh,  
Um ihn gebühlich zu zerstreuen. —

— — Da tritt Fatime ein, das holde Kind  
Und trägt ein warmes Kräuterbad herein,  
Stellt es ganz zierlich vor dem Alten nieder,  
Bückt sich und wäscht die müden Füße ihm,  
Streicht zart mit ihrer weichen Hand die Fesseln  
Und trocknet sie mit weißem Leinentuch,  
Erhebt sich dann, nickt leise mit dem Kopfe  
Und läßt die beiden wieder still allein.  
Abdul Selím hat alles das gesehen, —  
Für Frauenschönheit war er niemals blind  
Und Holderes als dieses braune Kind  
Hat er gewiß schon lange nicht erblickt.  
Wie zierlich wußte sie das Bad zu richten,  
Wie weich die Finger, die die Fesseln strichen,  
Und welche Anmut ihrer feinen Glieder,  
Wie glänzend ihr das Haar, das Aug' wie tief

Und dunkel wie die schwarze Sommernacht,  
Durch die die Sterne nur so silbern leuchten!  
„Kein übles Mädchen, scheint mir, ist Fatime“,  
Dacht' sich der Alte so von ungefähr.  
Zu lange blieb er nicht bei dem Gedanken;  
Im Traum erschien Mohammed heute Nachts.  
Und sprach von einem großen, selt'nen Glück,  
Das ihn im fremden Dorfe treffen sollt';  
Was galt ein Kind und war es noch so schön!  
Wenn der Prophet von selt'nem Glücke sprach —  
Und also sinnend starrt vor sich Selim  
Und wartet auf die Dinge, die da kommen.  
Die Frau des Hauses bringt gar heiße Kuchen  
Auf glühendem Gesteine zubereitet,  
Schafft frische Datteln noch herbei und Honig,  
Auch einen kühlen Trunk Zisternenwasser,  
Und beide Alten schmatzen still vor sich,  
Dann rauchen sie und loben Gott den Herrn!  
Der Esel ward natürlich auch versorgt,  
Zehn Handvoll Disteln und zwei Kannen Wasser,  
Und also ward es Zeit zum Schlafgebet;  
Man richtet weiche Matten für den Gast  
Und läßt ihn dann zum Schluß für sich allein.

Jedoch bevor Selim die Augen schloß,  
Bat er voll Inbrunst den Propheten noch,  
Im Traum ihm doch zu sagen, welch' ein Glück  
In einer solchen Hütte ihn erwarte,  
Wo doch die Armut und die bitt're Not  
Aus allen Winkeln ihm entgegenstarre;  
Er fände sich nicht drein und fass' es nicht,  
Wie denn aus solchem Elend Glück entspränge;  
Des Traumes Deutung sei für ihn verhüllt



Des Höchsten Weisheit und des Höchsten Güte?  
Was gibt es, das der Frauen Schönheit gleicht?  
Hat nicht Alláh dem frommen Gläubigen  
Im Paradies dereinstens zugesagt  
Der Frauen Allerschönste zum Genoss?  
Gleicht solchem Preis für ein gerechtes Leben  
Noch irgendwas auf dieser großen Welt?  
Suchst du ein Glück, ein allerletztes noch,  
Was kann es and'res sein als nur ein Weib,  
Das strahlend sich in seine Schönheit hüllt?  
Hast von Aischa niemals du gehört,  
Dem süßem Weibe, meiner letzten Frau?  
Was gab es, das ihr je an Anmut glich?  
O Unvergess'ne du, ich grüße dich!  
Dein Körper ist schon längst zu Staub zermürbt,  
Doch meine Seele zittert im Erinnern  
An dich, geliebtes Wesen, an Aischa!

Begreifst du nun, was dir zuteil geworden,  
Als dir Alláh den letzten Wunsch erfüllte?  
Sieh dir Fatime an, kein Märchen kann  
So fein gegliedert sein, so anmutsvoll,  
Als dieses einzig schöne Wüstenkind.  
Sowie zuweilen mitten im Gerölle,  
Wo Distel nur und dürres Unkraut wächst,  
Mit einem Mal ein herrlich Blümlein spriest,  
So wunderlieb wie Rosenbusch im Mai,  
So ist in jenem elend armen Dorf,  
Im dumpfen, kleinen, strohgedeckten Haus  
Fatime herrlich schön und frisch erblüht.  
Nun weißt du alles; morgen in der Früh,  
Wenn dich der Hausherr nach dem Grunde fragt,  
Der dich als Fremden in sein Haus geführt,

Dann halte dich an das, was ich gesagt  
Und nimm die Kleine mit zu dir ins Zelt.  
Sei nicht zu sparsam mit dem Angebot!  
Kein Geld vermag die Schönheit zu ersetzen.  
Und was Fatimes Eltern anbelangt,  
So werden sie, wenn sie nur Geld bekommen,  
Wahrscheinlich bald sich trösten, wenn ihr Kind  
Von dannen zieht, auf Nimmerwiederseh'n.  
Das ist nun einmal so der Menschen Brauch;  
Bei Tieren sagt man ist es and'rer Art:  
Nimmst du der Henne ihre Küchlein fort,  
So zetert laut die Alte, pfaucht und kämpft  
Mit ihren schwachen Kräften um die Brut,  
Und gelte es das eigene Leben gar.

Versuch' es nur, der Stute rauh ihr Füllen  
Von ihrer Seite etwa wegzureißen.  
Ich rate dir, sei klug und lass' davon,  
Du könntest leicht nur argen Schaden leiden.  
Ja selbst das kleine Vöglein in dem Nest  
Bemühet sich, sein Junges zu beschützen,  
Wenn du es rauben willst aus seiner Hut;  
Allein das Tier ist eben nur ein Tier,  
In ihm lebt nur die Stimme der Natur,  
Kein and'rer Sinn, kein Zweck und kein Gedanke  
Als bloß der reine, unbefleckte Trieb,  
Mit dem es lebt, mit dem es kämpft und stirbt.  
Doch Menschenart ist anders als das Tier;  
Du siehst ein schönes Kind, das dir gefällt,  
Du fragst nach seinem Preise und du zahlst!  
Was ist da weiter vieles noch zu sagen?  
Ich denke, du begreifst, und also handle,  
Und morgen, wenn zur Heimkehr du dich rütest.



Das holde Kind Fatime dir zur Seite,  
Dann hast du Anspruch erst aufs neue Glück!“  
So sprach im Traume leise der Prophet;  
Dann blieb es still und die Gestalt zerfloß  
Wie Nebelbilder vor der Sonne Strahl.

Abdul Selím erwacht und sieht um sich,  
Noch klingt im Ohre des Propheten Stimme;  
Dann murmelt er das erste Frühgebet  
Und denkt darüber nach, was er vernommen:  
Fatime also ist das neue Glück,  
Das ihm Alláh in seiner reichen Güte  
Im späten Alter noch verleihen wollt’!  
„O Herr, wie wunderbar sind Deine Wege!  
Indes Dein Wille ist dem Moslim heilig  
Und unantastbar heilig Dein Gebot!“

Die Wirtin kam und brachte Wein und Kuchen,  
Dann kam auch Abdulláh und grüßt und fragt,  
Ob gut und friedvoll letzte Nacht verlaufen,  
Was wohl dem Gast geträumt und wie’s zu deuten  
Und manches and’re noch; Selím, er nickt,  
Raucht still sein Nargilé und sinnt vor sich  
Und schweigt; da endlich fragt der Wirt bescheiden:  
„Du hast, o Fremdling, dieses Haus geehrt;  
Dein Fuß hat meine Schwelle überschritten  
Und Alláh sei’s gedankt für dieses Glück;  
Was meine arme Hütte bieten konnt’,  
Hat gerne sie getan; erlaub’ nunmehr  
Nach deinem Namen höflich dich zu fragen,  
Nach deines Rittes Zweck von solcher Ferne,  
Und wie ich deuten soll die große Ehr’,  
Die meiner Hütte gestern widerfahren.“

Und Antwort gab der alte Beduine:  
„So höre denn: Abdul Selim, so heiß' ich  
Und wohne dort im Osten weit im Zelt,  
Gehrt von Jung und Alt des ganzen Stammes.  
An Pferden und Kamelen fehlt es nicht,  
Und reiche Dattelbäume gibt es auch.  
Ich suche etwas, dessen ich bedarf —  
Es scheint ja auch, daß ich es hier gefunden.  
Sag Abdulláh, du hast ja eine Tochter,  
Fatime ist's, die mir das Kräuterbad  
Nach meiner Ankunft gestern zubereitet,  
Sie ist ja grad' nicht übel, zwar an Schönheit  
Von vielen ihres Alters übertroffen,  
Doch immerhin sag' an, ich wüßt' es gern,  
Wie hoch schätzt du den Preis für deinen Schmerz,  
Von deinem Kinde dauernd dich zu trennen?  
In meinem Zelte fehlt ein junges Weib,  
Ich brauche eine zarte, weiche Hand,  
Und deine Tochter scheint sie zu besitzen,  
Wie ich es gestern bei dem Bad bemerkt.  
Willst du des Kindes Glück, so nenn den Preis;  
Doch denke dran, daß sie noch jung und zart,  
Und solche schwache Kraft hat wenig Wert.  
Paßt mir dein Wort, so will ich meinetwegen  
Fatime kaufen, fällt es noch so schwer  
Bei diesen Zeiten viel für sie zu zahlen.“

Und Abdulláh sah jenem in die Augen,  
Als wollte er Geheimstes draus erforschen,  
Dann saß er stumm und in Gedanken da  
Und rechnet schweigend, was er fordern soll.  
Der Fremde scheint nicht g'rade arm zu sein,  
Von weitem kam er ja, er sagt es selbst,



Und wer von weitem kommt, muß mehr bezahlen.  
Er sitzt und raucht und zählt dann hin und her,  
Bis endlich zögernd er Selím erwidert:

„Fatime ist mein liebes, gutes Kind,  
Sie ist mir Tochter, Magd und Knecht zugleich;  
Was man ihr sagt, das tut sie gern und willig.  
Sie mahlt das Korn, zerreibt es zwischen Steinen,  
Sie kocht und näht, besorgt den Bienenkorb,  
Sie singt mit schöner Stimme und ihr Tanz  
Ist sehenswert. Im Harem selbst des Sultans  
Gefiele sie mit ihrer Glieder Anmut.

Ein solches Kleinod kann nicht billig sein.  
Was bleibt mir sonst an ihrer Stelle übrig,  
Wenn ich in Geld nicht werte ihren Preis?  
Vom Kinde sich zu trennen ist nicht leicht,  
Jedoch der Wille Gottes ist mir heilig,  
Und ihm sich fügen ist des Moslim Pflicht, —  
Zudem wenn mir dein Angebot gefällt!

Ich mein': Zehn Münzenstücke, rein in Gold,  
So will ich ruhig mich damit bescheiden.“

„Zehn Münzen, was?“ erwidert laut Selím,  
„Hab' ich denn recht gehört, zehn Münzen Gold?  
Daß ich bei dieser Summe, die du nennst,  
Nicht tot auf diese Binsenmatte fiel,  
Verdank ich nur Alláh, dem Allerbarmer!  
Zehn Münzen für ein solches junges Ding,  
Das hat noch niemand in dem ganzen Reich  
Von Ost nach West, von Nord nach Süd ver-  
nommen.

Zehn Münzen Gold, verzeih' nur daß ich lache,  
Du scherzerst wohl, denn Ernst kann es nicht  
heißen,

So große Summen für ein Weib zu fordern!

Damit du aber siehst, daß ich dich ehre  
Und dankbar bin für deinen Gastempfang,  
Will ich zu äußerst wagen, was ich kann:  
Acht Münzen Gold und keinen Pfennig mehr!  
Sagt' ich nicht sieben? Meinetwegen acht,  
Da es schon einmal ward herausgesagt!  
Ein Mann ein Wort, es bleibt also bei acht.  
Nun schlage ein und saddle meinen Grauen,  
Damit wir noch bei gutem Tageslicht  
Das Zelt erreichen, das mir zugehört.“

Doch Abdulláh war zäh wie altes Leder,  
Er rührt sich nicht vom Platz, er raucht und sinnt,  
Dann spricht er zu Selím: „Erscheint der Preis  
Dir allzu hoch für dieses holde Kind,  
So muß ich mich verwundern; hast gewiß  
Fatime gründlich noch nicht angesehen'n.  
Nun denn, du kannst es ja noch einmal tun!“  
„Hallo, Fatime, komme rasch herein,  
Und führe dich dem würd'gen Gaste vor!“  
„Sieh' doch, Selím, den Wuchs der jungen Glieder,  
Die Schwärze ihres Haars, der Zähne Pracht,  
Die Zartheit der Gelenke, wie sie tanzt —  
So tanze doch, geliebte Tochter, vor,  
So wie du tanztest jüngst am Beiramfest,  
Daß Alt und Jung im Kreis bezaubert war! —  
Was sagst du nun, Selím, sprach ich zuviel,  
Als ich sie rühmte hier im eig'nen Haus?  
Und ich als Vater muß ja viel verschweigen,  
Denn Väter sind gemeiniglich bescheiden;  
Jedoch ein Fremder wird begeistert sein  
Und vor Entzücken sicher kaum sich fassen! —  
Geh' nun, mein Kind, wir haben ernst zu reden. --

Dir aber, werter Gast, will ich bekunden,  
Daß mir kein Herz von Stein im Busen lebt.  
Zehn Münzen Gold hab' ich zuerst gefordert,  
Nun sehe zu wie sehr ich Freund dich schätze,  
Da würdig du mein armes Haus beehrt.  
Ich sagte zehn in Gold, doch bin ich auch  
Mit neun, jedoch nur dir zulieb, zufrieden.  
Neun Münzen Gold und für ein solches Kind,  
Das hat gewiß noch niemand je erlebt;  
Jedoch das ist mein allerletzter Preis  
Und weiter habe ich — Alláh akbàr —  
Kein Wort in dieser Sache mehr zu sagen.“

Da sah Selím: Hier war nicht mehr zu handeln  
Mit Abdulláh; neun Münzen rein in Gold  
War freilich viel, doch tiefer ging es nicht.  
War überdies die Mahnung des Propheten  
„Sei nicht zu sparsam bei Fatimes Kauf“  
Nicht heute Nacht erst warnend ausgesprochen?  
So überlegend, ihm erwiderte Selím:  
„Nun ja, du magst als Vater richtig schätzen,  
Doch nun bedenke dieses viele Gold  
Für EINE Ware nur, für EINE nur,  
Das ist unmöglich, und es ist zu viel.  
Gib noch was drauf von dem, was du besitzt,  
Und sehen will ich was sich machen läßt!“

„Was soll ich geben, sage selbst, Selím,“  
Rief Abdulláh, „wir sind ja bettelarm,  
Sahst du nicht gestern Hof und diese Hütte?  
Das ist ja unser ganzes Eigentum,  
Und dieses Ganze ist so gut wie nichts!“

„O doch, o doch,“ war Selíms sachter Einspruch,  
„Ich hörte heute Nacht, da ich nicht schlief,  
Als ob ein Kalb in meiner Nachbarschaft  
Vernehmlich blökte, war es nicht ein Kalb?  
Gehört es dir? Natürlich dir, wem sonst?  
Wie alt ist es und wie gefärbt das Fell?  
Das möcht' ich, Abdulláh, noch gern erfahren!“  
Und dieser drauf: „Du hast es gut gehört;  
Die Kuh, mein einzig' Gut in dieser Armut,  
Hat uns, vier Wochen sind's, ein Kalb geschenkt,  
Ein liebes, munt'res Ding mit gelbem Fell  
Und so possierlich wie ein kleiner Hund. —  
Indes, was ist's, Selím, mit deiner Frage,  
Was hat das Kalb zu tun mit uns'rem Handel?“  
„O viel, mein Freund, jawohl, mein Abdulláh,  
Sehr viel sogar, du wirst es gleich begreifen.  
Du forderst Gold für deine kleine Tochter;  
Neun Münzen sind jedoch ein schwerer Preis  
Für EINE Ware nur, wie ich schon sagt';  
Gib mir zum Kinde noch das Kalb dazu,  
Was du begehrtest, zahl' ich blank sogleich,  
Und unser Handel ist in Ehren fertig.  
Sprich nichts dagegen, dies mein letztes Wort,  
Bei meinem Bart, ich kann nicht weiter bieten.  
Alláh ist groß, er weiß allein die Wahrheit!“

Tief sinnend saß am Boden Abdulláh,  
Erwog bald dies, bald das in seinem Hirn:  
Neun Münzen Gold, das war ein halber Reichtum,  
Dafür die einz'ge Tochter weg, nun ja,  
Jedoch das Kalb dazu, das war schon schwer;  
Indes für so viel Gold, da kann man sich  
Zehn Kälber und noch mehr zusammenkaufen;

Noch dacht' er einen Augenblick darüber,  
Dann stand er auf und ging auf Selím zu:  
„Hier meine Hand, die Sach' ist abgetan;  
Schlag' ein, mein Freund, der Handel ist  
geschlossen!“

Ein kleines Bündel ward gar bald geschnürt,  
Das ganze Gut Fatimes steckte drin.  
Ein braves Kind fragt nicht wohin, warum,  
Der Eltern Wunsch macht jeden Willen stumm.  
Was nützt es auch zu fragen nach dem Ziele,  
Viel stärker ist das Schicksal als der Wille.  
Nun rasch den Esel frisch getränkt, bepackt,  
Zum Abschied noch der Eltern Segenswunsch,  
Im Auge eine halbzerdrückte Träne,  
Die Nachbarn winken ihren Scheidegruß, —  
Dann geht es durch das enge Tor hinaus,  
Durch Wüstensand ins unbekante Weite.

Und als die Sonne fast zur Rüste ging  
Und rot die Strahlen auf die Erde sanken,  
Da sah man durch die endlos weite Wüste  
Gar seltsam eine Karawane zieh'n:  
Auf einem Esel, der nur mühsam stolpert,  
Da saß ein alter Mann und nickt und schläft,  
Dann wacht er auf, streicht seinen langen Bart  
Und murmelt ein Gebet, nickt wieder ein,  
Bis ihn ein Stoß des Esels neu erweckt;  
Ein junges Weib, fast Kind nach ihrem Wuchs,  
Hält mit der einen Hand des Esels Halter,  
Indes die andere am Stricke zieht,  
An dem ein zartes Kalb voll Unmut zerrt,  
Denn alle Augenblicke wendet es



Den blöden Kopf dahin, woher es kam,  
Und will nicht von der Stelle; und die Sonne,  
Sie wirft die dunkelroten Strahlen nieder  
Auf dieses Bild, von dem die Schatten nur  
Gespenstig lang am Wüstensaum sich zeichnen;  
Der Alte auf dem Esel und das Kind,  
So hold und schön wie eine Maienblüte,  
Das Grautier stolpernd und das Kalb verstockt —  
So wandert still die Wüstenkarawane  
Wie ein Gespenst dem neuen Glück entgegen.

\* \* \*

In dieser Nacht, da fanden sie im Dorf,  
Die Eltern nämlich, keinen rechten Schlummer.  
Die Frau erwog: „Was kauf' ich mir zuerst?  
Ein neues Kleid, ein Tuch und einen Schleier,  
Vielleicht auch Leinen für den Hausbedarf?“  
Und neben ihr der Mann: „Neun Münzen Gold  
Ist eine schöne Summe, was damit?  
Ein neues Kalb? Nein, nein; wozu das Kalb?  
Doch eher noch ein Grautier, das nichts braucht  
Als eine Handvoll Disteln, billig ist's;  
Vielleicht gar ein Kamel?“ Und der Gedanke  
Verscheuchte seinen Schlaf. „Wie, ein Kamel?  
Wer hätte das bei Abdulláh geahnt?“  
So ging die Nacht dahin — und ohne Ruh'.  
Es blökte nach dem Kalb zu sehr die Kuh.

Die Alten rechnen und die Kuh sie blökt,  
Daß es die ganze Nachbarschaft erweckt.  
Wie seltsam ist's im Erdenleben nur,  
Berechnung dort, hier Stimme der Natur,  
Dort Überlegung, wie's am besten sei,

Und hier des Tieres lauter Sehnsuchtsschrei!  
Und weit am dunklen Wüstensaume fast  
Hält eine Karawane kurze Rast:  
Ein schlotternd alter, müder Jammergreis,  
Und neben ihm ein Weib, so blütenweiß,  
Ein Grautier und ein Kalb, sie zerren an dem Strick  
Und können weder vor noch können sie zurück.

\* \* \*

Es ringt in jedem Menschen wie im Tier  
Fast unbewußt mit ungeheu'rer Gier  
Ein mächt'ger Drang nach Freiheit und nach Glück.  
Das ist sein Ziel, das ist sein Endgeschick.  
Durch alles geht, was einst ein Gott erschuf,  
Ein einz'ger Trieb, ein einz'ger Sehnsuchtsruf:  
Bricht auch das Aug', sein letzter müder Blick,  
Er fällt aufs Glück!





## DIE HELDENMUTTER \*

In Stadt und alter Felsenfestung Neamtz  
Herrscht Trübsal und der Sorge dumpfe Last:  
Die Türken sind ins Flachland eingedrungen  
Und ihrem Zuge folgt das Unheil nach.  
Die Dörfer sind verbrannt, kein Haus steht fest,  
Verwüestet alles Feld, der Wald zerstört,  
Und wer die Zeit zum raschen Flüchten fand,  
Der floh in Eile fort von seinem Hof.

Nun staut sich alles an dem festen Wall,  
Dess' Mauern breit die ganze Stadt umgürten,  
Und sucht dort Rettung vor der Feinde Wut.

Zwar hat des Moldaureiches junger Fürst,  
Hat Stefan wiederholt die Brut bekämpft,  
Die seinem Lande stets verheerend naht  
Und immer wieder schwer den Feind besiegt —  
Doch diesmal stürmt des Heidenheeres Macht  
Verzehnfacht an und dringt ins Land hinein.  
Die Grenzen fielen gleich im ersten Sturm —  
Man konnte keinen Widerstand ihm leisten —  
Zu viele Feinde dringen drüber weg  
Und, alles niederwerfend, eilen sie  
In ungeheurer Schar zu ihrem Ziel:  
Der Stadt und Festung, die der Fürst bewohnt,  
Und wo des Landes prunkvoll reicher Schatz  
Sich sicher birgt, von niemand recht beschützt;  
Ist doch das ganze Heer mit Roß und Mann

\* Nach einem rumän.-historischen Motiv.

Dem Feind entgegen jüngst ins Feld gerückt,  
Und eine Handvoll alter Knechte nur  
Behütet Haus und Hof, wo Frau und Kind  
In banger Angst um ihres Herrn Geschick  
Erwartungsvoll bedrückt zurückgeblieben.

Die Gattin harrt des Kriegers und Gemahls —  
Doch auch die alte Mutter harrt mit ihr  
Mit schwerem Herzen zwar, doch frohen Muts,  
Daß er, der Sohn, an Siege längst gewöhnt,  
Auch diesmal trotz der Heiden Überzahl,  
Dennoch gar bald als Sieger heimwärts kehrt.  
„Wie anders könnt' es sein“, so frug sie sich  
In ihrem Herzen stolz und froh bewußt,  
Daß ihr ein Held zum Sohne ward gegeben.  
„Hat nicht in allen Kämpfen er bestanden  
Als strammer Recke, kühn in Tapferkeit,  
Und so das Reich bisher getreu bewahrt  
Vom Einbruch wilder Horden dort von fern,  
Die schon so oft des Landes Glanz und Reichtum  
Zu frechem Raube tückisch hergelockt?  
Er kehrt zurück — gewiß —, nachdem der Feind  
In heißem Kampf zu Boden ward gestreckt!  
Die große Übermacht für diesmal könnt'  
Ein ernster Grund zu schwerer Sorge sein;  
Jedoch wie oft schon hat der kühne Held  
Die Schar der Gegner dort im freien Feld,  
Selbst wenn sie dreifach überlegen schien,  
Zum Schlusse dennoch siegreich hingemäht  
Zum letzten Schlafe hin in Grabesnacht!  
Wen könnte man an Kühnheit ihm vergleichen  
Und wer im Streite ihm nur widerstehn?  
So oft die Feinde in das Reich gedrungen,

Um hier zu morden, rauben und zu sengen,  
Da stürzt der Fürst gleichwie ein Edelfalk  
Hervor aus seiner Burg in Windeseil'  
Und seine Fänge krallen sich wie Erz  
In Brust und Flanken jenes Heidentrosses  
Mit Macht und tief ins wunde Herz hinein,  
Bis alles Wild entseelt zu Boden sank!

So war des Helden Art seit Jahren schon,  
Und so — das hoff' ich — wird sie weiter bleiben!  
Es dauert nicht mehr lang, so kehrt er heim,  
Den Lorbeerkranz aufs junge Haupt gesteckt!“

So sinnt die alte Mutter still für sich,  
Und der Gedanke bringt ihr linden Trost;  
Doch Stund' um Stunde fliehet zag dahin,  
Die Sonne sank in glühend rotem Schein,  
Die Nacht ist schon mit ihren dunklen Schatten  
Auf Stadt und Festung, Berg und Tal gesunken  
Und hüllt mit ihrem schwarzen Schleiertuch  
Fast alles Leben ein zu tiefem Schlaf.  
Vergebens horcht die alte Mutter auf,  
Ob nicht von fern der Rosse Hufe klingen,  
Ob nicht ein Freudenschrei, ein Jauchzen gar  
Wie sonst nach frohem Sieg ihr Ohr erreicht . . .  
Was soll die Stille dieser bangen Nacht  
Und was die späte Rückkehr denn bedeuten?  
Gewiß! Der Junge hat wie stets gesiegt  
Und nun verfolgt er weiter seinen Feind,  
Um ihn, bevor der Grenzstrom ward erreicht,  
Mit Mann und Maus vollständig zu vernichten!  
So wird es sein, gewiß, nicht anders ist's!  
Gleich wird der Held mit seiner Schar erscheinen  
Und ihre dumpfe Angst war ganz umsonst!“

So wartet sie mit ihren Frauen dort  
Auf hoher Zinne, hart am Eingangstor —  
Und späht und horcht in schwüler Sommernacht.

Da plötzlich dröhnt es wie Gewittersturm;  
Ein Reitertröß in allzu flücht'ger Eil  
Stürzt rasch herbei und fordert lärmend Einlaß;  
Voran der junge Fürst, das Haupt entblößt,  
Von frisch vergoss'nem Blut die Stirne wund,  
Sein schwarzes Roß mit weißem Schweiß bedeckt  
Und keuchend wie nach einem Todesritt.  
„Macht auf, macht eilig auf“, so rief es laut,  
„Wir haben keine Zeit hier zu verlieren!  
Schließt auf das schwere Tor, das euch beschützt!  
Das Unglück naht wie Sturm vor dem Gewitter!“

Man eilt herbei und faßt die Eisenriegel, —  
Da rennt von hoher Zinne und zum Tor  
Die alte Fürstin hin und winkt und schreit —  
Und ihre Stimme klingt wie Eulenzug —  
„Rührt nicht ans Eisentor, laßt es gesperrt,  
Ich will erst sehen, wer hier Einlaß heischt!“  
Dann steigt sie aufwärts zu dem Wächterthurm  
Und blickt vom hohen Fenster tief hinab:  
„Wer seid ihr, sprecht und was ist der Begehr?  
Wer kommt denn her in tiefer Nacht gesprengt  
Und fordert Einlaß in die feste Burg?  
Ich kenn' euch nicht, das Tor, es bleibt geschlossen  
Für fremde Krieger, die mir unbekannt!“

„Wie denn“, so klang herauf wie Hilferuf,  
„Du kennst mich nicht, den Sohn erkennst du nicht?  
Fürst Stefan bin ich, soll ich's erst beweisen

In dieser Not, die uns zum Fliehen zwingt?  
Lass' flugs das Tor uns öffnen, bitt' ich dich!  
Wir sind geschlagen hart am Stromesrand;  
Der Feind, fast zehnfach mehr an Zahl wie wir,  
Hat mir mein Heer zur Gänze fast zersprengt;  
Es flieht nun alles, was nur fliehen kann,  
Und keine Rettung hilft aus der Gefahr!  
Hier, die Genossen, nur drei Dutzend kaum  
Und ich! Nur uns allein vom ganzen Heer  
Gelang es durch der Janitscharen Schar  
Und mühsam nur, in Not uns durchzuschlagen.  
Vernichtet ist das Land und weit umher  
Versengt der Feind die Saaten und die Häuser;  
Das nackte Leben retten, nichts als das,  
Es ist das Letzte was uns übrig blieb.  
So zögert nicht! Weshalb schließt ihr nicht auf?  
Der grimme Feind ist hart uns auf den Fersen,  
Es ist kein Augenblick zu warten mehr.“  
„Macht auf“, so schrie es laut im Kreis, „macht auf!“  
Jedoch die Mutter blickt vom hohen Turm  
Und spricht sodann mit zitternd weicher Stimme:  
„Geschlagen sagst du, seid ihr, auf der Flucht?  
Geschlagen? Wie? In off'ner Schlacht besiegt?  
Hab' ich das Wort auch richtig gut vernommen  
Und trifft es zu — dann laß' ich euch nicht öffnen!  
Denn fremd seid ihr, ihr alle dort am Tor,  
Und du auf schwarzem Roß bist nicht mein Sohn!  
Ich kenn' dich nicht und hab' dich nie gekannt!“

„Was sprichst du, Mutter, hab' ich recht gehört?  
Ist das denn deine Stimme, das dein Wort  
Und trägt mich nicht in dunkler Nacht dein Laut?  
Du kennst mich nimmer? Sag, wie deut' ich das?“



Hat gar vielleicht ein böser Geisterspuk  
 Getrübt mein Ohr, das solches Wort vernimmt?  
 Ich nicht dein Sohn? Erfaßt nicht Wahnsinn mich,  
 Wenn deinem Munde solcher Spruch entflieht?  
 Wer bin ich dann, wenn du als meine Mutter  
 Dich feindlich wendest, fremd dem eig'nen Sohn?  
 So sieh' mich doch nur einmal richtig an:  
 Hier steh' ich vor des eig'nen Hauses Schwelle,  
 Verfolgt vom Feind, der kein Erbarmen kennt,  
 Gewärtig nur den Tod von seiner Hand;  
 Ich bitt' um Einlaß nach verlor'ner Schlacht,  
 Vor Mattigkeit gelähmt, vom Kampf fast starr,  
 Verwundet auch, am Ende meiner Kraft —  
 Und du, die Mutter mein, und du bist es,  
 Die mir ins eig'ne Haus den Einlaß wehrt  
 Und ruhig schaut, wenn uns die Heidenschar  
 Im nächsten Augenblicke überfällt  
 Und mich, dein eigen Blut hier niedermetzelt?  
 Ich nicht dein Sohn? So bin ich ganz von Sinnen!  
 Trügt mich mein Ohr, verlор ich den Verstand,  
 Dann will ich lieber, daß die Erde sich  
 An dieser Stelle abgrundtief zerspalte  
 Und daß wir alle, die hier schutzlos stehen,  
 In diesem Abgrund spurlos tief versinken,  
 Bevor ich hier, vor Schreck erstarrt, vernehme,  
 Ich sei dir fremd, sei nicht dein rechter Sohn,  
 Du kennst mich nicht, hast mich auch nie gekannt!  
 Noch einmal blick, o teure Mutter, her  
 Und sag' es laut, ich wäre nicht dein Kind!  
 Doch eilet euch und reißt die Tore auf,  
 Ich fühle des Verfolgers Nähe schon,  
 Der nächste Augenblick, er kommt zu spät!“

Doch von der Zinne tönt der Mutter Laut:  
„Wohl scheinst du ähnlich meinem tapfren Kind,  
An Wuchs und an Gestalt seid ihr fast gleich;  
Auch deine Stimme hat den gleichen Klang,  
Der tief mir dringt in meines Herzens Grund;  
Er ritt gleich dir - so scheint's - auf schwarzem Roß,  
Und selbst das Tigerfell, das dich umhüllt,  
Sieht ganz so aus als wie er's immer trug;  
Und doch - und doch - mein Sohn, das bist du nicht!  
Du bist nicht Stefan, dieses Reiches Fürst!  
Nein, nein! Der bist du nicht, sein Schatten nur  
Ist Ebenbild von dem, der vor mir steht!  
Mein Sohn — vernimm es wohl — ward nie  
besiegt!

Und zog er fort in Streit und Kampfgewühl,  
Der Heimat Scholle vor dem Feind zu schützen,  
So kehrt er siegreich heim ins Vaterhaus,  
Doch niemals als Besiegter, niemals! Nein!  
Hier steh' ich, seiner harrend auf der Burg.  
Er kommt zurück, das fühlt das Mutterherz  
Als Sieger nur; wenn nicht, nun denn, dann tot,  
Als Flüchtling aber nimmer, nimmermehr!  
Ihr dort, vor dieser festen Mauern Wall,  
Ihr seid mir fremd, das Tor, es bleibt geschlossen,  
Dem Sieger nur wird Tür und Herz geöffnet!

Und siehst du, Fremdling, dort auf schwarzem Roß  
Auf deinem Wege mein geliebtes Kind,  
Den Fürsten Stefan, meinen w a h r e n Sohn,  
So sag' auch ihm der Mutter letztes Wort:  
Zu siegen oder sterben ist sein Los!  
So ziemt's dem Fürsten eines tapfren Volk's,  
Das, hart bedrängt, für seine Freiheit kämpft.



Als Sieger — oder tot, so wart' ich sein,  
An dieser Pforte, seiner Väter Burg!“

Die Mutter schwieg; die Stimme schien umflort  
Von Tränen, die an ihrem Angesicht  
Die Runzeln netzend, tief zu Boden fielen.  
Ein Schluchzen ging durch jene Reiterschar,  
Die dort vergebens auf den Einlaß harrete;  
Es war wie unterdrückter Schmerzenslaut,  
Wie Weltruf in größter Seelenpein!

\* \* \*

Da hob der Fürst sich hoch auf seinem Roß  
Und beugt vor seiner Mutter tief das Haupt  
Und spricht zu ihr: „Lieb' Mutter, höre mich:  
Wo deine Seele, sorgend um mein Volk  
So schwer vermag zu leiden, darf auch ich,  
Wenn auch in harter, bitt'rer Herzensnot,  
Nicht so verzagt auf heil'ge Pflicht vergessen.  
Ich weiß, was du gedacht, ich fühl' es mit:  
Der Sohn, der schmäählich flieht, der ist nicht dein,  
Ein Feigling kann dein Sprosse niemals sein!  
Ein tapf'rer Held und immer sieggewohnt,  
Nur er allein darf sich dein Sohn benennen!  
Wohlan, ich will mich deiner würdig weisen;  
Ihr Freunde fort! Zurück in Kampf und Streit,  
Wir wollen Brust an Brust die Schlacht erneuern!  
Und wisse, liebe Mutter, eines noch:  
Als Sieger nur, so kehren wir zurück!  
Als Sieger oder tot, — doch anders nicht!  
So magst du uns noch einmal gütig segnen,  
Bevor wir hier von dieser Scholle scheiden.  
Leb' wohl!“

Und wie ein Sturmwind durch die Heide,  
So ritt die Reiterschar ins dunkle Feld,  
Dem Feind entgegen, frisch zu neuem Kampf!

\* \* \*

Fürst Stefan sammelt alle, die versprengt  
Durch Wies' und Au und ohne Führer flohen,  
Und stürzt sich dann mit ungeheu'rer Kraft  
Auf seinen Gegner, den er dort erspäht  
Am Stromesufer, ruhend nach der Schlacht,  
Sich sicher fühlend vor dem Überfall;  
Schien doch das Christenheer zu Brei zermalmt.  
Vernichtet alles, was zum Kampf sich stellt.

Mit einem Male — horch — wie Sturmgebraus!  
Der Boden dröhnt von Roß und Hufgestampf,  
Die Hörner schmettern durch die dunkle Nacht.  
Von allen Seiten stürzen Kriegerscharen,  
Die Schwerter blitzen, Keulen schlagen dumpf  
Die kahlen Türkenschädel mächtig ein;  
Die Heiden zwar versuchen Widerstand  
Und wehren sich, so gut es eben geht;  
Jedoch den Kriegern ihres Fürsten Stefan,  
Von jeher stets an Schlachtgewühl gewöhnt,  
Und diesmal gar aufs äußerste erbittert  
Durch jene Schlappe, die sie jüngst bezwang,  
Vermag die Heidenschar nicht Stand zu halten,  
Voran der junge Stefan, Moldaufürst:  
Mit breitem Pallasch mäht er rechts und links  
Der Feinde Köpfe wie die Ähren ab,  
Und wo er trifft, da wächst kein Gräschen mehr!  
Es ist, als wenn in ihm zugleich zehn Mann  
Die Kraft der Arme hundertfach gebrauchen!

\* \* \*

Beendet ist die Schlacht, der Feind besiegt,  
Vernichtet fast bis auf den letzten Mann!  
So wird für lange Zeit die Waffe ruh'n  
Und dieses arme Land wird hoffentlich  
Nicht bald des Türkenrosses Huf betreten.  
„Nun danket alle Gott — und dann zu Pferd!  
Wir wollen heim zur Felsenfestung kehren,  
Wo uns'rer still des Herdes Flamme harrt  
Und mit des Himmels Kraft auch langer Friede!“

\* \* \*

Und als sie endlich sich der Stadt genaht —  
Die Glocken läuten jauchzend ihren Sang —,  
Da sprang das Tor der alten Festung auf;  
Die Menschenmenge strömt aus ihr hervor,  
Voran die alte Mutter und die Gattin  
Mit einem Lorbeerkranze in der Hand.  
Fürst Stefan sprengt herbei und steigt vom Roß,  
Beugt tief das Knie, empfängt der Mutter Segen  
Und spricht:

„Nun Mutter, sieh, hier kniet dein Sohn!  
Als Sieger kehrt er heim nach heißer Schlacht!  
Erkennst du mich? Erschein' ich jetzo dir,  
So wie du mich nach jedem Kampfe sahst?“

Und jene drauf:

„Sei innig mir begrüßt,  
Du stolzer Retter deiner alten Heimat  
Vor Schmach und Trübsal und des Feindes Wut!

Ja wohl! So bist du mir mein Sohn, mein Held  
Und so erkenn' ich meines Blutes Sproß!“

\* \* \*

Und heiße Tränen netzen ihre Wangen!

EINE VISION  
(An den Grotten des Catull)

Vor wenigen Tagen wars, zur Abendzeit,  
Als schon die Schleier grauer Dämmerung  
Auf See und Insel sachte niedersanken  
Und nur der hohen Berge weiße Gipfel  
In zarte Glut getaucht zum Himmel sah'n,  
Lenkt' ich von ungefähr die müden Schritte  
Der Stelle zu, die ich so gern betrat,  
Um dort im Anblick jener stillen Pracht,  
Die Berg und Tal, des Wassers grüne Ufer  
Dem Auge reichlich bieten, einmal noch  
Das müde Herz, befreit von aller Sorge,  
Gleich wie im Ätherbad neu aufzufrischen.  
Am Rand der Klippe war's, in Sermione,  
Wo Grotten sich und alte Mauerreste,  
Vergang'ner Zeiten längst vermorschte Zeugen,  
Bis hart zum See, von Epheu eingerankt,  
In stiller Einsamkeit ans Ufer drängen.  
Die Sonne taucht' schon längst in Meeresfluten,  
Die Abendschatten schienen leise, leise  
Von Ferne schleichend und geheimnisvoll  
In tiefen Schlaf die Erde einzuhüllen;  
Aus fernem Himmelsblau ergoß der Mond  
Ein bleiches Licht auf Moos und Felsgestein  
Und wob aus zarten Strahlen silberhell  
Ein feines Netz auf Baum und Blätterwerk.  
Ich ging die Wege, die ich oft gewandelt  
Gedankenvoll auf dunkelgrünen Matten  
Und sann auf dies und das, wie's g'rade kam,  
Und schlürft' vom See die kühle Abendluft

Wie einen Trank, der uns das Herz erfreut.  
Mit einem Male hart am Grottenrand,  
Wo sich das Buschwerk um den Felsen rankt,  
Seh' ich — von ungefähr, wie seltsam doch —  
In grüne Schleier eingehüllt ein Weib; —  
Das heißt es schien, so weit ich sehen konnte,  
Ein zartes, liebes, feines Elfenkind.  
Ihr Antlitz wies der Jugend frischen Reiz,  
Dem jungen Rosenblatt im Maiengrün  
Glich ihre Haut, das blonde Haar gelockt,  
In breiten Wellen tief zur Erde fallend,  
Und dann das Auge, gleich dem blauen See,  
An dessen Ufer jene Grotten stehen,  
Es funkelte im jugendlichen Glanze  
Und leuchtete im roten Abendschein.  
Gleichwie der Tau, wenn drauf die Sonne fällt.  
Es war, so weit mein Urteil mich nicht täuscht. —  
Mit einem Wort — ein wunderschönes Kind.

„Willkommen hier zu dieser späten Stunde,“  
Sprach sie zu mir, die liebliche Gestalt,  
„Das ist doch schön, daß du nach langem Zögern  
Nun endlich auch zu mir die Wege fandst.  
Willst du nicht Rast dir gönnen kurze Zeit  
Nach deines Wanderns mühevолlem Weg?  
Sieh nur, der Platz ist still und gut gewählt  
Und deinen alten Gliedern wird die Ruh',  
Zumal nach solchem Gange, gut bekommen.  
Im übrigen, ein kleines Plauderstündchen  
Mit einem Kinde aus der Grottenwelt,  
Um sich die Zeit ganz angenehm zu kürzen,  
Ist nicht so großes Opfer, meine ich.“  
Sie sagt's und lacht voll süßen, holden Zaubers



Und blickt mit ihren wunderblauen Augen  
So wonniglich mich an, daß mich sofort  
Ein nie gekannter Schauer überrieselt  
Und mir vor Glück die Sinne fast vergeh'n.

„Wie schön bist du,“ sagt' ich verwirrt zum Kind,  
Das vor mir stand, in Schleier eingehüllt,  
Durch die des Mondes neidig blasses Licht  
Fast nichts als nur den Umriß zart verriet,  
Gleichwie bei Nixen in den Meeresfluten  
Die weichen Glieder silberhell erschimmern.

„Wie schön bist du, wie schön; ach wüßt' ich nur,  
Aus welchem Reiche soviel Anmut kommt;  
Sag' an, wie nennt man dich, wie heißest du?  
Wo ist die Heimat dir, aus der du stammst?  
Verwundert blickt mein Aug' und kennt dich  
nicht?“

Und sie darauf: „Ich bin die Quellennymphe,  
Die jenen Born, aus dem der Segen quillt  
Und den des Gardasees blaue Flut  
Vor aller Welt verborgen, still bedeckt,  
Seit tausend Jahren immerfort bewacht.  
Hier unten, tief im dunkeln Erdengrund,  
Liegt mein Palast, aus Bergkristall erbaut,  
Und was an Edelstein der Erde Schoß  
Nur immer hat, das ist mein Eigentum.  
Dort schaffen emsig nimmermüde Gnomen  
Bei Tag und Nacht und ohne Rast am Werk;  
Sie sammeln viele Tausende Atome,  
Sie kochen, brauen und sie destillieren  
Nach ewigem Gesetz des Heilborns Mischung,  
Bis er nach jahrelanger Vorbereitung  
An jener Stelle dort zu Tage tritt.

Schon tausend Jahre sitz' ich hier und wache,  
Getreu dem Schicksal, dem wir untertan,  
Das mir für meine Wachsamkeit und Treue  
Der Jugend Reiz für Ewigkeit verlieh'n.  
So quillt der Born aus dieses Wassers Tiefe,  
Den tief im Gardasee der Erdgeist braut,  
Von mir betreut und treu von mir bewacht,  
Auf daß er mit der Kraft des Wunderquells,  
Gesundung euch, ihr armen Menschenkinder,  
Und Kräfte bringt nach manchem schweren Leid;  
Für euch ist's ja, und nur für euch allein,  
Des Erdballs Größe, wie sie euch erscheint.  
Und was zu tiefst der Welt Geheimnis ist, . . .  
Bis ein Vulkan, des Kochens endlich müde,  
Mit einem Wurfe seinen Inhalt speit.

Ihr seid es ja — erzählt man auch bei uns —  
Der Erde Herren, seid ja ihr Gebieter,  
Euch dient, was oben mühsam keucht und fleucht,  
Und so glaubt ihr in eurem Eigendünkel,  
Daß auch die Gnomenwelt im Felsgestein,  
Der Elfen und der Nixen reiche Schar,  
Der Nöck und Schratt und sonstiges Gelichter,  
Das sich zu tiefst im Grottengrund verbirgt,  
Nur rein für euch als Sklavenbrut gehört;  
Ein jeder Narr, der zahme Reime schmiedet,  
Beschwört, wenn er das Dichten zag' beginnt,  
Sofort ein Elfenkind zu seiner Hilfe.  
Und selbst im Mondenschein, der uns gehört,  
Vernehme ich seit ungezählten Jahren  
Das alte Lied und altes Reimgeklingel  
Von Lieb' und Lust, von Tränen und von Klagen,  
Die dieser weint und jener nur erträumt,



Ein ewig Stöhnen und ein ewig Seufzen,  
Das wir, wir Kinder zarten Mondscheinreigens,  
Bei unsren Spielen in der stillen Nacht  
Von euch, ihr Erdengötter, hören müssen.  
Gib'ts keine Freuden auf der Erde droben,  
Die man genießen kann in Herzenslust  
Und denen später keine Tränen folgen?  
Ach ja — ihr seid ein seltsames Geschlecht!  
Doch eure Kraft und eures Geistes Stärke,  
Und was ihr wißt, und was ihr alles glaubt.  
Macht uns da unten alle himmlisch lachen.“

„Ei sieh,“ erwidert' ich, „du also bist  
Die Nymphe dieses Quells? Sei mir gegrüßt!  
Daß jene Grotten aus Catullus' Zeiten,  
In denen man nur Schlangenbrut vermutet',  
So Herrliches in ihrem Schatten bergen,  
Hätt' ich wahrhaftig nimmermehr geglaubt.  
Dein Antlitz ist mir lieb, das sag' ich gern;  
Die Wahrheit zu gesteh'n, so glaubt die Welt  
An solche Nymphen heutzutage nicht.  
Auch ich, so leid mir's tat, hielt lange euch  
Für eines Märchens wesenlose Hülle,  
Für eines Dichters nebelhaftes Träumen.  
Was ich bisher von Quellennymphen sah —  
Auf bunten Bildern sieht man's hingemalt —  
Sieht anders aus und lange nicht so schön;  
Die Wahrheit — und zumal in solcher Form —  
Macht selbst ein altes Menschenherz verwirrt.  
An diesem reizend süßen Ebenbild  
Erfreut mein Geist sich und wird wieder jung;  
Ein Schein von Glücksgefühl berührt mein Herz  
So flüchtig, wie des Falters zarter Flug

Die Blüte streift im ersten Morgenschimmer,  
Und rascher strömt das Blut durch meine Adern.“

„Du träumst, mein Freund, und Träume täuschen  
oft:

Was du vor dir erblickst, ist lange nicht,  
Was deine Phantasie dich sehen läßt;  
Was du empfindest, ist vielleicht nur Trug,  
Den Ort und Stunde dich begehen heißt.  
Indessen sprich, was fesselt deine Sinne?  
Und gern vernähme ich von einem Menschenkind  
Was es der Nymphe zu vertrauen hat.“

Und ich darauf in brünstiger Ekstase:  
„O süße Elfe meiner jungen Träume,  
O Wunderwesen längst verblaßter Stunden,  
Dess' holder Zauber mir zur Jugendzeit  
Die Seele voll mit zartem Hoffen füllte, —  
So sieht mein Auge das, was es geahnt,  
In solcher unerhörten Wohlgestalt!  
Des Dichters Wort und Reim, mit dir verglichen,  
Ist schal wie Echo, das vom Walde tönt,  
Und nur die Phantasie, des Dichters Born,  
Aus dem es quillt, was seine Seele schafft,  
Nur sie vermag vor seinem innern Blick  
Nur Ähnliches vielleicht ihm vorzuzaubern . . .  
O, daß der Mond, den jetzt die Wolken decken,  
Mit seinem hellsten Lichte dich bescheine,  
Damit mein Auge gierig, schönheitstrunken  
Noch einmal dich, du Holdeste, erspähe.  
Zu deinen Füßen siehst du einen Menschen —  
Wie klein ist doch die Kraft, wie klein der Mut,  
Bei solchem Anblick dir zu widerstehen —

Zu deinen Füßen — ach, wie niedlich doch —  
Da siehst den Dichter du von dir bezwungen.  
Nicht fremd bin ich dem Elfenreiche drunten;  
Auch ich hab' oft bei meines Dichtens Qualen  
Zu euch gefleht im Drang der Liebesreime,  
Und saß am Waldesquell ein Nixchen endlich,  
Von mir beschworen, bei des Baches Murmeln,  
Dann ging, wovon das Herz so voll mir war,  
Die Zunge über und das Tintenfaß.  
O lasse mich, Vertraute stiller Stunden,  
Du treu Genossin meines Lebensweges,  
Noch einmal eng an meine Brust dich pressen,  
Damit ich noch, wenn einst die Jahre schwanden  
Und des Empfindens Raum zusammenschrumpft,  
An diese Stunde voll Entzücken denke.  
Das Schicksal will es, daß in alten Tagen  
Mir solches Glück noch einmal voll erblüht;  
Und schafft das Schicksal nicht, was uns beglückt,  
Und sind die Götter taub für unser Flehen,  
So schaffen wir mit uns'rer Sehnsucht Schwingen  
Ein niegeahntes neues Zauberreich.  
Sein Los, das schmiedet jeder, wie er kann,  
Mit eig'nem Willen und mit eig'ner Kraft;  
Nicht fremden Mächten sind wir untertan;  
Es lebt und webt in jeder Menschenbrust  
Der Drang zum Glücke und zum Glück die Macht,  
Und nur der Feige weicht dem Wege aus,  
Wo beide eng vereint des Wandrers harren.  
Sieh nur, die Nacht ist still, kein Lauscher naht,  
Der Mond verdeckt voll Zartgefühl sein Haupt  
Und in die schattig kühle Grotte hier  
Dringt keine Neugier ein, kein Störenfried.  
Ach, Nymphe du, ein Glanz voll süßen Zaubers

Umhüllet dich gleich einem Silberschleier,  
Von jenen Mondesstrahlen zart gewebt,  
Und raubt dem Dichterlinge den Verstand.  
Für dieses Lächeln deines Rosenmundes,  
Für diesen Blick aus deinen blauen Augen,  
Für diesen Anblick schön und wonnevoll  
Gäb' ich — bei Gott — die besten Reime her,  
Die ich in schweren Qualen je gemacht.“  
„Gemach, gemacht, mein alter Musenfreund,“  
Erwidert mir mit kühlem Blick die Nixe,  
„Die Dichter sind bekanntlich rasch entflammt;  
Die Phantasie ist eine heiße Glut,  
An der Poetenherzen leicht entzünden.  
Jedoch die Jahre kennen keinen Halt,  
Und selbst die hellste Flamme lichterloh,  
Die euch versengte in der Jugendzeit,  
Vermag euch später, wenn die Haare bleichen,  
Mit Mühe nur ein wenig zu erwärmen.  
Bezähme deine Glut und höre mich:  
Für ernste Stunden ziemt ein ernstes Wort.  
So wisse denn: Schon längst erwart' ich dich  
An diesen Grotten in der Mondscheinnacht;  
Denn ach, den Sonnenschein vertrag' ich nicht,  
Er blendet mich, verdirbt die Poesie,  
Und — im Vertrau'n — er macht mich auch zu  
alt.

In stillen Nächten, wenn der blasse Mond  
Sein silbern Licht zur Erde fluten läßt,  
Da kommt doch höchstens ein Poet daher,  
Um sich von uns Gedanken auszuleihen.

Ich wußte, daß du kommst, — und harrte dein.  
Was du vom Schicksal sagst, ist Blendwerk nur,

Das deine Eitelkeit sich ausgedacht.  
Ihr formt euch Theorien nach Bedarf,  
Und lange noch, bevor ihr sie erwiesen,  
Glaubt ihr an sie, zumal wenn sie euch passen;  
Daß ihr dem Urgesetz auch untertan,  
Daß alles in den Welten fest bestimmt,  
Dem niemand, wer es sei, entrinnen kann,  
Geht euch nicht ein; der Hochmut und der Stolz,  
Der euch erfüllt, den Göttern nah' euch wähnend,  
Sie hüllen euer Aug' mit Blindheit ein  
Und machen euch für reines Denken stumpf.  
Das ist das Los von allen Menschenkindern,  
Daß sie der Schöpfung Ziel so sehr verkennen  
Und ewig kranken an des Zweifels Dorn.  
Vom Schicksal sprachst du, armer, alter Tor,  
Nun höre denn und lasse dich belehren:  
Des Menschen Los, es wird, so ist's bestimmt,  
Im Schoß der Erde felsenfest geschweißt.  
Wie das geschieht und was man unten schafft,  
Das sag' ich nicht. Wozu? Auch du, Poet,  
Und wärst du auch gelehrter als du bist,  
Du würdest doch des Urgrunds Quell und Kraft  
Mit deinen Sinnen nimmermehr erfassen.  
Genug, das Schicksal jedes Erdenkinds,  
Das wird bei uns im tiefsten Erdengrund  
Nach Urgesetz und starrem Recht geformt.  
Kein Mensch vermag die feste Form zu brechen,  
Und selbst ein Zauber läßt sie unberührt.  
So brodeln tief im Schacht in Essensglut  
Der Menschheit Lose lichterloh zusammen  
Und scheiden sich durch viele tausend Jahre  
Allmählich kühlend ab zum Einzellos,  
Das wir, der Flammenwesen lose Kinder,



Ans Licht der Welt dem Neugebor'nen bringen.  
Ihr glaubt vielleicht, in eurem Eigendükel,  
Ein jeder sei des eig'nen Schicksals Meister,  
Und was ihr tut, sei e u e r Werk und Tun.  
Wie irrt ihr doch! So merkt: Ihr seid ja nichts  
Als Sklaven nur von dem, was wir geschaffen  
Und was die Urkraft dort in Form gezwängt.  
Der Erde Herren sind nur wir allein,  
Nicht ihr, die ihr da droben lebt und sinnt,  
Voll Übermut den Göttern gleich euch dünkend;  
Ein Ruck von uns, ein Nichts von ungefähr —  
Und eure ganze Pracht ist jäh zerschellt,  
Denn niemand kann dem Schicksalsziel entrinnen,  
Das wir ihm schufen für den Lebensweg.  
Ich sage das, um dich, mein Musensohn, —  
Ihr seid ja alle voller Größenwahn —  
Ein wenig Bescheidenheit zu lehren.“

„Jedoch das Schicksal“ unterbrach ich sie,  
„Das liegt doch stets in uns'rer eig'nen Hand;  
Noch sind wir Meister uns'res Lebensloses  
Und formen es nach uns'rem eig'nen Willen.  
Ich fühle mich als Herr in meinem Reiche,  
Und was ich tu' und lasse, liegt an mir.  
Wozu denn wären wir auf dieser Erde  
Der Schöpfung Krone, wie man uns erzählt,  
Den Göttern gleich und ihrer Kraft bewußt?  
Darin, o Nymphe, ist dein Urteil irrig,  
Und Sklave ist und bleibt nur das Geschöpf,  
Das feige sich der inn'ren Kraft begibt!“

Es lächelte kaum merklich still die Nixe,  
Wie wenn ein Sonnenstrahl ganz flüchtig nur.

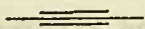
Im See die dunkle Wasserfläche streift,  
Dann hob sie strahlend ihren Blick und sagt:

„Vom Schicksal sprachst du in der Rede Eifer  
Und glaubtest etwa, daß du's bilden kannst  
Nach deinem Wunsch und deinem eig'nen Willen?  
Nun weißt du auch, daß solche stolze Rede  
Nichts and'res ist als eitles Wortgeflunker?  
Dein Schicksal, Freund, ist längst vorherbestimmt.  
Seit tausend Jahren liegt es fertig da  
Und harrt auf dich und auf dein Erdenkommen  
Und heftet an sich fest an deine Fersen  
Und läßt fortan dich nimmermehr heraus —  
Bis wir, des eitlen Gaukelspieles müde,  
Das du da droben ruhmlos aufgeführt,  
Dein Lebenslicht für alle Zeiten löschen.  
Das ganze Leben gleicht nur einer Fahrt  
Ins ungewisse Land voll Wunsch und Hoffen.  
Ihr Menschen aber seid der Fahrt Begleiter;  
Der eine steigt am Wege früher aus,  
Indes der and're zögernd weiter fährt.  
Doch dann am Ende sind sie alle fort,  
Der Wagen stockt — die Fahrt ist abgetan.  
Und dann noch eins, damit du es begreifst:  
Was du beginnst, vollführst und was du endest,  
Es ist nur Abglanz der Vergangenheit;  
Vergebens suchst du anders zu erscheinen,  
Als wie du wirklich bist; dein Lebensbild  
Ist grade so, wie es der Erdgeist formte,  
Und aus der Form kann niemand mehr heraus.  
Hast du geliebt in Qual und Seligkeit,  
Hast du gelitten — nun, so war's bestimmt!  
Und einmal nur in deinem ganzen Leben



Erscheint des Glückes Göttin wunderhold  
Und streift mit ihrem Zauberstabe dich  
Und blüht die Blume, deren süßer Duft  
Die Seele dir in Wonneschauer taucht.  
Allein, für alles ist die Zeit begrenzt.  
Und was auch du an Wünschen hegen magst,  
So wisse denn und merke dir's genau:  
Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!“

So sprach zu mir das liebe Elfenkind,  
Berührte mich mit ihren Rosenfingern  
Und tauchte unter in den dunklen Schatten —  
Das Bild zerrann wie zarte Aetherschleier  
Und mir blieb nichts zurück im Grottenraum  
Als nur ein Nix, im Mondenschein erblickt,  
Als nur mein Lied, mein Sehnen und mein Traum.



## ZWISCHEN ZWEI WELTEN

Die Nacht war stumm; die dunkle Einsamkeit  
Verlosch des bunten Lebens letztes Fühlen,  
Und spärlich nur in diese Dunkelheit  
Drang Sternenlicht, in meinen Raum, den kühlen;  
Die Seele nur, sie lebt, bestrebt zu spinnen  
Aus den Gedanken, die schon längst vergangen  
Die grauen Fäden, wenn die Stunden rinnen,  
Die zögernd wieder ins Bewußtsein drangen,  
Und alte Wünsche, alter Bilder Reigen,  
Sie suchten mählich neu emporzusteigen . . . .

Da schien es mir, als hörte ich ganz leise  
Wie fern verhallend eine Stimme rufen,  
— Es klang erhaben wie von Thronesstufen —  
So wundersam wie der Verheißung Weise:

### STIMME DER NACHT:

„Hast Träumer du noch immer nicht ergründet  
Was Wirklichkeit, was Schein dir nur bedeutet,  
Was sich als Willkür durch dein Dasein windet  
Und wo die Weisheit ihre Flügel breitet?  
Weißt du denn auch, daß stets das Menschenleid  
In jene Herzen quillt, die aufwärts streben,  
Und daß in diesem kurzen Erdenleben  
Nur wer auch fühlt, der ist dem Schmerz geweiht?  
Was ist das Leben wie es dir erscheint  
Und wie es sich vor deine Blicke stellt?  
Ein eitles Spiel, vergänglich, wie man meint  
Als wie der Tau, der nachts zu Boden fällt;  
Doch eins verkenne nie in Leid und Lust:

So unermesslich wie die Ewigkeit  
Und uferlos wie die Vergangenheit,  
So lebt die Sehnsucht in des Menschen Brust,  
Das ist der feste Halt in deinem Leben,  
Für alles was du tust, für Hoffen, Streben,  
Der Urquell so für Wirklichkeit wie Traum —  
Der Sehnsucht, Menschenkind, entrinnst du kaum!“

### MENSCH:

„Wer bist du denn, der nächtlich zu mir spricht,  
Und unerkannt des Sehns Drang vernimmt,  
Der meine Qual und meine Pein nicht bricht,  
Die heimlich tief in meinem Herzen glimmt?  
Wie soll ich dich, dein Wesen gar erfassen,  
Wenn ich nichts seh' auf deiner dunklen Bahn,  
Bist du erzeugt zum Lieben oder Hassen,  
Bist wahrhaft du, vielleicht auch nur ein Wahn?  
Laß dich betrachten, wie du wirklich bist,  
Damit ich weiß, wem ich mein Elend klage;  
Der Mensch, in seines Lebens kurzer Frist  
Will Antwort haben auf die letzte Frage!“

### STIMME DER NACHT:

„Du kannst mich voll nur in dir selbst erkennen  
Und meine Größe in dem eig'nen Blick,  
Mit Worten läßt es niemals sich benennen  
— Verheißung ist's, Bestimmung, Zweck, Geschick!  
Der Name ist es nicht, um den sich's dreht,  
Es ist ja eurer Seelen Wesensfrage,  
Mit der ihr lebt, mit der ihr untergeht,  
Wenn ich euch nicht an Weisheit überrage.“

## MENSCH:

„Strebst du den Weg hinan zu höchsten Zielen?  
Du irrst, zu schwach ist hiezu deine Kraft,  
Du treibst damit doch nur die Allzuvielen,  
Auf das gar bald der wilde Kampf entfacht  
Um Dinge, die wir niemals recht begreifen  
An Rätseln voll, unlösbar, himmelweit  
Auf die wir uns im Hader just versteifen  
— Ein nimmermüder, aussichtsloser Streit —  
Uns bleibt das Wissen nur um letzte Dinge,  
Der Menschheit Sehnsucht höchsterstrebtes Ziel,  
Daß es dem Armen Licht, Erkenntnis bringe  
In dieses grauen Lebens eitlen Spiel.“

## STIMME DER NACHT:

„Vergebens suchst du seinen wahren Sinn!  
Damit wirst du das Rätsel niemals lösen,  
Kein Wissen führt dich zur Erkenntnis hin,  
Zu ew'ger Allmacht nie erforschtem Wesen;  
Schaust du jedoch zu tiefst in dich hinein,  
In Demut auch zur Schöpferkraft, der höchsten,  
Ahnst du den wahren Grund von deinem Sein  
Dann bist du groß und damit Gott am nächsten!  
Und weit von dir, da pochen fast verloren  
Der Schöpfung Stimmen, die dir heimlich nahten,  
An deiner Seele tief verschloss'nen Toren,  
Um dir ein Stück Geheimnis zu verraten!  
Erkenntnis ist wie eine gift'ge Frucht:  
Nicht jeder findet, wenn er Gott gesucht!  
Zwar schreien täglich eu're größten Weisen:  
„Eilt nur herbei zu uns'res Wissens Quell,  
Nur wir allein, wir können euch erweisen,

Der Dinge wahren Grund, so klar und hell;  
Das Weltgesetz, das haben wir erschaut,  
Trinkt von dem Born, der sprudelt hell und laut!  
Doch schöpft ihr auch davon in vollen Zügen,  
Die Weisheit rinnt euch aus der off'nen Hand!  
Vergeblich naht ihr sie in hohlen Krügen,  
Ihr habt damit nicht e i n e n Punkt erkannt,  
Denn was ihr denkt und sinnt, was ihr errungen,  
Des Wissens Durst, den habt ihr nie bezwungen!“

#### MENSCH:

„Auch du willst nicht als Höchstes gelten lassen,  
Was uns als Wissen steht so hoch im Preis?  
Was bleibt uns noch als Wahrheit zu erfassen,  
Wenn man das Wissen nicht zu schätzen weiß?  
Der Menschheit höchstes Gut, das man erringt,  
Ist Weisheit nur, die uns die Gottheit sendet,  
Mit der man selbst den Sternenhimmel zwingt;  
Was bleibt dort übrig, wo das Wissen endet?“

#### STIMME DER NACHT:

„Wo Wissen endet, bleibt dir eines nur:  
Der Glaube ist's, ein rätselvolles Land,  
Das dir verhüllt das Wesen der Natur,  
Mit einer dichten, grauen Nebelwand!  
Doch wenn du glaubst, so laß es dir nicht rauben,  
Viel Hoffnung liegt darin und Seelenkraft,  
Ein frischer Quell der dich erquickt ist Glauben.  
Ein Trost, der dir im Leid Vertrauen schafft;  
Wer glauben kann, der ist als Bettler reich,  
Sein Blick sieht froh hinauf zum Himmelszelt —  
Ob leiden, ob genießen ist ihm gleich,

Er duldet und er hofft auf bess're Welt;  
Doch wie dem sei, ob glauben oder nicht,  
Vergiß es nie und wahr' es im Gemüte:  
Zwei Dinge herrschen wie das hellste Licht:  
Das ist die Wahrheit und das ist die Güte!  
Es spiegelt sich in ihnen stets das Höchste;  
Zwei Pfeiler sinds, vom Urhauch unbewegt!  
Sie tragen fest das Fernste und das Nächste  
Und Gottes Wort ist ihnen eingeprägt;  
Welch' Formen auch die Glaubenssätze tragen,  
Wie sie im Lebensgang euch auch erscheinen —  
Das Größte wohl in allen Lebenslagen:  
Wenn Wahrheit und die Güte sich vereinen!  
Und wer dies übt mit seiner Seele Glut  
Besitzt der Menschheit höchstes Glaubensgut!“

### MENSCH:

„Doch dich, o Geist, wie soll ich dich ergründen,  
Mit meinen Sinnen dich zu tiefst erkennen,  
Soll ich des dunklen Rätsels Lösung künden,  
Wie dich erschau'n und wie, wie dich benennen?  
Kann nicht mein Blick und kann nicht mein  
Verstand

Durchdringen diese düst're Einsamkeit,  
Führt nicht ein heimlich einigendes Band  
Von mir zu dir und deiner Wesenheit?  
Ist wirklich was ich fühle, ist es Schein?  
Deckt dich ein grauer Schleier meinen Blick?  
Ich sehe nicht Vernunft in meinem Sein,  
Ich sehe nichts, nicht vor und nicht zurück!“



## STIMME DER NACHT:

„Ich kenne dich, o Mensch und deine Art,  
In deiner Seele herrscht ein irrer Wahn,  
Der dich verfolgt die ganze Lebensfahrt  
Und dir verdunkelt deines Geistes Bahn!  
Was du erforscht, erdacht, was du ergründet,  
War doch zum Schluß nur Menschenwerk allein;  
Was dich auch sonst als Zweck ans Leben bindet,  
Für jenes Größte war die Kraft zu klein;  
Mit eurem regen Sinne und Verstand  
Habt ihr das All entgöttert und erkannt,  
Von Nord nach Süd seid ihr schon vorgedrungen,  
Die ganze Erde scheint's, habt ihr bezwungen,  
Doch eines blieb euch fremd und unerkannt:  
Das ist des Urgrunds ewig dunkles Land!  
Erforscht das All im Kleinen wie im Großen —  
Das letzte Tor — „Erkenntnis“ — bleibt ver-  
schlossen!“

## MENSCH:

„Wer also bist du Geist, der zu mir spricht,  
Der ruhelos durch Nacht und Schatten treibt,  
Der lockend mir verbirgt sein Angesicht,  
Damit kein Trost im Leide mir verbleibt?  
Des Wissens Macht scheinst du gering zu schätzen,  
Obgleich sie uns bisher das Größte war,  
Was willst du denn an ihre Stelle setzen,  
Daß uns der Gottheit Rätsel werde klar?  
Soll denn des Wissens Kraft nicht weiter reichen,  
Als bis zur Stelle wo das Licht erlischt,  
Gibst du dem Irrenden kein sichtbar Zeichen,  
Damit sich hell und dunkel nicht verwischt?“



Wo find' ich Ausweg hier aus dieser Enge,  
Die mich bedrückt und meinen Odem schnürt?  
Der Zweifel krallt in meine Brust die Fänge;  
Das ist es ja, was mich ins Elend führt!“

#### STIMME DER NACHT:

„So wundersam von ew'ger Hand gewebt,  
Verwirrt das Dasein des Geschickes Fäden,  
Doch deinen Sinnen, deinen dumpfen, öden,  
Ist Wirklichkeit nur das was in dir lebt;  
Versuche doch die hehre Kraft begreifen,  
Die alles schuf nach unerkannten Plänen,  
Die Haß und Liebe gab, Verzicht und Sehnen,  
Und ahnend nur wird dir vielleicht dann reifen,  
Kannst du die Zeichen deuten und sie lesen:  
Erkenntnis auch von meines Geistes Wesen. —  
Ich sehe dich in deinem Wunsch und Wahn  
Mit deines Sehnsens abgrundtiefem Ziel.  
Du gleichst dem Schiffer in dem morschen Kahn,  
Dem selbst das Meer erscheint als eitles Spiel.  
Es lockte dich hinauf des Wissens Weg,  
Geblendet bist du, Mensch, von seiner Macht,  
Doch gar zerbrechlich ist der enge Steg  
Und keine Helle folgt der dunklen Nacht;  
Da scheinst du dich, indes die Zeiten rinnen,  
In deiner Herzensnot zu schwer beengt,  
Auf deine eig'ne Seele zu besinnen,  
Die dir ein Gott, der Schöpfer, einst geschenkt!“

#### MENSCH:

„Doch wer ist Gott und wo ist er zu finden?  
Laß mich doch ihn begreifen wie er ist;

Wie kann ich sonst den Zweifel überwinden?  
So weis' ihn mir, wenn du der Stärk're bist.  
Bedeutet Gott den Tod, ist er das Leben,  
Kannst du mir zeigen hier sein Angesicht,  
Was soll denn unser ganzes Erdenstreben,  
Erhellet es nicht der Gottheit reinstes Licht?  
Kann nicht der Menschegeist es je erfassen,  
Was sich dem Sterblichen bisher verbirgt?  
Soll ich hierin von jeder Hoffnung lassen,  
Auf daß die ew'ge Sehnsucht mich erwürgt?  
Zeig mir des Schöpfers ewig lichte Spur,  
Ich will ihn schau'n, wenn auch im Traume nur!“

#### STIMME DER NACHT:

„Du gleichst dem Geist allein den du begreifst!  
Du kannst ihn nur mit Menschensinn erkennen,  
Selbst wenn du auch die ganze Welt durchstreifst,  
Und magst du ihn mit allen Worten nennen:  
Sein Wesen wirst du nimmermehr ergründen  
Und seines Ursprungs Lösung niemals finden!  
Du schaust und fühlst nur wirkend Gott im All,  
Im Größten wie im Kleinsten überall.  
In Schöpfung und Vernichtung, Werden, Sein,  
In jedem grünen Blättchen, jedem Stein,  
In dem Gedanken, den dein Hirn gebiert,  
Und der dich hoch hinauf zum Himmel führt.  
In Wind und Wetter, Regen, Sonnenschein,  
Im unscheinbarsten Ding, auch noch so klein,  
Im Sturm des Meeres, Fels und Klippenstrand  
Erblickst du staunend seine Schöpferhand!  
Vergeblich mühest du dich mit Fragen ab,  
Die Antwort liegt in dir, in dir allein,

Sie führt dich sicher wie am Wanderstab  
Durch deines Lebens engverschlung'nen Hain.  
Nicht mit Vernunft siehst du der Gottheit Zeichen,  
Nicht mit Verstand, wie es so mancher meint,  
Des Rätsels Lösung ist nicht zu erreichen  
Durch deinen Geist allein — so wie dir's scheint;  
Du mußt es nur in deiner Seele fühlen,  
Was dich empor zum Göttlichen erhebt,  
Erkennen kannst du's nur und es erzielen,  
Wenn dein Gedanke auch zur Höhe strebt;  
Doch was in deinen inn'ren Weihestunden  
Sich stumm erhebt aus deiner Seele Tiefe,  
Was du geheim und ungesch'n empfunden  
Als ob es laut nach einem Schöpfer riefte,  
Was dir im Herzen schlummernd schafft und webt,  
Was zögernd erst, dann aber sichtbar lebt,  
Was zag als Neuerlebnis dir entsteigt,  
Darin der Schöpfer zum Geschöpf sich neigt,  
Wenn dich zu tiefst erschüttert Schaffensnot  
Alswie des Meeres Sturm ein schwankes Boot,  
Vermagst du dann auf seiner Spur zu bauen —  
Dann kann dein inn'rer Blick erst Gott erschauen.  
Wenn Geist Gedanken schafft und Phantasie  
In Bild und Wort, in Ton und Poesie,  
Wenn du entrückt betrachtetest die Natur  
Und wandelst staunend ihre ew'ge Spur,  
Wenn du in allem was du siehst und denkst  
Den Blick voll Andacht zu der Allmacht lenkst,  
Und Ordnung siehst im Niedersten und Höchsten,  
Dann bist du I H M, dann bist du Gott am  
nächsten!“

### MENSCH:

„Ist das ein Trost für Menschen die auch denken  
Und Antwort für den ruhelosen Geist?  
Auch du kannst nicht uns jenes Große schenken,  
Das hier für uns die ganze Wahrheit heißt.  
Weshalb reicht nicht zur lichten Höh' mein Sinn,  
Warum sind wir des Wissens eitle Toren?  
Wer bringt die Lösung, sprich, wenn ich's nicht  
bin,  
Ist ein Geschöpf zur Klarheit auserkoren?  
Die Gottheit will ich seh'n und sie erfassen,  
Das ist der letzte Wunsch, der mich durchglüht,  
Mit uns'res Wesens Kraft zu lieben oder hassen  
Bis uns zum Schluß der letzte Odem flieht!“

### STIMME DER NACHT:

„In deiner Brust, da tönt ein scheuer Ruf,  
Der Zweck und Wertung deinem Leben gibt,  
Doch ob man haßt und ob man jemals liebt  
Entscheidet Er, der deine Sehnsucht schuf;  
Für jeden ist sein Schicksal längst bereit,  
Nur sich bescheiden so in Glück wie Leid,  
Dann wirst du erst die Wahrheit ganz erkennen,  
Um nimmermehr dich je von ihr zu trennen.“

### MENSCH:

„Du Geist, dess' Größe ich ergriffen ahne,  
Damit er mich an meine Kleinheit mahne,  
Sag' eines noch, bevor du mir entschwindest  
Und mich nicht wieder voller Zweifeln findest:  
Weshalb denn immer streben, immer leiden,  
Weshalb verdüstert aus dem Leben scheiden,

Warum vergeblich um Erkenntnis werben,  
Wozu der harte Kampf, wozu das Sterben?  
Hat denn das Leben einen tiefen Sinn,  
Wenn ich nicht einmal weiß wozu ich bin?“

#### STIMME DER NACHT:

„O Mensch, wie trüb dein inn'res Auge blickt,  
Du schaust soweit wie deine Sehkraft reicht;  
Der Schöpfung letzter Zweck ist dir entrückt,  
Dein Urteil ist zu rasch, zu flüchtig, leicht;  
Ahnst du denn nicht in dem verschlung'nen Netz  
Ein unermesslich hohes Urgesetz?  
Kein Stäubchen segelt durch die laue Luft  
Und kein Atom vom schönsten Blumenduft,  
Unmerklich fällt kein Haar von deinem Haupt,  
Kein Ästchen, das im Winde sacht sich wiegt,  
Kein Blatt im Wald, vom Wintersturm entlaubt,  
Wenn es die ew'ge Allmacht nicht so fügt!“

#### MENSCH:

„Jedoch das Leben, magst du mir erklären,  
Wozu besteht es und zu welchem Ziel?  
Soll alles was vorhanden ewig währen,  
Dem unerkannten Schöpfer nur zum Spiel?  
Und ward es überhaupt denn nur geschaffen  
Weil es dem Urgesetze unterliegt?  
Weshalb gab uns ein Gott des Lebens Waffen,  
Wenn sie der Tod trotz allem doch besiegt?  
Man wird geboren, lebt und strebt und stirbt,  
Uns scheint es sinnlos, blinder Zufall nur,  
Da uns am Ende doch der Tod umwirbt —  
Ich seh' von weiser Einsicht keine Spur!“



## STIMME DER NACHT:

„Wohl einen Zweck hat hier ein jedes Leben  
Wozu? das kannst du freilich nicht ergründen,  
Verhüllt bleibt dir, was dir ein Gott gegeben,  
Den letzten Grund, den kann dir niemand künden!  
Doch daß du bist, muß wohl ein Ziel bedeuten!  
Nur was sie braucht, das schafft sich die Natur.  
Von Anbeginn bis in die Ewigkeiten  
Besteht ein Zweck für jede Kreatur!  
Du bist erzeugt, damit es sich vollende,  
Was dir im Werden Gottheit aufgeladen,  
Nun wanderst du zu unbekanntem Ende  
Auf deines Daseins schweren, harten Pfaden;  
Du weißt nicht wo, auch nicht wohin, wozu,  
Ein fremdes Schicksal treibt dich seine Bahn,  
Und erst im Tode findest du die Ruh  
Nach schwerem Sturm — ein alter, morscher Kahn!  
Von Urgeschickes Ketten hart umfaßt,  
Um nur zu leiden bis zur letzten Rast;  
Vergänglich ist die Form, vom Geist erwählt,  
So wie die Blüte, der die Farbe fehlt.  
Was gestern grünt wird heut zu dürrem Laub,  
Was Sommers glüht das wird des Herbstes Raub,  
Dem Geist ist Raum nur Schein und Zeit ein Blick!  
Vergeht dann erst die Form die er beseelt  
Dann kehrt er wieder in das All zurück!“

## MENSCH:

„Doch wenn ich bin, wo führt der Weg zu Ende,  
Was ist von dieser öden Fahrt das Ziel?  
Vergeblich ringe ich im Kampf die Hände  
Und fühl' mich nur als meines Schicksals Spiel;

Laß mich der Zukunft Umriß nur vermuten,  
Denn unbegrenzt ist unser Forscherdrang,  
Damit durch dieser Schatten graue Fluten  
Ich um Erkenntnis nicht vergeblich rang!“

STIMME DER NACHT:

„Du stehst an eines Abgrunds engem Rand!  
Das Leben und der Tod sind nah verwandt,  
Der Pfad hinab ist schwer nicht zu erreichen,  
Die Blumen kaum erblüht, auch sie erbleichen;  
Siehst du den schmalen Weg voll blasser Nelken?  
Die einst voll süßem Duft, auch sie verwelken;  
Und die erglänzten in des Sommers Gluten,  
Sie schleichen farblos hin durch dunkle Fluten.  
Sieh' dort im Tale liegt das Schattenland  
Wo jeder Müde seine Ruhe fand,  
Wo aus dem Borne längst vergang'ner Zeiten  
Die Wünsche sacht hinab im Strome gleiten...!“

\* \* \*

Die Stimme schwieg. Verhauchend in der Nacht  
Verlor der Ruf sich in die ew'gen Hallen  
Alswie ein Laut in dumpfem Schlaf erlebt,  
Wenn Traumgestalten sacht vorüberwallen;  
Dem Schleier gleich, aus Mondenlicht gewebt,  
Zerfloß das Traumbild als ich aufgewacht.  
Die Zeiten fühlte ich mit zagen Schritten  
Ins grenzenlose Schweigen still entflieh'n,  
Verdämmernd sah ich Schattenbilder zieh'n  
Ins graue Döster der Vergangenheit,  
Und dort, in dieser dunklen Strömung Mitte —  
Sah ich mich selbst in tiefer Einsamkeit!...



ROMANTISCHES EPOS

# FATA MORGANA

I.

## GRIGORI

In der Festungsstadt Suceava  
Fürstensitz der alten Moldau,  
An dem Strome gleichen Namens  
Weit im Osten vorgelegen,  
War die Jahresmesse festlich  
Und mit vollem Glanz eröffnet.  
Ungezählte Menschen kamen  
Fern von aller Herren Länder  
Um zu kaufen und die Waren  
Die sie selbst zu Markte brachten  
Recht ertragreich abzusetzen.  
Auf der großen breiten Wiese  
Die sich längs des Stromes dehnte,  
Waren Zelte aufgeschlagen,  
Schöngeschmückt in bunten Farben,  
Und man konnte nach den Formen  
Die sie hatten, nach dem Schmucke,  
Den sie dem Beschauer zeigten  
Auch gleich wissen, welchem Volke  
Sie auf diesem Markt gehörten;

Damals stand noch dieses Land  
In der Türken Oberhoheit  
Und dem Sultan tributär.  
Und so kamen viele Völker  
Aus der Nähe und der Fremde  
Her zu diesem Jahresfest.  
Aus dem Reiche selbst gar viele

# FATA MORGANA

## I.

### GRIGORI

In der Festungsstadt Suceava  
Fürstensitz der alten Moldau,  
An dem Strome gleichen Namens  
Weit im Osten vorgelegen,  
War die Jahresmesse festlich  
Und mit vollem Glanz eröffnet.  
Ungezählte Menschen kamen  
Fern von aller Herren Länder  
Um zu kaufen und die Waren  
Die sie selbst zu Markte brachten  
Recht ertragreich abzusetzen.  
Auf der großen breiten Wiese  
Die sich längs des Stromes dehnte,  
Waren Zelte aufgeschlagen,  
Schöngeschmückt in bunten Farben,  
Und man konnte nach den Formen  
Die sie hatten, nach dem Schmucke,  
Den sie dem Beschauer zeigten  
Auch gleich wissen, welchem Volke  
Sie auf diesem Markt gehörten;

Damals stand noch dieses Land  
In der Türken Oberhoheit  
Und dem Sultan tributär.  
Und so kamen viele Völker  
Aus der Nähe und der Fremde  
Her zu diesem Jahresfest.  
Aus dem Reiche selbst gar viele

Mit Geweben, Stickereien,  
Hemden, Gürteln, Hauben, Tüchern,  
Und viel bunten Teppichen,  
Die besonders die Rumänin  
Wundervoll und kunstvoll webt.

In der Menge, die sich drängend  
Auf der Wiese froh erging,  
Sah man seltsam fremde Gäste;  
Hier den dicken Lipovaner  
Aus der nahen Ukraine,  
Wie er Obst und süße Trauben  
Allen anzubieten suchte,  
Dort den Türken Kaffee brauend.  
Und voll Würde ihn kredenzend,  
Auch die besten Lederwaren,  
Sattelzeug und Zaum und Zügel  
Allen, die da kamen, preisend.  
Die Tataren, reich bekleidet,  
Die sich Waffen kaufen wollten,  
Und die schönsten ihrer Pferde  
An den Mann zu bringen suchten,  
Den Armenier mit der Mütze,  
Schwarz aus Lammfell, grob geformt,  
Den Bulgaren vor dem Stande  
Voll mit Käse angefüllt,  
Mit Yoghurt, mit Milch und Honig.  
Auch viel Juden selbstverständlich  
Feilschend, kreischend, stets beflissen  
Irgend ein Geschäft zu machen;  
Dazu Sänger, fahrend Volk,  
Spieler, Zauberer und Tänzer,  
Die von weitem hergefunden,  
Um die Messe zu besuchen.  
Wo Verdienst und Unterhaltung  
Reichlich zu Gebote stand.

Aber eines von den Zelten  
Schien besonders alles Volk  
Wie magnetisch anzulocken;  
Viele hundert der Besucher  
Stauten sich vor diesem Zelt,  
Harrten trotz des Drängens aus,  
Um zu hören und zu sehen,  
Was vor jenem denn geschah.  
War kein Wunder überdies  
Daß die Menschen sich dort fanden,  
Spielte doch und sang Grigori,  
Seines Volkes bester Barde  
Seine allerschönsten Doinen,  
Sehnsuchtslieder seiner Heimat:  
Freud und Leiden des Rumänen,  
Glück und ungehemmte Tränen,  
Alles was das Herz bewegt,  
Was es fühlt und was es leidet,  
Liebe, Sehnsucht, Schmerz der Trennung,  
Tod und Leben, Lust und Trauer,  
Alles dieses sagt die „Doina“  
Dem Bewohner jenes Landes;  
Und er singt sie wenn er leidet,  
Wenn er hofft und wenn er träumt,  
Wenn ein unaussprechlich Fühlen  
Ihm das Herz im Busen preßt —  
Immer ist es seine Doina,  
Lied der Trauer und des Sehns,  
Das ihm durch die Seele zieht  
Wie ein kaum erträumtes Ahnen  
Von dem unbekanntem Schicksal  
Das ihn irgendwo erwartet,  
Dem kein Mensch entrinnen kann.

Und Grigori war ein Meister  
Auf der kurzen Hirtenflöte

Mit dem Sange alter Doinen  
Die er nach dem Klang der Laute  
Herrlich vorzutragen wußte;  
Spiel und Sangeskunst Grigoris  
War im ganzen Land berühmt;  
Keine Hochzeit, keine Taufe  
In den Häusern der Bojaren,  
Keine Festlichkeit ringsum  
Wo er nicht die Lieder sang  
Nur auf seinem Instrumente  
Das er sich aus Schilfrohr schnitt,  
Auch die schönsten Sehnsuchtslieder —  
Schmetternd, klagend wiederblies.  
Lang und faltenreich sein Kleid,  
Blaue Seide, bunt verziert,  
Und darüber rot der Gürtel  
Reich mit Gold und Purpurfäden  
Kunstvoll, sinnig ausgenäht;  
Wie ein Priester seiner Kunst  
Schritt er würdevoll dahin  
Von der Menge angestaunt,  
Aber vielfach auch geehrt  
Als ein Meister und ein Seher;  
Blies er Doinen auf der Flöte,  
Sang er dann ein Lied zur Laute,  
Dann verstummte rasch die Menge  
Horchend auf den großen Spielmann,  
Den im Reiche weit und breit  
Niemand in der Kunst erreichte.

Aber nicht nur er, der Meister,  
Zog die Menge vor sein Zelt  
Die sich vor dem Sänger scharte;  
Nein, auch sie, die Anicutza,  
Seine vielgeliebte Tochter,  
Fast noch Kind und kaum erwachsen,

Sog die Blicke Jener auf,  
Die vor Neugier dort erschienen.  
Würdig, hoheitsvoll, begeistert  
So stand Meister Grigorasch  
Vor der Menge, die ihm lauschte,  
Ihm zur Seite wie ein Engel  
Schön und lieblich anzuschauen  
Schwebte seine Anicutza,  
Seine heißgeliebte Tochter  
In dem Tanze ihres Volkes.  
Das war nicht mehr Tanz zu nennen,  
Nein, ein Wiegen und ein Drehen  
Wundersam und sinnbetörend,  
Lockend wie mit süßen Tönen  
Nachtigall in Frühlingsnächten;  
Wer sie sah in diesem Reigen  
Dem vergingen schier die Sinne  
In den Fluten solcher Schönheit!  
Voller Anmut wußte Jene  
Zu dem Spiele ihres Vaters  
Wiegend sich im Tanz zu drehen.  
Das war wirklich ein Entzücken  
Als wenn gar vom Himmel droben  
Leis' herniederstieg ein Engel,  
Um den Menschen etwas Liebes,  
Wundersames darzubieten.  
Wie sie zierlich und gefällig  
Ihre schlanken Glieder regte  
Und auf ihrem jungen Antlitz  
Lächeln zart vorüberstrich,  
Kaum berührten ihre Füße  
Flüchtig nur den grünen Boden;  
In den Händen hielt sie lose  
Einen weißen Seidenschleier,  
Der im Drehen und im Wenden  
Lustig durch die Lüfte wehte,



Also schien es als ob jemand  
Einen bunten Schmetterling  
Mit dem feinen Seidennetze  
Zart und hurtig fangen wollte,  
Aber immer drehte sich  
Um dem Netz sich zu entwinden  
Jenes herrlich schöne Kind,  
Was ihm immer auch gelang.  
Bis es bei dem Klang der Laute  
Mit dem Schleier in den Händen  
Anmutsvoll und schönheitstrunken  
Matt vom Tanze niedersank,  
Wie die Blume blütenschwer,  
Wie ein liebestrunk'ner Falter,  
Der vom hellen Sonnenschein  
Zu viel Licht und Wärme saugte.

Lauter Beifall prasselt' nieder,  
Vor Entzücken rast die Menge,  
Tobt und wirft die Silbermünzen,  
Seidentücher, Seidengürtel,  
Bunte Bänder, Perlenschnüre  
Jubelnd zu der Tänzerin  
Und ein Wahnsinn voller Freude  
Scheint die Menschen zu ergreifen;  
Also brandet wie die Flut  
Im Gewittersturm das Volk,  
Drängt zur Bühne, schreit und ruft.  
Will noch einmal alles sehen,  
Anicutzas Tanz vor allem, —  
Bis Grigori auf der Laute  
Leise wieder präludiert  
Und dann eine von den schönsten  
Doinen hier ertönen läßt,  
Während die erregte Menge  
Atemlos dem Sänger lauscht.

Tritt mit festem Herrenschrille  
Jung ein Türke vor das Zelt;  
Hochgewachsen, stolzen Blickes,  
Auf dem Kopfe einen Turban,  
Reich geschmückt mit Edelsteinen  
Hat am goldgewebten Gürtel  
Einen krummen Säbel hängen  
Stellt sich vor das Mädchen hin,  
Blickt es lange forschend an,  
Daß die Wangen dieses Kindes  
Vor dem Anblick tief erröten,  
Sprach sodann mit weicher Stimme:  
„Herrlich hast du heut' getanzt,  
Wie im Paradies die Houri,  
Also schwebtest du voll Anmut!  
Niemals sah ich schöner tanzen!  
Wie die Nachtigall am Morgen  
Schmachtend ihre Lieder flutet  
Und im Busche alles horcht,  
Damit nicht ein süßer Ton  
Von dem Sang verloren gehe,  
Hast auch du mit deinem Tanze  
Alles was die Schönheit nur  
Still an Glück in uns erweckt,  
Heute mir von dir geboten.  
Diesen Beutel voll Ducaten  
Nimm zum Dank für deine Kunst.“  
Sprach's und warf dann seine Gabe  
Hin dem Mädchen in den Schoß.

Tief errötend und beklommen  
Wußte nicht das holde Kind  
Was zum Dank es sagen sollte,  
Kaum daß nur die Lippen bebten  
Und das Auge strahlend blickte  
Auf zum stattlich schönen Mann;

Sie erhob sich von dem Boden  
Und mit weichem leisen Flüstern  
Sprach sie mit verhalt'ner Stimme:  
(Kosend klangen ihre Worte)  
„Dank dir Fremdling für dein Lob,  
Und nun will ich eigens dir,  
Und nur dir zuliebe nochmals  
Meinen Tanz hier wiederholen.“  
Gab dem Vater einen Wink,  
Daß er seine Laute spiele,  
Und von Neuem drehte sich  
Anicutza rund im Kreise,  
Voller Lieblichkeit und Anmut  
Mit dem Blicke zu dem Fremden  
Gleich als wollt' sie sich berauschen  
An dem Tanz und der Musik,  
An dem Rhythmus holden Spieles, —  
Wohl vielleicht auch an dem Fremdling,  
Der im Glanze seiner Jugend  
Frisch und herrlich vor ihr stand  
Und bewundernd sie betrachtet.

„Schau zu tief nicht, junges Mädchen,  
In die Augen eines Mannes,  
Wo ein Feuer heimlich glüht,  
Leicht kannst du an dieser Glut  
Dir dein junges Herz versengen!  
Dann mein Kind ist's viel zu spät  
Es zu löschen und ersticken.  
Hast du aber auch bedacht  
Daß ein Heide Jener ist,  
Daß ein kluges Christenmädchen  
Wenn es Recht und Stolz empfindet  
Einem Heiden nie gestattet  
Um die Gunst von einem Weibe  
Das nicht seines Glaubens ist

Mit dem Blick auch nur zu werben.  
Blicke nicht zu tief, mein Kind,  
Auf den Mann, der vor dir steht!  
Denn dir droht ein tiefer Abgrund  
Und du bist für alle Zeiten  
Dir verloren wenn du fällst!  
Siehst du nicht, wie Jener auch  
Von dem Reize deiner Anmut,  
Deiner Jugend, deiner Schönheit  
Plötzlich hingerissen ward?  
Weißt du auch was es bedeutet  
Als er dir nach deinem Tanze  
Eine rote Rose zuwarf,  
Die er vordem sinnberauscht  
Innig an die Lippen preßte,  
Und als du dieselbe nahmst  
Und — zum Zeichen deiner Gunst —  
Gleichfalls an den Mund gedrückt?  
Anicutza, Anicutza!  
Ein Gewitter steht am Himmel,  
Donner rollt schon durch die Wolken,  
Und der nächste Blitz kann euch,  
Dich und ihn vernichtend treffen.  
Also ist es mit der Liebe  
Wie mit den Gewitterzeichen,  
Zeit noch ist es zu entfliehen,  
Der Gefahr der ersten Regung,  
Aber warte nicht zu lange,  
Eile fort und immer weiter,  
Denn der Blick aus jenen Augen,  
Den du viel zu tief ergründet,  
Er verfolgt dich gleich dem Samum  
Dem man nicht entfliehen kann.  
Anicutza — sei gewarnt!“

\* \* \*

Aber wenn im jungen Herzen  
Heiß das erste leise Fühlen  
Sich wie zartes Knospen rührt,  
Wenn vor diesem Frühlingssturme  
Alle Sinne lebend werden,  
Dann ist schwer Vernunft zu üben,  
Und dem Zauber dieses Sturmes  
Stark und klug zu widersteh'n.  
Da denkt niemand an die Folgen,  
Der Verstand versinkt in Schlaf,  
Und die Flammen, kaum geboren  
Flackern nicht mehr, nein, sie glühen,  
Niemand kann sie mehr verlöschen.  
Also schien es mit den Beiden  
Und der Funke, der gezündet  
Hell und rot in ihren Herzen,  
Ward ganz plötzlich helle Glut.  
Niemand schien es zu bemerken,  
Nur des Vaters wachsam Auge  
Ahnte etwas von Gefahren  
Für sein junges, dummes Kind,  
Nahm daher in eine Hand  
Seine Laute und die Flöte  
Und die Tochter führte er  
Mit der and'ren stumm hinweg.  
Es war Zeit nach Haus zu gehen,  
Denn der Marktplatz er begann  
Immer lauter noch zu werden,  
Tanz und Spiel und Trank und Speise  
Schien die Menge zu erregen,  
Da war's besser fortzugeh'n  
Und den wilden Lärm zu meiden.  
Ohnehin wird heim die Mutter  
Sorge um die Tochter tragen,  
Denn als alte Frau, sie wußt' es,  
Soviel Schönheit, soviel Liebreiz

Bei dem jungen süßen Kinde  
Ist für Männer sehr gefährlich,  
Denn auch sie war einstens jung  
Und als Schönste weit im Lande  
Viel gerühmt und viel gefährdet. —

Acht der Tage, acht der Nächte  
Waren einsam still vergangen;  
In dem Hause des Grigori  
Lag es wie Gewitterschwüle,  
Wie ein unverhofftes Leid  
Das verheerend kommen wollte,  
Niemand wußt' weshalb, woher?  
Anicutza sonst so fröhlich  
Wie die Lerche in den Lüften  
War ganz plötzlich stumm geworden;  
Kein Gesang mehr und kein Lachen,  
Das Grigoris ganzes Haus  
Sonst mit Freude hell erfüllte;  
Trüb die Augen, blaß die Wangen  
Als wenn wo ein schwerer Kummer  
Auf das Kind gesunken wäre,  
Wie ein Reif zur Frühlingsnacht  
Auf die schönste aller Blumen.  
Sorgend frug die Mutter sie:  
„Anicutza, liebste Tochter,  
Sprich, was fehlt dir, sag' es mir!  
Fühlst du, daß du krank geworden?  
In den letzten Tagen meidest  
Du den Schlaf und fast die Nahrung;  
In der Nacht, wenn ich erwache  
Da vernehme ich dein Ächzen  
Wie wenn dir ein schwerer Traum  
Und ein Alp den Atem preßte,  
Sieh' ich will dir heute Nacht  
Tee aus alten Wurzeln brauen,



Der dir sicher helfen wird;  
Meine eig'ne Mutter selig  
Lehrte mich des Heilkrauts Mischung  
Du wirst sehen wie er nützt.“  
Sah das Mädchen trübe drein  
„Mutter, nein, es fehlt mir nichts,  
Nur die Luft scheint mir zu schwül,  
Ein Gewitter hoch am Himmel  
Will sich mählich vorbereiten  
Und wahrscheinlich ist es das,  
Was ein wenig mich bedrückt,  
Sei nur weiter unbesorgt,  
Alles wird zum Guten werden.“

Ein Gewitter? Wohi, das war's,  
Aber nicht am Himmel droben,  
Sondern in des Mädchens Herzen.  
Seit dem Tage, da am Markte  
Vor dem Zelte ihres Vaters  
Sie den jungen Ritter sah  
In dem Glanze seiner Jugend,  
Schön wie sonn'ger Maienmorgen  
War's mit ihrer Ruh dahin,  
Denn der dunkle, tiefe Blick  
Seiner wundervollen Augen,  
Seine vornehm, feine Haltung,  
Seine Worte und sein Lächeln  
Als er von Anitas Tanze  
Ganz entzückt zu werden schien,  
Konnt' sie nimmermehr vergessen,  
Und seit dieser einen Stunde  
Schwebte immer vor der Seele  
Anicutzas jener Mann.  
Freilich war er nur ein Heide,  
Den man tief verachten sollte,  
Tag und Nacht ihn stets nur meiden.



Und ihn hassen wie die Pest,  
So gebietet's Christenpflicht  
So der Anstand und die Sitte,  
Aber, nein — das konnt' sie nicht,  
Niemals würd' sie das vermögen.  
Und wenn schon ein Heide, nun:  
Ist's denn nicht derselbe Gott,  
Der auch ihn wie sie erschuf,  
Der die ganze Welt beherrscht,  
Der den Menschen, Christ wie Heiden  
In die Herzen blicken kann.  
Wenn es Ihm, dem Himmelvater  
Nicht gefiel, daß sie, die Christin  
Auf den Heiden liebeich sah,  
Und daß ihr die Sinne schwanden  
Wenn sie seiner nur gedachte,  
Weshalb denn hat Er geduldet  
Daß in ihrer jungen Brust  
Solch ein Sturm und solch ein Fühlen  
Überhaupt entstehen konnte,  
Niemals hätte sichs gefügt  
Wenn dem Vater in dem Himmel  
Jener tief mißfallen hätte,  
Nur weil ihn ein and'rer Glauben  
Hin zum Weltenschöpfer zog;  
Weshalb also sollt' sie hassen,  
Da der Himmel es nicht tat?  
Nein, sie haßt nicht — denn sie liebte,  
Jetzo fühlte sie's im Busen  
Wie ein großes, helles Licht  
Das ihr Auge und die Sinne  
Unaufhaltsam blendete.  
Ja, sie liebte ihn unsagbar,  
Tag und Nacht und jede Stunde  
War nur Jener ihr Gedanke,  
Sah sie ihn mit ihrer Seele,

Ja, nur ihn und seine Schönheit,  
Stolz wie einen Märchenprinz  
Aus dem Reiche ihrer Träume.  
Jeden Tag erblickt' sie ihn  
Vor dem Garten ihres Hauses,  
Irgend jemand dort erwarten,  
Wen? Das fühlte sie schon längst;  
Und wenn sie die ganze Woche  
Tag um Tag den Mut nicht fand  
Hinzueilen zu dem Jüngling,  
Der dort an der Mauer stand  
Und voll Sehnsucht in der Brust  
Nach dem Hause, wo sie wohnte,  
Blickte, hoffend, voll Erwartung,  
War's die Scheu allein, vor sich,  
War's die Achtung vor den Eltern,  
War's ein Bangen, das sie hindert  
Offen ihr Gefühl zu zeigen.  
Doch es gibt im Menschenherzen  
Etwas das noch größer ist  
Und was alles überragt,  
Seine Macht ist himmelstürmend,  
Ihr kann nichts mehr widersteh'n,  
Kein Bedenken, kein Verstand  
Und das ist die große Liebe!  
Sie erhebt dich in den Himmel  
Und sie stößt dich in die Hölle,  
Sie kann größtes Glück dir bringen  
Selig dich auf Erden machen,  
Und kann elend dich vernichten.  
Glück und Leid sind stets beisammen  
An einander eng geschmiegt,  
Und ob du das eine findest  
Oder dich das and're trifft,  
Hängt allein vom Schicksal ab,  
Das uns alle hier beherrscht!

Hoch erhaben ist die Liebe,  
Macht den Menschen fast zum Gotte,  
Schafft den Himmel ihm hienieden,  
Und sie ist es die dich tötet,  
Die dich namenlos zerrüttet,  
Wie das welke Blatt im Herbst  
Von dem Sturm vernichtet wird.  
„Hüte dich mein armes Kind  
Vor der Liebe, die dir droht,  
Denn ob du das weiße Los  
Oder gar das schwarze ziehst  
Hängt von deinem Schöpfer ab,  
Oder Zufall, wie man's nennt.  
Niemand weiß den Grund zu nennen,  
Der dein Schicksal so bestimmt,  
Anicutza, sei gewarnt!“

Doch was kann ein armes Kind,  
Das nicht urteilt und nicht denkt,  
Das in seiner Brust nur fühlt  
Wie es mächtig glüht und lodert,  
Das auch nicht mehr löschen kann  
Diese Flammen — sonst noch tun?  
Fehlt die Kraft zum Widerstande  
Ist das arme Herz verloren! —

Und am achten Tag am Abend,  
Als sie wieder dort im Garten  
Jenen Jüngling warten sah  
Ließ sie länger sich nicht halten,  
Keine Scham und nicht Vernunft,  
Keine Überlegung mehr,  
Kein Gedenken an die Eltern  
Und an ihren schweren Gram,  
Kein Erinnern an Mircél  
Ihren lieben Spielgenossen

Und Gefährten ihrer Jugend,  
Nichts mehr, nein, und nur das Eine,  
Daß an jener Gartenmauer  
Von dem Dunkel halb geborgen  
Er, nur er dort ist und harrt  
Er, dem ihre Sinne plötzlich  
Lodernd heiß entgegen schlagen,  
Der ihr ganzes Lebensglück  
Sicher in den Händen hält.

Zu dem Jüngling trat das Mädchen,  
Purpurglut färbt ihre Wangen,  
Stand vor ihm mit heißen Blicken,  
Keines Wortes war sie fähig.  
Und der Mann faßt ihre Hand —  
Lockend weich klang seine Stimme:  
„Endlich bist du doch gekommen,  
Anicutza, endlich, endlich!  
Seit acht Nächten warte ich  
Immer hier an diesem Platze  
Und am Tage bleibe ich  
In der Festungsstadt verborgen  
Damit niemand mich erspähe  
Und errät mein süß' Geheimnis.  
Deinen Namen habe ich  
Noch am selben Tag vernommen  
Als du mir bei deinem Tanze,  
Deiner Schönheit, deiner Anmut,  
Herz und Sinn so arg verwirrtest.  
Seit der Stunde sieht mein Auge  
Nur das Bildnis jenes Tages,  
Sieht nur dich und fühlt nur Sehnen,  
Selbst die Sonne leuchtet nicht  
Wenn du ihr den Glanz nicht leihst.  
Und ich frage mich alltäglich:  
Wie denn soll in meiner Heimat

Ohne dich ich weiterleben?  
Ach, ich müßte dort verkümmern  
Wie ein Blatt im Winterfrost,  
Wenn dein Angesicht mir schwindet.  
Nein, ich kann es mir nicht denken,  
Daß ich ohne dich noch atme  
Und mein Dasein fern von dir  
Müßte mir zum Kerker werden,  
Wo ich elend ging zu Grunde;  
Sage, süßes Mädchen, sprich,  
Fühlst du nicht die gleiche Regung  
Tief in deinem jungen Herzen,  
Kannst du ohne Ali Assad,  
Also werde ich geheißen,  
Weiter froh und sorglos leben?“

„Doch ich kenne dich zu wenig,  
Ali Assad, mir fast fremd,  
Wohl, ich will es gern bekennen,  
Daß ich öfters dein gedenke,  
Daß du in der ersten Stunde  
Mir gefallen hast vor allen,  
Ohne Scham will ich bekunden,  
Daß, seitdem du mir entschwunden,  
Mich ein seltsam Fühlen zwingt  
Immer dich vor mir zu sehen;  
Weiß auch nicht wie ich in Zukunft  
Diesen Abschied kann ertragen;  
Aber sage, was soll werden  
Wenn ich außer Stande bin  
Meine Seele frei zu machen  
Von der Macht, die mich umgarnt?  
Hier sind Heimat mir und Pflichten,  
Was mir bleibt, wenn du nicht bist,  
Ist die Sehnsucht nur im Traum.“

„Weshalb sprichst du denn vom Abschied  
Süßes Mädchen Anicutza?  
Was zu dir mich mächtig treibt  
Ist nicht Abschiednehmen, nein,  
Ist die große Herzensliebe,  
Die du in die Brust mir senkstest,  
Die Verstand nicht und kein Wille  
Je daraus vertreiben kann;  
Komm' mit mir in's ferne Land,  
Wo an dieses Stromes Ufer  
Eingebettet still im Garten  
Mein Kastell gelegen ist;  
Dort erwartet uns das Glück,  
Ewig leuchtend, namenlos.  
Zwar als Weib dich heimzuführen,  
Das verbietet das Gesetz —  
Doch ich bin ja frei und ledig,  
Und in meinem Hause wirst du  
Stets die erste und die letzte  
Herrin sein und treu Geliebte.  
Zög're nicht und wenn du liebst  
So wie ich die Liebe fühle,  
Dann entflieh' noch diese Nacht  
Fort mit mir in meine Heimat.  
Dort an jener Festungsmauer  
In dem Schatten dunkler Nacht  
Wartet der Kemál, mein Diener,  
Mit den Pferden wohlgesattelt,  
Jeden Abend seit acht Tagen;  
Wenn der nächste Morgen graut  
Sind wir längst auf fremder Erde  
Und in voller Sicherheit.“

„Aber meine Eltern, Assad,  
Werden schwer den Kummer tragen,  
Wenn ihr einzig Kind zur Nacht



Ohne Wort und ohne Abschied  
Von der Schwelle dieses Hauses  
Heimlich still sich fortgeschlichen.“

„Deine Eltern werden trauern,  
Denn sie werden schmerzlich dich,  
Ihr geliebtes Kind, vermissen.  
Aber sage, trauern nicht  
Alle Eltern, überall,  
Wenn sie ihre liebe Tochter  
Einem Manne angetraut,  
Der sie dann in seine Heimat  
Nach der Hochzeit gleich entführt?  
Trauern das ist Menschenlos,  
Und mit Freuden eng verbunden,  
Ist es nicht Naturgesetz,  
Daß das Mädchen welches liebt,  
Alles was ihr wert gewesen,  
Haus und Eltern, ihre Heimat,  
Ihrem Mann zulieb verläßt,  
Den in's Herz sie eingeschlossen?  
Siehst du, süße Anicutza,  
Alles was du hier im Hause  
Mir zulieb verlassen wirst,  
Will in Zukunft hundertfach  
Treu und innig ich ersetzen,  
Denn ich liebe dich unsagbar  
Und ich sterbe wenn ich dich  
Nicht mehr lieben, zärteln darf!  
Du bist Leben mir und Tod,  
Beide sind in deiner Hand,  
Wähle heute noch mein Mädchen,  
Mir zum Troste oder Leide,  
Komme oder lass' mich hier  
In der Fremde untergeh'n.“



Stürzt das junge Menschenkind  
Hin zum Jüngling an der Mauer,  
Faßt die beiden Hände ihm  
Und mit einem Sprunge ist sie  
D'rüben und an seiner Brust.  
„Alles sollst du sein, mein Assad,  
Mir, mein Schicksal und mein Glück,  
Denn, mein Herz, es fliegt dir zu  
Wie der Schmetterling dem Licht,  
Mach' mich selig wie ich dich,  
Denn ich liebe dich unendlich  
Ohne Ende, ohne Ziel.  
Dir gehöre ich und will  
Gleich zur Stunde mit dir fliehen,  
Sei es bis an's End' der Welt.“  
„Ja, wir fliehen in die Ferne,  
Lieb' und Treu sei uns Geleite.“ —

Leise haucht es durch die Lüfte,  
Wie ein Seufzer durch die Nacht,  
Wie ein unterdrücktes Schluchzen  
Und wie ungeweihte Tränen,  
Die die Blumen dieses Gartens  
Abschiednehmend zart umkosen  
Und für einen Augenblick  
Hüllt sogar der bleiche Mond  
Hinter Wolken dicht sein Licht;  
Nur ein kleiner Hund, er winselt  
In dem Hause noch ein Weilchen  
Bis auch er in seinen Träumen  
Stiller wird — und dann verstummt.

## ANICUTZA

Nach des Tages Unrast ist es  
 Wieder stiller Abend worden,  
 Alles ruht von seiner Arbeit,  
 Seiner Mühe friedlich aus;  
 Auch in Assads schönem Hause  
 Hört man kaum noch einen Laut;  
 Das Gesinde denkt an Schlaf,  
 Nur der Kienspan an dem Herde  
 Flackert noch im fahlen Licht.  
 In der Kammer bei der Arbeit  
 Sitzt Anita, fleißig stickend  
 An dem Gürtel, reich verziert,  
 Den für Assad sie bestimmte;  
 Viel Gedanken bei der Arbeit  
 Gingen still durch ihren Kopf,  
 Die bald kamen, bald vergingen;  
 Ein Gefühl jedoch, ein großes,  
 Nahm Besitz von ihrer Seele  
 Und dies eine es beherrschte  
 Ihre Sinne und ihr Herz:  
 Glück, ja Glück, das namenlose,  
 Ohne Ende, ohne Wunsch,  
 Assads Liebe, sie berauschend,  
 Unersetzlich, wonnetrunken,  
 Traum und Inhalt ihres Lebens,  
 Alle Tage, alle Nächte,  
 Unverändert wie die Sonne,  
 Deren Licht uns wohligh wärmt.  
 Alles kann man leicht vergessen  
 Wenn man solches Glück genießt;  
 Alles, Kindheit, Eltern, Heimat,  
 Lieder, Laute, süße Töne,

Fast die Sprache seiner Jugend,  
Denn nur Assad war ihr Heimat,  
Ward ihr alles auf der Welt.  
Wer denn konnte ihr ersetzen  
Ihren Helden, ihren Abgott?  
Gab es dort im Vaterlande  
Jemals einen solchen Mann,  
Stolz und kühn, so schön und tapfer  
Und im Herzen treu und gut?  
Auf den Händen trug er sie,  
Liebesworte auf den Lippen,  
Und das Leben hier im Hause  
War ja doch seit vielen Wochen  
Immer nur ein Honigmond.  
Also denkend nähte sie  
An dem bunten Seidengürtel  
Und mit jedem Nadelstich  
Wob sie ihre Liebe ein.

Plötzlich wollte es ihr scheinen  
Als ob draußen vor dem Tore  
Hunde jemand überfielen;  
Scharfes Bellen, voller Wut  
Und dann plötzlich — ganz erstaunlich —  
Jammervolles Winseln, Heulen,  
Als wenn dieser Unbekannte  
Mit der Waffe in der Hand  
Ihrer glücklich sich erwehrte.  
Noch ein leises Hundekeuchen  
Und dann nichts mehr, große Stille.

Da — was war das, wirklich seltsam  
Klang ein Laut durch diese Stille,  
Nein, ein Lied, ein fremdes war's,  
Auf der Flöte wunderschön;  
War es doch vielleicht nur Täuschung?

Nein, das Ohr vernahm auf's Neue  
Diese innigsüßen Töne,  
Dieses Lied der heißen Sehnsucht,  
Diese Doina ihrer Heimat,  
Das nur Einer weich und lieblich  
Auf der Flöte spielen konnte,  
Einer nur so schön und wonnig.  
Auf sprang sie von ihrem Sitze,  
Riß das Fenster auf und sah  
Einen Mann im Garten stehen,  
Der an einen Baum gelehnt  
Nahe an der grauen Mauer  
Mit dem Blicke auf das Haus,  
Immerfort die Flöte blies,  
Und erschüttert hört sie noch  
Eine ihrer Lieblingsdoinen,  
Die sie schon als Kind gesungen.  
Welch ein Ton? Woher der Klang,  
Und wer mocht' so spät am Abend  
Vor dem fremden Hause spielen?  
Und sie spähte scharf hinaus,  
Dann ein Schrei des größten Schreckens  
Auch vielleicht der größten Freude,  
Auf den ersten Blick erkannt' sie  
In dem Manne ihren Vater. —  
In den Adern stockt ihr Blut,  
Fast versagte ihr die Stimme:  
„Wie, bist du es, lieber Vater?  
Wie um Himmelswillen, sprich,  
Kommst du nachts zu diesem Hause?“  
„Nur zu dir, mein gutes Kind,  
Nur zu dir, zu dir allein!“  
Sprach der Mann vor ihrem Fenster,  
„Die ich mondenlang schon suche  
Mit den Augen, mit den Sinnen,  
Mit dem Klange meiner Flöte

Und den Liedern meiner Heimat,  
Die du einst so schön gesungen  
Und noch nicht vergessen hast.  
Ja, ich komme nur zu dir,  
Habe endlich dich gefunden  
Da ich fast das ganze Land  
Immer spielend durchgewandert  
Und vergebens dich gesucht.  
Gott sei Dank, daß ich dich fand!  
Noch im letzten Augenblick,  
Da ich vor dem Tore stand  
Bin ich der Gefahr entronnen  
Hier mein Leben einzubüßen;  
Manchmal war ich nahe dran,  
In dem fremden Heidenlande,  
Doch so nahe nie wie heute:  
Drei der Malissorenhunde  
Die mich wütend überfielen  
Als ich diesem Haus mich nahte  
Hab' ich glücklich still gemacht,  
Wund're mich, daß ich's vollbracht  
Dieser Wilden Herr zu werden,  
Wäre mir mein Arm nicht fest,  
Und die dolchbewehrte Faust  
Um ein Haar nicht ganz verlässlich,  
Läg' ich dort am Mauerrand  
Sicher schon zu Tod zerfleischt,  
Doch ich fürchte nicht Gefahr,  
Bin's von Jugend an gewöhnt  
Und den Dolch in meiner Hand  
Bohrte ich in mancher Schlacht  
Oft genug in's Herz der Heiden!  
Eile denn, mein liebes Kind,  
Öffne deines Fensters Gitter,  
Hier ein Strick, den ich dir werfe,  
Du gelangst damit ganz leicht

Von dem Raume, der dich birgt,  
Sicher auf den festen Boden.  
Im Gebüsche harrt mein Pferd,  
Das entführt uns raschen Laufes  
Durch die Wälder, durch die Täler,  
Durch die Auen bis zum Strome,  
Dann hinüber sicher schwimmend  
— Unser Brauner ist verlässlich —  
Und mit Gottes Hilfe sind wir  
In acht Tagen heil daheim!  
Denk' ich d'ran, wenn ich der Mutter  
Glücklich ihre Tochter bringe,  
So vergeh'n mir fast die Sinne!  
Eile denn und nicht gezögert;  
Jeden Augenblick kann Jener  
Dem du in Verwirrung folgtest  
Als er dich vom Markt entführt —  
Der verruchte Hundesohn,  
Möge ihn der Himmel strafen —  
Von der Jagd nach Hause kommen;  
Also fort und allsogleich,  
Während uns die Finsternis  
Beide vor Verfolgung schützt;  
Schüttle Staub von deinen Füßen,  
Damit nicht ein Fünkchen bleibe  
Von dem Hof des bösen Heiden.“

„Liebster Vater höre mich:  
Wie zerreißt mir doch dein Wort  
Meine Seele wie mit Messern,  
Und wie schmerzt mich deine Rede,  
Als wenn rote Kohlengluten  
Meine junge Brust versengten!  
Wisse denn, ich liebe ihn!  
Ja, ich liebe den Entführer,  
Mit des Herzens heißen Flammen,



Mit der Seele, mit den Sinnen,  
Mit dem letzten der Gedanken.  
Ja, ich liebe, weißt du auch  
Was es heißt, wenn man so liebt?  
Eher soll der Tod mich nehmen  
Und mein Leib in jenem Strome  
Den du dort gewaltig siehst,  
Tief versinken, unauffindbar.  
Als daß ich den Mann verlasse  
Dem mein Herz und Sinn gehört!  
Tag um Tag und Stund' um Stunde  
Horche ich auf seine Schritte,  
Und auf seine liebe Stimme.  
Nachts wenn ich im Traum erwache  
Und ich höre seinen Atem,  
Zittert mir das Herz voll Wonne  
Und ich muß vor Seligkeit  
Tränen ungehemmt vergießen!  
Nein, mein Vater, wisse es:  
Niemals könnte deine Tochter  
Diesen Ort des Glücks verlassen,  
Niemals dieses Hauses Schwelle,  
Die voll Stolz mein Held betritt,  
Den ich liebe, der mich liebt!  
Höchstens dann — für Ewigkeit,  
Wenn ich einstens todeswund  
Meines Lebens Weg vollende.“

„Wie, was hör' ich und was sprichst du?  
Ist das meine Anicutza?  
Daß ich solch ein Wort vernehme  
Und dabei nicht ganz erstarre  
Wie vom harten Schlag getroffen  
Kann ich selber noch nicht fassen.  
Wenn du nicht des Vaters denkst,  
Der dich mondenlang gesucht



Mit dem Lockruf seiner Flöte,  
Mit der Sehnsucht seines Herzens,  
Wandernd fort in Sturm und Regen,  
Ort zu Ort und Haus zu Haus,  
Forschend nach dem lieben Kinde  
In dem Land verdammter Heiden  
Von Gefahren selbst bedroht —  
Dann gedenke doch der Mutter,  
Die durch Tränen blind geworden  
Und die elend sterben wird  
Wenn ich heimwärts wiederkehre  
Ohne ihr geliebtes Kind.  
Hast du denn schon ganz vergessen  
Wer zu Hause auf dich wartet  
Bangen Herzens Tag um Tag,  
Und in ruhelosen Nächten,  
Wenn der ärmsten aller Mütter  
Jeder Schlummer ängstlich flieht?  
Ist denn deinem Sinn entschwunden  
Wer alltäglich nach dir bangt,  
Wenn dein Name nur erklingt,  
Nach dir zittert, stöhnt und weint?  
Denkst du nicht mehr an Mircél,  
Den Genossen deiner Kindheit  
Und Gespielen früh'rer Jahre,  
Der für dich allein nur lebt?“

„Ach ich kann nicht, liebster Vater,  
Jedes Wort aus deinem Munde  
Dringt mir messerscharf ins Herz;  
So begreife doch, ich kann nicht!  
Drückt auch schwer und unbeschreiblich  
Der Gedanke mir auf's Herz,  
Daß ihr beide, meine Eltern,  
So das Kind verlieren müßt,  
Dennoch fühle ich im Busen:

Schwerer noch ist ihn verlieren,  
Dem ich ewig angehöre,  
Der mein Glück ist und mein Sehnen,  
Den ich nie verlassen kann.  
Sag' der Mutter, daß ich weine,  
Wenn ich ihrer nur gedenke,  
Sage allen in der Heimat  
Die sich meiner noch erinnern,  
Daß ich allen Gutes wünsche,  
Glück jedoch und Seligkeit  
Hat mich Gott hier finden lassen,  
Beides halt' ich mit den Händen  
Wie mit Klammern festgeschmiedet!“

„Also sprichst du meine Tochter,  
Und du fühlst nicht, daß dein Wort  
Mir die wunde Brust zerreißt?  
Hätten doch des Hauses Wächter,  
Jene Malissorenhunde,  
Mich mit scharfem Zahn zerrissen,  
Daß ich nicht in dieser Stunde  
Solche Worte hier vernehme.  
Augenscheinlich bist du ja  
Nur von einem Wahn ergriffen,  
Den ein Zauber dir gebracht.  
Solche gibt es ja bekanntlich  
Viele in der großen Welt,  
In den Wäldern, in den Weihern.  
In dem Steinbruch und der Wüste  
Und sogar in uns'rer Luft.  
Weißt du noch — in ferner Heimat  
Spricht man oft von solchen Dingen:  
Auf der weiten, öden Heide,  
Die vor uns'res Stromes Ufer  
Viele Meilen lang sich dehnt,  
Sieht der Wand'rer in der Steppe

Und zumal an solchen Tagen  
Da die Sonne glühend heiß  
Baum' und Sträucher braun versengt'  
Seltsam schöne Wandelbilder  
Weit vor ihm am Horizont:  
Häuser, Kirchen, Städte, Wälder,  
In den allerreichsten Formen,  
So daß Jener ganz verwundert  
Vor dem Anblick steht und staunt,  
Hat er vordem ja noch niemals  
Etwas ähnliches erblickt.  
Tief ergriffen starrt er hin,  
Weiß auch nicht was es bedeutet.  
Dreimal dann verneigt er sich  
Vor dem zaubervollen Bild,  
Macht das Kreuz — und spuckt dann aus,  
Denn nur so vermag der Christ  
Solches Gaukelspiel zu bannen.

Doch der Wissende erkennt's,  
Daß nur leere Luftgebilde  
Von der Sonne lichten Strahlen  
Und der Hitze ausgebrütet,  
Bunte Bilder leicht erzeugen.  
„Fata“ nennt man sie „Morgana“;  
Sicher ein verhextes Wesen,  
Das die Sinne uns verblendet.  
Wir im Volke wissen's besser  
Und wir heißen die Erscheinung,  
Die sich uns zuweilen bietet  
Kurz und bündig: „Minciunosa!“  
Denn ob Sonne oder Zauber,  
Was sie zeigt ist doch nur Lüge  
Und der Menschensinne Täuschung.

• Lügnerin

Also glaub' ich, Anicutza.  
Daß auch dich im fremden Land  
Irgend ein versteckter Zauber,  
Den du nicht beschwören konntest,  
Hinterrücks bezwungen hat;  
Und das Luftgebild der Liebe,  
Deines Glückes, deines Sehnsens,  
Das vor deiner Seele dir  
Wie das Herrlichste erscheint,  
Liebes Kind, ist auch nur Trug.  
Minciunosa ist am Werke  
Und nichts and'res, glaube mir,  
Sie, nur sie hat deine Sinne,  
Deine Augen jäh geblendet.  
Wie denn anders könnt' es sein,  
Daß du eines Fremden wegen  
Elternhaus und Hof verlassen,  
Deine alte Mutter flichst  
Und von deiner alten Heimat  
Plötzlich nichts mehr wissen willst?  
„Fata“ ist es, die „Morgana“,  
Sie, nur sie hat dich betört  
Und dir den Verstand verhüllt.  
Reiße dich von jener los,  
Die nur lügt und dich betrügt.  
Minciunosa ist der Zauber  
Dem du unterlegen bist,  
Du und deine heiße Liebe  
Zu dem Räuber meiner Tochter,  
Den der Himmel strafen möge.

Und so frag' ich, dich beschwörend,  
Kannst du so an denen handeln,  
Deren liebstes Kind du warst.  
Die den Schmerz dich zu verlieren  
Nimmermehr ertragen werden.

Sprich noch einmal, Anicutza,  
Meiner Augen letzte Freude,  
Deiner alten Mutter Liebling,  
Sprich es aus, daß du aus Trotz,  
Lieblos deine Eltern mordest.“

„Ach, mein Vater, töte mich,  
Um nicht endlos mich zu quälen,  
Zieh' dein Messer aus dem Gürtel,  
Hier die Brust und stoße zu!  
Lieber sterben als so leiden,  
Doch im Tode noch verhauchend,  
Will ich meinen Assad segnen  
Für das namenlose Glück  
Das ich hier bei ihm gefunden;  
Doch ihn hinterrücks verlassen,  
Heimlich ohne Gruß und Wort  
Und damit mein Glück zertrümmern,  
Das ich mühsam aufgebaut,  
Nein — das kann ich nimmermehr,  
Lieber tot als ohne ihn!“

„Ist das deine letzte Antwort?  
Gut, dann bleibe bei dem Heiden  
Der mein Kind gestohlen hat,  
Doch bevor ich von dir scheide,  
Will ich dir mein letztes Wort  
Für dein Leben hinterlassen:  
Sei verdammt für alle Zeit,  
Du bist nicht mehr meine Tochter  
Und verflucht sei jene Stunde  
Da dich deine arme Mutter  
Schwer im Schmerz geboren hat!  
Noch aus meinem dunklen Grabe  
Will ich dir im Geiste fluchen,  
Nirgends sollst du Ruhe finden —

Höchstens in des Stromes Tiefe  
Der von deiner alten Heimat  
Meerwärts hier vorüberflutet!  
Was du Glück nennst, soll verdorren,  
Wie das Blatt im Wüstensturm,  
Und dein Herz, das nichts mehr fühlt  
Für der Heimat grüne Fluren  
Für die Lieder uns'rer Wälder,  
Für die Eltern und die Freunde  
Für die Sprache, die du einst  
An der Mutter Brust gelallt  
Soll zu hartem Eis erstarren,  
Das kein Strahl der Gottessonne  
Jemals mehr erweichen kann!  
Sei verflucht in Tod und Leben!  
Gott im Himmel wird es hören! —“

„Und der Himmel wird es hören“  
Klang es dumpf und leis verhauchend  
Aus dem Dunkel wie ein Echo  
Einer schmerzbewegten Seele —  
Leblos fast fiel Anicutza  
Auf den harten Boden nieder,  
Tränen stürzten aus den Augen,  
Fast vergingen ihr die Sinne  
Von dem namenlosen Leid.

\* \* \*

Und in diesem Augenblicke  
Trat in's Zimmer Ali Assad.  
Niemals schien so wild und stürmisch  
Ihr Geliebter als wie heute.  
Flammend rot war sein Gesicht,  
Und er stürzte wutentbrannt,  
Zornig auf das junge Weib,  
Faßt den Arm ihr voller Grimm,



Und mit heis'rer Stimme schreit er:  
 „Wer war hier in diesem Raume,  
 Sprich sofort — doch nur die Wahrheit,  
 Wehe wenn du Antwort weigerst  
 Oder mich belügen willst!  
 Sicher war hier nur ein Mann  
 Der dich, während auf der Jagd  
 Ich von meinem Hause fehlte,  
 Listig dich betören wollte.  
 Sieh den Strick am Fensterkreuz  
 Den er dir um einzusteigen  
 Mit geübten Händen zuwarf.  
 Er wohl war es, der vorher  
 Meine schönen Wächterhunde,  
 Die den Eintritt ihm verwehrten  
 Elend, ruchlos niederstach.  
 So denn handelst du mein Liebchen  
 In des Moslims reinem Hause?!  
 So wie alle Christenweiber  
 Stets nur heucheln und betrügen  
 Glaubtest du im fremden Lande  
 Die Gewohnheit fortzusetzen!  
 Weißt du auch was dich erwartet  
 Für die Schande und die Schmach  
 Die du mir hast zugefügt?  
 Wisse denn daß nur der Tod  
 Solchen Frevel tilgen kann,  
 Und mit dieser meiner Hand  
 Müßte ich dich hier erdrosseln  
 Wenn mich nicht Verachtung noch  
 Und der Ekel hielt zurück  
 Dir mit eig'ner reiner Hand  
 Deinen Henker abzugeben.  
 Sage doch wer war der Mann?!  
 Wenn du schweigst, so töt' ich dich!“



„Sprichst du so, o Ali Assad,  
Mit den harten bösen Worten  
Hier zu mir, die dich so liebt?  
Wenn du mich für falsch erklärst  
Und der schlechten Tat bezichtigst,  
Daß ich jemals dich verrate,  
Dann ist's besser gleich zur Stelle  
Mir den Dolch in's Herz zu bohren.  
Lieber ist mir schon der Tod  
Als ein Wort aus deinem Munde  
Das mich in den Wahnsinn treibt!  
Wohl, ein Mann ist hier gewesen  
Vor dem Fenster meiner Kammer,  
Doch war dieser Mann mein Vater;  
Das ist volle Wahrheit Assad,  
Das ist meine ganze Schuld.“

„Wie? Dein Vater? ha! vortrefflich,  
Wem erzählst du diese Mär,  
Die du dir zurecht gelegt?  
Und was wollte denn dein Vater  
Von der allerliebsten Tochter?  
Sag' zuerst, wie fand er dich,  
Wer verriet ihm dieses Haus,  
Gabst du selbst ein Zeichen ihm  
Wo er dich zu suchen hätte  
Wo und wann dich aufzufinden?  
Nun erdichte rasch die Antwort!“

„Zu erdichten hab' ich nichts,  
Sondern nur die Wahrheit künden,  
Die sich zugetragen hat.“

„So erzähle mir dein Märchen,  
Aber denke nicht daran  
Daß ich deinen Worten glaube.“

„Ich berichte nur die Wahrheit,  
Du magst dann dein Urteil fällen  
Und mich strafen wie du willst,  
Wenn du schuldig mich befunden.“

„Weiter, weiter, gib mir Antwort  
Wie, auf welche Weise fand  
Denn dein Vater dieses Haus,  
Wer verriet ihm wo du bist?“

„Lange Monde zog mein Vater  
Von dem Tage meiner Flucht  
Durch das weite Hügelland,  
Berg und Täler, fort und fort  
Emsig fragend nach dem Kinde,  
Das ihm plötzlich, unversehens  
Über Nacht verschwunden war,  
Und wenn er ein Haus entdeckte  
Das ihm reich und stattlich schien  
Nahm er seine Hirtenflöte  
Aus dem Sack heraus und blies  
Sehnsuchtsvoll die Doinen wieder  
Die sein Kind, so hoffte er,  
Aus dem Heimatland noch kannte.  
Wenn die wohlbekannt Klänge  
Sie, so dacht er, wiederhört  
Dann wird sie zum Fenster eilen  
Um den Spielmann zu entdecken,  
Der mit seinem Lied und Klange  
Ihr von ferner Heimatscholle  
Stille Grüße überbrachte.“

„Weiter, weiter! Du erzählst ja  
Wie die Weiber auf den Märkten  
Märchen zu erzählen pflegen;  
Unfaßbares wissen sie

Leicht aus ihrem Arm zu schütteln.  
Trügen ist ja Weiberkunst!“

„Ich erzähle dir nur das  
Was sich zugetragen hat;  
Lug und Falschheit sind mir fremd!“

„Also weiter!“

„Und mein Vater,  
Dem man schon daheim verriet,  
Daß ich floh in dieses Land,  
Zog mit seiner Hirtenflöte  
Immerfort von Haus zu Haus,  
Blies die allerschönsten Doinen  
Seines fernen Buchenlandes,  
Wandernd viele lange Wochen  
Immer suchend nach der Tochter  
Mit dem Klange seiner Lieder.  
Und so wandert' er vergebens  
Unbeachtet Sturm und Wetter  
Bis am Ende schon verzweifelnd  
Er durch Zufall, wie er sagte,  
Dein Castell am Weg bemerkte.  
Hier nun wollt' er noch versuchen  
Fast zum letztenmal, so sagt er,  
Mit dem Klange seiner Flöte,  
Seinen Traum erfüllt zu sehen.  
Sitzend da in Fensternähe,  
Stickt' und näht' ich deinen Gürtel  
Und nur die Gedanken flogen  
Auf dem Wege dir entgegen.  
Da, mit einem Male — seltsam —  
Höre ich die Flöte blasen  
Und erschüttert noch dazu  
Eine meiner Lieblingsdoinen,

Die ich schon als Kind gesungen;  
(Wie, was war das — und der Klang)  
Und wer mocht' so spät am Abend  
Vor dem Hause Doinen blasen?  
Eilend lief ich zu dem Fenster,  
Riß das holzverzierte Gitter  
Halb zur Seite und erblickte  
Einen Mann vorm Fenster stehen  
In dem Gärtlein vor der Mauer.  
Auf den ersten Blick erkannt' ich  
Zum Entsetzen meinen Vater.  
In den Adern stockt' mein Blut  
Und die Stimme sie versagte —  
Endlich faßt' ich mich und rief:  
Bist es du, mein lieber Vater?  
Was um Gotteswillen führt dich  
Nachts zu diesem Hause, sprich!“

„Was mich herführt, das bist du,  
Meine Tochter Anicutza,  
Mondelang schon such' ich dich,  
Und ich preise meinen Gott,  
Daß ich endlich dich gefunden.“

„Weshalb aber suchst du mich  
Hier wo ich mein Los geschmiedet  
Hier mein Leben und mein Glück?“

Doch der Vater er erwidert:  
„Nein mein Kind, das ist ein Irrtum.  
In der Heimat ist dein Glück  
Das dich dort, nur dort erwartet  
Nicht im fremden Heidenland,  
Und um dich mit mir zu nehmen,  
Deiner Mutter dich zu bringen,  
Dich — die letzte Lebensfreude

Einer alten kranken Frau,  
Die sich bald zu Tode grämt  
Und in ihrem Leid verzehrt,  
Deshalb eben bin ich elend,  
Mühsam durch das Land gewandert  
Bis mich heute dieser Zufall  
Hier dich endlich finden läßt.“

Also sprach zu mir der Vater,  
Warf das Seil durch dieses Fenster  
Daß ich gleich mit seiner Hilfe  
Ungeseh'n die Flucht ergreife.  
Aber ich — ich widerstrebte,  
Bat den Vater heimzukehren  
Und mein Glück mir ungefährdet  
Hier im fremden Land zu lassen.  
Bat ihn dringend, inniglich  
Keinen Augenblick zu zögern  
Und den Garten dieses Hauses  
Gleich für immer zu verlassen  
Damit nicht bei deiner Rückkehr  
Selbst der kleinste blasse Schatten  
Des Verdachtes auf mich falle.“

Schweren Herzens, bitterschwer,  
Sprach ich so zu meinem Vater,  
Ihm dem lieben, guten, treuen,  
Der so viel für mich getan  
In den Tagen meiner Kindheit  
Voller Sonnenschein und Glück,  
Der es wahrlich nicht verdiente  
Aus dem Munde seines Kindes  
Solche Worte zu vernehmen,  
Die dem Armen in die Brust  
Gleich wie Messerstiche drangen;  
Heiße Tränen stürzten brennend

Mir beim Anblick aus den Augen,  
Meine jungen Glieder bebten  
Wie das Espenlaub im Herbste  
Wenn das erste Stürmen braust.  
Meine Sinne schwanden mir,  
Und ich glaubte umzusinken  
Leblos auf dem kalten Boden.  
Doch im schweren Seelenkampfe  
Zwischen Kindespflicht und Liebe  
Die ich dir, nur dir bewahre,  
Mußte sie, die Liebe siegen  
Und für sie ich alles opfern;  
Alles: Heimat, Jugend, Sehnen,  
Gott verzeih mir's, was ich tat,  
Aber ich — ich konnt nicht anders.  
Also ging er schweren Herzens,  
Er, der liebe, arme Vater  
Ging mit brennend wunder Seele —  
Und ein böser Fluch war alles  
Was er mir noch hinterließ.“

„Ei, wie hast du, arge Schlange,  
Mir ein Märchen schön erzählt!  
Euer Volk ist ja bekannt  
Fabeln, Märchen zu erfinden,  
Doch ich glaube dir kein Wort.  
Lüge klingt aus deinen Worten,  
Falschheit sieht aus deinen Augen,  
Und vergeblich suchst du jetzt  
Dein Verbrechen zu verdecken.  
Hé Kemál und Mohamed,  
Kommt herein ihr braven Knechte,  
Seht das Weib hier auf dem Boden;  
Einen fremden Mann verlockt sie  
Bis zu dieses Hauses Schwelle,  
Um von tiefer Nacht gedeckt



Schande mir und Schmach zu bringen!  
Doch zum Glücke und zum Preis  
Uns'res Allerbarmers Allah  
Kam ich g'rad zur rechten Zeit  
Von der Falkenjagd zurück  
Um das Unglück zu verhüten  
Das hier meiner Ehre drohte.  
Packt und fesselt sie, die Dirne,  
Und sodann auf flinkem Kahne  
Rudert bis zu Stromesmitte,  
Dort versenkt die Sünderin  
In des Flusses tiefstem Grund  
Damit sie den Frevel büße  
Den sie mir schon angetan.“

Stürzt das arme Weib verzweifelt  
Hin zur Erde vor dem Herrn,  
Klammert sich an seine Knie,  
Und mit grellen schrillen Tönen  
Ruft sie herzerreißend aus:  
„Ali Assad, lass' mich hier!  
Kniend auf dem nackten Boden;  
Bei dem Gotte den du ehrst  
Und bei meinem Herrn im Himmel,  
Bei dem Glück das ich bei dir,  
Mondelang so heiß genossen,  
Bei dem Leben meiner Eltern  
Und bei allem was mir heilig  
Schwör' ich aus bedrückter Seele  
Daß ich Wahrheit nur gesprochen,  
Daß ich niemals dich belogen  
Und daß Falschheit fremd mir ist;  
Lass' mich hier in deinem Hause  
Dir als letzte Dienerin  
Alles was du willst, erfüllen;  
Nur die Luft, die lass' mich atmen,



Die dich hier im Haus umgibt,  
Deine Nähe, deinen Anblick,  
Damit wär' ich überglücklich,  
Und so ohne Schuld und Sünde  
Möcht' ich alle meine Tage  
Nur in deinem Schatten leben!“

„Fort mit euch und dieser Närrin“  
Schreit zu seinem Knechte Assad,  
„Pakt sie fest wie ich befohlen,  
Damit nimmer ich erblicke  
Falschheit hier in meinem Hause —  
Und das ist mein letztes Wort!“

Assad stürzte aus dem Zimmer,  
Wut im Herzen, Zorn und Rache,  
Während Anicutza eilig  
Ward gefesselt von den Knechten,  
Mit dem Knebel in dem Mund  
In die dunkle Nacht gestoßen  
Durch den Garten zu dem Flusse,  
Wo ein Kahn am Ufer stand;  
Rasch hinein und fort gerudert  
In die Finsternis hinaus.  
Aber in des Stromes Mitte  
Nahmen sie dem armen Weibe  
Aus dem Munde fort den Knebel  
Und Kemál sprach so zum Kinde:  
„Höre mich was ich dir sage:  
In dem nächsten Augenblicke  
Sollst du in der Flut versinken,  
Also lautet das Gebot;  
Aber wenn du irgend etwas  
Uns vielleicht noch sagen wolltest  
Noch bevor dein Mund verstummt,  
Eine Botschaft, einen Wunsch,

Ein Gebet vielleicht zum Höchsten  
Sage es, wir wollen warten.“

Doch das Mädchen schrie verzweifelt:  
„Seid versichert gute Leute,  
Niemals hab' ich falsch gesprochen,  
Niemals einen Eid gebrochen,  
Und nur reine Wahrheit, Wahrheit,  
Kam zu euch aus meinem Munde.  
Von der Liebe fast geblendet  
Die für Assad ich im Herzen  
Tag und Nacht in Ehren trug  
Hab' ich alles ihm eröffnet  
Was mein Vater mir gesagt.  
Wenn ich jetzt im Strom ertrinke  
Und vor meinem Gott im Himmel  
Der in Menschenherzen sieht,  
Vor dem Throne stehen werde,  
Dann will dort ich Klage führen  
Gegen Assad, eu'ren Herrn;  
Vor den Richterstuhl des Höchsten  
Will ich ihn, den Mörder, zerren;  
Gott allein, er kennt die Wahrheit,  
Sagt ihm das, als letztes Wort,  
Was ich noch vor meinem Tode  
Hier für ihn allein gesprochen;  
Nun noch ein Gebet zum Schlusse:  
„Vater unser, der Du bist  
In dem Himmel, sei gepriesen,  
Dir allein ist nichts verborgen,  
Und Du weißt es, daß ich schuldlos  
Diesen grausen Tod erleide,  
Meine Seele, streb' empor  
In des ew'gen Vaters Gnade;  
Für die Sünde meiner Jugend  
Für die Torheit meiner Flucht,

Daß ich's Elternhaus verlassen,  
Für die Tränen meiner Mutter  
Die um mich sie heiß vergossen,  
Und für allen Unverstand  
Den mein dummes, junges Herz  
Nur aus Liebe schwer beging;  
Wenn ich nun zu Dir gelange  
Sei barmherzig mit der Törin,  
Hab' mehr Mitleid als die Menschen!  
Vater, Sohn und heil'ger Geist  
Nehmt zu Euch die Ärmste! — Amen. —“

Standen tiefbewegt die Knechte,  
Hörten das Gebet der Kindes  
Zitternd stammeln von den Lippen,  
Und das Mitleid drang den beiden  
Unversehens in die Herzen;  
So ein junges Menschenkind,  
Kaum zur Knospe erst gereift,  
Von der Leidenschaft geblendet,  
Ohne Trug und ohne Falschheit,  
Und das sollte hier verenden  
Wie ein Tier, das man ersäuft?  
Einer blickte auf den andern,  
Sagten sich kein Wort darüber,  
Was ein jeder still sich dachte,  
Und dann sprach nach kurzem Zögern  
Zu dem Mädchen der Kemál:  
„Höre Kind, wir sind nur Knechte,  
Haben nichts als Pflichterfüllung  
Wie uns unser Herr gebot.  
Doch wir beide sind auch Väter,  
Und auch uns lebt in dem Hause  
Solch ein zartes dummes Kind,  
Das Alláh behüten möge!  
Für die Torheit deiner Jugend

Hast du wohl genug gebüßt  
Und wir wollen — Gott verzeih es —  
Diesmal ausnahmsweise nur  
Das Gebot des Herrn nicht achten;  
Zwar ist Sünde und Verbrechen  
Was wir jetzt begehen wollen,  
Aber Mitleid drückt das Herz,  
Leitet uns zum Ungehorsam,  
Und so hoff' ich, wird Alláh  
Uns verzeih'n in seiner Güte.  
Statt dich in die Flut zu werfen  
Wie uns streng befohlen ward,  
Wollen wir dein Leben schonen,  
Um der süßen Kinder willen,  
Die daheim wir selbst besitzen.  
Dort am Ufer angelangt  
Werden wir die Fesseln lösen  
Und die Freiheit dir gewähren.  
Gehe dann die Strömung aufwärts  
Immerfort so Tag um Tag,  
Bis du einst zu eurer Stadt  
Nach Suceava wirst gelangen.  
Strömt ja doch dasselbe Wasser,  
Dort an eu'rer Festungsmauer,  
Und der Weg, er führt dich sicher  
Bis an's ferne Ziel und Ende.  
So — da sind wir — Gott befohlen!  
Aber eines noch zur Warnung  
Da der Weg uns ewig scheidet:  
Wage niemals, hörst du, niemals  
In ein Türkenhaus zu kommen,  
Der Moslime und der Christ,  
Der an Mohamed nicht glaubt,  
Niemals passen sie zusammen,  
Denn ein Abgrund unermesslich  
Trennt die Herzen dieser beiden.

So, nun weißt du's, merk' es dir,  
Und jetzt fliehe was die Beine  
Deiner Jugend leisten können.  
Wenn die dunkle Nacht entschwunden  
Und die neue Sonne wieder  
Strom und Fluten hell beleuchtet  
Mußt du meilenweit schon fern sein  
In dem Lande deiner Väter,  
Das wir g'rade jetzt betreten.  
Leb' denn wohl — und fort — nur fort!“

\* \* \*

Noch ein Seufzer durch die Nacht  
Als wenn todeswund ein Tier  
Auf den grünen Rasen fiel;  
Als wenn große Abschiedstränen  
Schwer und heiß zu Boden sinken —  
Und die dunkle Finsternis  
Deckt mit ihrem schwarzen Schleier  
Land und Menschen, Schmerz und Leid. —

## ASSAD

Ach — das war ein schweres Wandern  
 An dem dürren Stromgestade!  
 Felsenzacken, krumme Weiden,  
 Risse, Gruben, Steingerölle;  
 Öde, trostlos dieses Wandern!  
 Schmerz im Herzen, wund die Brust,  
 Und so lang, so lang der Weg!  
 Wo das Ziel und wo das Ende?  
 Viele Wochen, Schritt für Schritt  
 Bis die Füße fast versagten;  
 Arme Fischer gaben Brot,  
 Gaben Obdach für die Nacht  
 Wohl aus Mitleid für das Kind,  
 Das ihr tiefes Herzeleid  
 Hin an dieses Ufer trug.  
 Wem entfloh es? Seiner Liebe?  
 Kann der Liebe man entfliehen  
 Die so tief im Busen lebt?  
 Arme, müde Anicutza,  
 Viel der Leiden mußt du tragen  
 Weil du einmal glücklich warst!

Langsam schlich der Weg dahin,  
 Viele Tage, viele Wochen,  
 Stets am Uferrand des Stromes,  
 Endlos weit und ach so traurig.  
 „Dort so fern und kaum geahnt  
 Lag die Heimat, lag das Haus,  
 Waren Eltern noch daheim,  
 Denen heimlich du entflohen,  
 Waren Freundinnen und „er“,  
 Der Mircél, der arme Junge,



Der vergebens sich bemühte  
Und um deine Liebe warb.  
Doch ein and'rer, fremd und Heide,  
Hat dir deinen Kopf verwirrt,  
Kaum erblickt, schon warst du sein,  
Wie das junge Reh im Walde  
Unverhofft und ahnungslos  
Eines Jägers Beute wird.  
Er war es, der dir dein Herz  
Über Nacht gestohlen hat  
Und mit ihm auch den Verstand.  
Fortgeschlichen hast du dich  
Aus dem Licht der süßen Heimat,  
Alles hast du dort verlassen  
Was bisher dir wertvoll war,  
Und nach allem was geschah,  
Was ist nun das Ende, sprich!  
Geht dir nicht durch deinen Sinn  
Was für Leid dir widerfuhr  
In dem Hause des Geliebten,  
Wo du Seligkeit gesucht  
Und nun Schmach geerntet hast?  
Doch! Man merkt es wie du zitterst,  
Wie die heißen Tränen netzen  
Dir dein Antlitz, bleich und fahl,  
Wenn du jener Stunde denkst,  
Da dich grausam dein Geliebter  
In die dunkle Nacht verstieß  
Und den Dienern Weisung gab  
Dir dein frisches junges Leben  
In dem Strome zu vernichten,  
Der am Haus vorüberfloß.  
Schrecklich war es und entsetzlich,  
Schuldlos so und ahnungslos  
Fast in einem Augenblicke  
Glück und deine Seligkeit



Unerwartet zu verlieren,  
Wie ein Blitz aus heit'rem Himmel  
Wenn die Sonne, glühend leuchtend,  
Auf die Erde niederführe,  
Um das Schönste, was der Mensch  
Wie mit einem Schlag zu töten!  
Sich im Leben hat erworben,

Und was willst du nun beginnen,  
Führt dein Weg dich wieder heimwärts?  
Endlos lang, so trüb und traurig  
Bis die Füße wund dir werden  
Von den harten Kieselsteinen  
Auf des Ufers dürrer Stegen.  
Was erwartet dich daheim,  
Welche Hoffnung bleibt dir übrig  
Nach dem Fall, den du erlitten?  
Alles was dich dort erfreute  
Wirst du nicht mehr wiederfinden.  
Nur die Eltern — wenn sie leben —  
Sie allein, sonst niemand mehr,  
Werden dich, die Totgeglaubte,  
Innig in die Arme schließen.  
Und die Tränen, die du weinst,  
Mit den ihren eng vermischen;  
Gar die arme alte Mutter  
Wird bei deinem Anblick sicher  
Glücklich jauchzend dich umfassen  
Und der gramgebeugte Vater  
Wird sein armes Kind nur segnen,  
Denn der Eltern Liebe ist  
Zäher noch als Stein und Eisen,  
Fester als Granit und Stahl,  
Alles kann sie stumm vergessen,  
Alles tragen und verzeih'n.

Diese Wahrheit sei dein Trost  
Und im Leid dein Weggenoss.“

Tage gingen, lange Wochen;  
Träge zogen bange Stunden  
Wie die Wellen in dem Strome  
Unbemerkt dem Ziel entgegen.  
Ach, das waren trübe Zeiten,  
Ohne Hoffen, ohne Freude  
Und im Herzen tiefer Schmerz  
Wie ein Stachel in der Wunde  
Immer bohrend, Tag und Nacht.

Endlich, endlich, dort die Stadt  
Grau umhüllt von zarten Nebeln  
Und aus diesen Schleiern ragt  
Dom und Turm des Fürstenschlosses  
Wie ein erster Gruß dem Fremden  
Von der Ferne dir entgegen.

Heimat, süße, liebe Heimat  
Und der Laut der Muttersprache!  
Heimatluft und Heimatzauber,  
Licht und Klang in Wort und Lied,  
Wie berückst du Herz und Sinne!  
Niemand kann sich deinem Eindruck,  
Niemand deiner Macht entzieh'n!  
Wie die Mutter an die Brust  
Ihr geliebtes Kindlein drückt  
Um ihm Nahrung zuzuführen  
Und ihm neue Kraft zu spenden,  
Also ist für dich die Heimat  
Die auch dich, die lang Entbehrte  
Liebreich an den Busen zieht,  
Und dir alles gern verzeiht.  
Denn im Herzen einer Mutter

Lebt nicht Groll und lebt nicht Rache,  
Nein, nur Liebe und nur Güte  
Und sie streichelt mild und weich  
Dir den Gram von deinen Wangen.

Vor dem Tore von Suceava  
Steht ein blasser, blonder Jüngling  
Mit den Blicken hin zum Strome  
Stets nach Osten fest gerichtet.  
Der Mircél ist's und er wartet  
Schon seit Monden auf dem Platze,  
Ob sie doch nicht kommen wird  
Anicutza, die geliebte,  
Die er tief in's Herz geschlossen,  
Die er heiß noch immer liebt  
Wie dereinst und immer treu  
Auch seitdem sie fortgezogen  
Von der Heimatscholle weit,  
Um im fremden Heidenlande  
Ein erträumtes Glück zu finden;  
Ach, wie hat er schwer gelitten,  
Seit der Stunde, da sie floh,  
Wer vermag den Schmerz ermessen  
Den ein Herz erleiden kann?  
Und er wartet Tag um Tag,  
Schaut dem Strom entlang, beharrlich,  
Immerfort und immer wieder  
Voll Geduld und voll Vertrauen,  
Daß sie eines Tags erscheine  
Von der Sehnsucht heimgetrieben,  
Von der Liebe angelockt  
Zu dem Lande ihrer Kindheit,  
Wo ihr einst die Wiege stand.  
Wenn sie auch, wohin sie floh,  
Irrem Wahn sich preisgegeben,  
Könnt' sie denn, Mircél, den Jungen,

Ihren alten Spielgenossen  
Mittlerweile ganz vergessen?  
Ist denn die Erinnerung  
An die lichten Kindertage  
Ganz aus ihrem Sinn entschwunden?  
Kann der Mensch sich so verändern,  
Daß, wo's licht war finster wird,  
Alles was uns lieb und teuer  
In Vergessenheit versinkt?  
Und so sitzt er an dem Strome  
Blickt und hofft und sinnt und wartet.

Sieh da, eines Tags im Herbst  
Kommt da jemand angeschlichen,  
Nur ein Punkt ganz in der Ferne,  
Aber immer näher, näher,  
Bald war's leicht zu unterscheiden,  
Daß ein Weib am Strande ging.  
Wie, ein Weib auf solchem Wege?  
War's am Ende Anicutza?  
Seine Brust wird ihm so eng,  
Vor den Augen scheint's zu flimmern.  
Immer näher, immer näher,  
Langsam, langsam und so zögernd  
Kommt das Weib mit müdem Schritt  
Schon erkannt' er die Gestalt,  
Kann die Züge unterscheiden,  
Und er kann nicht länger zweifeln,  
Daß es Anicutza ist,  
Das geliebte, süße Mädchen,  
Das ihm einst so viel gewesen —  
Dem er treu geblieben ist  
Von dem ersten Tage an  
Ohne Unterlaß bis heute.

Jauchzend stürzt der Junge hin  
Zu dem Mädchen an dem Ufer,

Streckt die Hände ihm entgegen,  
Möcht am liebsten es umarmen,  
Tränen vor Entzücken weinen,  
Überselig, überglücklich.  
„Anicutza, teureres Kind,  
Endlich ist mein Traum erfüllt,  
Meine Sehnsucht und das Glück!  
Mondelang erwart' ich dich  
Hier an diesem öden Platze  
Und mein Auge sah nur dich,  
Sah nur dich im Schläfe wandern,  
Wie du längs des Stromgestades  
Deinen Weg zur Heimat nahmst.  
Ach, nun bist du endlich da  
Und mein Sehnen hat ein Ende.  
Nichts wird uns in Zukunft trennen,  
Weder Leid noch je ein Groll;  
Deine Heimat, sie umfängt dich  
Weich und innig mit den Armen,  
Wie ihr zartes Kind die Mutter.  
Gott, wenn das die Eltern wüßten,  
Hätten sie es doch erlebt!“

„Wie, was sprichst du da Mircél?  
Sind die Eltern denn gestorben?  
Sag', erbarme dich und rede,  
In der Brust stockt mir das Herz!“  
„Ach, du liebe Anicutza,  
Vieles hab' ich zu berichten  
Was mit Trauer dich erfüllt.“  
„Meine Eltern doch, so sag' es,  
Was hast du vorhin gesprochen?“  
„Deine Eltern sind nicht mehr,  
Gott hat sie zu sich genommen.  
Kaum war Vater heimgekehrt  
Von der langen, schweren Reise,

Als die Mutter, schmerzgebeugt  
Ihre müden Augen schloß  
Und man sprach im Ort davon,  
Daß ein tiefer Schmerz sie fällte.  
Vierzehn Tage später war es,  
Daß dein Vater niedersank,  
Wohl von langer Fahrt gebrochen,  
Doch am Tage vor dem Tode  
Ließ er mich zu sich noch kommen.  
Und mit leiser Stimme sprach er,  
Kaum vermochte er zu flüstern:  
„Hör' Mircél“, so klang sein Wort,  
„Wenn nur jemals Anicutza  
Deinem Herzen wert gewesen,  
So verspreche mir noch eins,  
Ehe ich die Augen schließe:  
Kehrt mein armes Kind zurück,  
Kommt zur Heimat sie noch wieder,  
Dann empfangen sie in Güte,  
Sage ihr kein böses Wort,  
Denn ich ahne es und fühle,  
Daß ein Unglück sie erwartet,  
Großer Kummer, schweres Leid!  
Meinen harten Fluch von damals,  
Wild im Jähzorn ausgesprochen,  
Nehme ich noch heut zurück.  
Gott verzeihe mir die Sünde  
Die mein Kummer und mein Gram  
Voller Bitterkeit gebar.  
Sei ihr Bruder und ihr Freund,  
Wenn sie deiner je bedarf,  
Nicht wahr, das versprichst du mir  
Und der Herrgott wird dich segnen.“  
„Tags darauf war er verschieden.  
Komm wir gehen jetzt dahin,  
Wo sie ihre Ruh gefunden,



Dort am Grabe deiner Eltern  
Wollen wir gemeinsam beten“.

Stand das Mädchen stumm vor ihm  
Wie zu hartem Eis erstarrt,  
Blaß die Wangen so wie Firn,  
Nur die Lippen bebten leise  
Und die Augen groß und starr  
Blickten auf den Spielgenossen.  
Dann zur Seite des Mircél  
Schlich sie stumm den Weg entlang  
Durch das Tor der Fürstenstadt  
Längs der langen, breiten Straße,  
Hin zum stillen Ort der Ruhe.  
An der Mauer stand ein Hügel,  
Frisch das Erdreich noch darüber;  
„Das ist deiner Eltern Grab,  
Siehst du, Anicutza, da,“  
Knieten beide auf dem Boden,  
Er zu Füßen dieses Hügels,  
Sie zu Häupten bei dem Kreuze,  
Das sie schluchzend jetzt ergriff,  
Heiße Tränen rannen ihr  
Von den Wangen auf die Erde,  
Drangen tief und immer tiefer  
Bis dahin wo ihre Eltern  
In den Särgen stille ruhten.  
Waren Tränen es der Liebe,  
Waren Tränen es der Reue,  
Flehten stumm sie um Vergebung?  
Wer kann in den Herzen lesen?

Beide knieten still und traurig  
Lange bei dem frischen Grabe,  
Keiner sprach auch nur ein Wort.



Es gibt Schmerzen, Leid und Trauer,  
Wo das Schweigen alles sagt!  
Dann erhob sich Anicutza,  
Blickt' noch einmal stumm dahin  
Wo die Eltern friedlich schliefen  
Und dann schritten sie zusammen  
Durch die lange, stille Straße  
Weit hinaus durch's Festungstor  
Bis zur Stelle an dem Strome  
Wo sie eben sich gefunden.

Nahm das Mädchen tief bewegt  
Ihres Freundes Hand und sprach:  
„Höre mich Mircél, mein guter,  
Was ich dir zu sagen habe:  
Großes Leid im fremden Land  
Hab' ich schuldlos dort erfahren;  
Lass' mich schweigen was es war,  
Denn wenn ich daran nur denke,  
Stockt das Herz in meiner Brust.  
Und die Füße brechen ein.  
Mit dem Leid in meiner Brust  
Bin den weiten Weg gegangen  
Um zu Füßen meiner Eltern  
Heiße Tränen zu vergießen  
Und Vergebung zu erflehen.  
Mit demselben großen Schmerze  
Kehre ich dahin zurück  
Wo ich einstens glücklich war,  
Um so elend dann zu werden;  
Hör' Mircél, mein lieber Knabe,  
Meiner Jugend Spielgenosse:  
Bin von Herzen dankbar dir,  
Werde dir's auch nie vergessen,  
Wie du gut zu mir gewesen.  
Doch dich lieben kann ich nicht!

Einmal nur in seinem Leben,  
Einmal nur vermag zu lieben  
Wer ein treues Herz besitzt,  
Sei's zum Glücke oder Leid.  
Und die Liebe die mir Gott  
Tief in meine Brust versenkte  
Hab' ich einem nur gegeben,  
Einem nur im fremden Lande,  
Unvergeßlich, unersetzbar.  
Diese Liebe hat mich einst  
Bis zum Himmel hoch erhoben,  
Um mich dann so ahnungslos,  
Wie mit riesengroßem Hammer  
Rotes Eisen in den Flammen  
Auf dem Amboß, platt gedrückt,  
Unbarmherzig zu zerschmettern.  
Lass' mich jetzt darüber schweigen!  
Aus dem tiefen Abgrund aber  
Wo man mich hinabgestoßen,  
Kann mich niemand mehr erretten.  
Niemand mehr, auch du Mircél  
Und auch deine Liebe nicht.  
Habe nochmals warmen Dank,  
Schliesse in's Gebet mich ein  
Wenn du in der Kirche bist.  
Willst du mir zum Schlusse noch  
Meinen letzten Wunsch erfüllen,  
So erwid're mir kein Wort,  
Weine still sowie ich weine,  
Reich' noch einmal mir die Hand  
Und dann lass' mich ungehemmt  
Meine Wege weiterzieh'n.  
Frage nicht wohin, warum,  
Denn ich weiß dir nichts zu sagen,  
Als das eine vor dem Abschied:  
Daß ein unbestimmter Drang

Den ich nicht zu deuten weiß,  
Mich zurück zur Fremde zieht,  
Weit von hier und unbekannt,  
Wo ich Frieden finden werde  
Und die Ruhe meines Herzens.  
Lebe wohl, Mircél mein Guter,  
Ich will dir die Stirne küssen  
Vor dem Abschied hier am Strome  
Und im nächsten Nachtgebete  
Deiner denkend dir noch danken.  
Das ist alles — lebe wohl!“

Sprach's und eilig ging sie fort  
An des Flusses Ufer weiter  
Und den gleichen Weg wie vormals,  
Immer längs des Stromgestades  
Unbekanntem Ziel entgegen.

Sprachlos stand der Knabe da,  
Tränen netzten seine Wangen,  
Wollte rufen, wollte schreien,  
Bitten, sprechen, warnen, flehen,  
Doch kein Wort und auch kein Laut  
Konnten sich der Brust entwinden,  
Als wenn schwere Krämpfe ihm  
Atem und die Kehle preßten  
Und er konnte nichts mehr sehen  
Als ganz ferne die Gestalt  
Seines Mädchens Anicutza,  
Wie sie immer mehr verblich  
In dem Nebel, den der Herbst  
Über's graue Land gebreitet,  
Dann entschwand sie seinen Blicken  
Wie ein Traum der Morgenröte.  
Schluchzend warf er sich zu Boden  
Und ein tiefes, dumpfes Weh

Drückte ihm die Brust zusammen.  
„Anicutza, Anicutza!“  
Doch die Klage, sie verhallte  
In den Lüften ungehört,  
Nur des Stromes Wellen trugen  
Diesen grellen Ruf der Sehnsucht  
Leis verhauchend ihre Bahn. —

\* \* \*

Ach wie traurig dieses Wandern  
An dem dürren Stromgestade  
Tag um Tag mit müden Füßen,  
Schmerz im Herzen, wund die Brust.  
Wo das Ziel und wo das Ende?  
Wem entfloh sie, ach die Arme?  
Ihrem schweren Herzeleid?  
Kann man schon der Liebe nicht,  
Wie denn erst dem Leid entfliehen,  
Das mit festen Klammern sich  
Schonungslos am Menschen heftet?  
Jetzt war alles schon verloren:  
Vater, Mutter waren tot,  
Wohl aus Gram und tiefem Kummer,  
Das ihr Kind heraufbeschworen.  
Was tat jener, der noch lebte,  
Dem sie einst sich hingeben,  
Mit Gedanken, mit den Sinnen,  
Mit dem Reichtum ihrer Seele  
Und mit allem was sie hatte?  
Was mag jener heute denken?  
„Assad, Assad, Vielgeliebter,  
Der du mir das Glück gebracht  
Um es grausam mir zu rauben,  
Hast du mich schon ganz vergessen?  
Nagt kein Vorwurf dir im Busen,  
Fühlst du nicht zuweilen Reue

Über deines Mädchens Los?  
Wo doch jeder Augenblick  
Mir das Glück, das ich genossen,  
Vor die Seele wiederzaubert  
Wie ein Traum der Sommernacht?  
Was denn war's, das mich dereinst,  
Als du an der Gartenmauer  
Heiße Liebe mir geschworen,  
Urgewaltig zu dir zog?  
Mich, das dumme, junge Ding,  
Das mit dir zur Nacht entfloh,  
Alles was mir lieb gewesen,  
Blind und treulos, still verlassend  
Um nun jetzt nach solchem Schmerz  
Tiefstes Herzleid zu erfahren?  
Was denn ist es, das mich wieder  
Hin zu dir, mein Assad zieht,  
Wie mit festen, spitzen Angeln,  
Die an meinem Herzen hängen?  
Meine Seele fühlt nichts mehr  
Als nur Sehnsucht und den Drang,  
Dich nur einmal noch zu seh'n,  
Sei es auch von ferne nur,  
Mit dem letzten meiner Blicke;  
Hält mich nicht das Schamgefühl  
Über das, was ich erlebt  
Dort im Hause meines Liebsten,  
Hält mich nicht der Mädchenstolz  
Ab vor solchem feigen Schritte?  
Mahnt mich mein Gedächtnis nicht:  
Wie ich dort entwürdigt ward,  
Als man mich wie einen Hund,  
Den man nicht mehr schonen will,  
Nächtlich aus dem Hause stieß  
Und den Knechten übergab  
Um mein Leben zu vernichten?

Nein, mich hält jetzt nichts zurück,  
Alles hab' ich schon verloren,  
Nur allein den Glauben nicht,  
Daß die Wahrheit siegen muß,  
Das ist meine letzte Hoffnung  
Und des Lebens letztes Ziel!  
Vor die Augen meines Assad  
Will ich einmal noch, nur einmal  
Schuldlos treten wie ich bin,  
Will ich nochmals ihm bezeugen,  
Daß ich niemals ihn belogen  
Und daß Falschheit fremd mir ist.  
Wenn er hört, wie ich gelitten,  
Auf dem Wege den ich ging,  
Was ich dort in meiner Heimat  
Neu an Leid und Gram erlebt,  
Wie ich meiner Eltern Grab  
Auf dem Kirchhof vorgefunden  
Und dann trostlos es verlassen  
Um zu ihm zurückzukehren,  
Der mein Abgott einst gewesen!  
Wird ihn nicht die Reue drücken  
Über das, was ich erduldet  
Oder wenigstens das Mitleid  
Mit dem armen, jungen Weibe,  
Das nicht Heimat hat noch Eltern,  
Das ein schweres Los getrieben  
In ein unabsehbar Unglück,  
Um im Kummer ohne Grenzen  
Und in seinen Tränenfluten  
Ohne Rettung zu ertrinken?  
Kann ein Mensch so grausam sein  
Jemand ohne Grund zu morden,  
Den nicht Schuld noch Sünde drückt?  
Früher oder später werden  
Sicher ihn Gedanken mahnen



Und das Los, das ich erlitt  
Wird ihn alle Nacht bedrücken,  
Denn so fordert es das Recht,  
Das ein Gott in jeden Menschen  
Tief in's Herz hat eingegraben.“

Also grübelnd alle Tage  
Schlich das arme Mädchen weiter  
Längs des Ufers stumm dahin,  
Diese eine Hoffnung nur  
Tief im Herzen lebte noch,  
Immer wieder der Gedanke:  
Assad einmal noch zu sehen  
Und aus seinen Augen Reue,  
Tiefe Reu' herauszulesen;  
Hat sie dieses noch erlebt,  
Dann ist auch der letzte Wunsch  
Ihres Lebens voll erfüllt.  
Mag dann kommen, was das Los  
Ihr noch vorbehalten hat;  
Wenn sie Assad wiedersieht  
Voll von tiefer Seelenqual,  
Sei es Mitleid, sei es Neigung,  
Wie dereinst zur Frühlingszeit,  
Als die Rosen ihrer Liebe  
Prangend schön und rot erblühten —  
Dann ist alles was sie noch  
Gutes von dem Dasein hoffte  
Und ersehnte, ganz erfüllt.

Tage kamen, Wochen gingen  
Und der Weg schien ohne Ende;  
Mählich färbte sich das Laub  
Mit des Herbstes bunten Farben,  
Regenschauer stürzten nieder,  
Dichte Morgennebel hüllten



Land und Strom, so Strand wie Wälder  
Ein mit ihren grauen Schleiern  
Und das Wandern endlos fast,  
Manchmal schienen alle Kräfte  
Anicutzas zu versagen.  
Nur das Herz es pochte stärker,  
Gleich als wollt' es sich beeilen,  
An das Ziel noch zu gelangen.  
Wird die Kraft hiezu noch reichen,  
Wird das arme Kind nicht stolpern  
Und in eine Grube sinken  
Wie sie zahlreich an den Ufern  
Jedes Menschen Schritte hemmt?  
„Anicutza, eile dich,  
Denn auch deine junge Kraft  
Geht mit raschem Schritt zu Ende!  
Allzuviel hast du gelitten,  
Allzuviel für deine Jugend,  
Wo du Glück und Leid gefunden.  
Raste etwas, Anicutza,  
Um dir neue Kraft zu sammeln,  
Aber dann nur immer weiter,  
Wenn du noch in diesem Leben  
Fern dein Ziel erreichen willst!“

Und am Abend eines Tages,  
Da die Sonne mählich sich  
Rot zum Untergange neigte,  
Siehe da — ein Weib, es schlich  
Mit den müden, schwachen Füßen  
Sieh am Uferrande hin,  
Wie nach langer, schwerer Reise,  
Als wenn nur ein Strahl von Hoffnung  
Sie auf ihren Beinen hielt.  
Müde sank sie auf den Boden  
An des Stromes Uferrand.

Und mit matten Augen blickt sie  
Ohne Hoffnung rings umher;  
In der Ferne ein Kastell  
Weiß wie Firn vom Berge blickend;  
War das nicht des Assad Haus  
Und der Garten dicht daneben?  
Welche Freude, welch' Entzücken,  
Es noch einmal zu erblicken,  
Ja, das war es ganz wahrhaftig,  
Ihres Assad trautes Heim,  
Wo sie einst so glücklich war  
Und nach endlos langem Wege  
Doch noch einmal wiedersah.  
Helle Tränen rannen ihr  
Voller Rührung sanft hernieder  
Und ihr Auge saugt noch einmal  
Dieses Anblicks Schönheit ein.  
Aber, ach, die Kraft versagt,  
Füße wollen nicht mehr weiter,  
Alles wund und abgescheuert;  
Auch das Herz pocht nur noch leise,  
Wie mit letzter Willenskraft,  
Nur ein zages, leises Klopfen  
In der Brust, man hört es kaum,  
Wie die Wanduhr eines Tages  
Nicht mehr schlagen kann, nur ticken,  
Gleich als wollte ihr der Atem  
Mählich stocken und versagen.  
„Ach du arme Anicutza,  
Weither bist du still gepilgert  
Um das Häuschen deines Glückes  
Vor dem Tode noch zu sehen,  
Schweres hast du still getragen;  
Leid und Gram und tiefen Kummer,  
Hast du gern auf dich geladen,  
Nur um einmal, noch vor'm Ende

Bis zum Orte zu gelangen,  
Wo dich einst die Liebe lockte,  
Wo du Glück gesucht, gefunden!  
Da nun bist du, sieh dich um,  
Deine Sehnsucht ist erfüllt,  
Aber ach, das Schicksal ist  
Unbarmherzig und ist hart,  
Weil es Großes dir geboten,  
Und es deinen Wunsch erfüllt,  
Wirst du schwere Buße tragen;  
In dem Anblick deines Glücks  
Schleicht das letzte Leid zu dir  
Und des Todes kalte Finger  
Werden grausam dich umfassen;  
Denn das Glück verlangt Vergeltung,  
Nichts gewährt es ohne Reue!“

Lag das arme Kind im Grase  
An den Weidenbaum gelehnt,  
Immer matter ward ihr Auge,  
Immer schwerer ging ihr Atem,  
Ihren Blick auf's Haus gewendet  
So beim Niedergang der Sonne  
Sah sie still in's rote Licht,  
Nichts erwartend als den Tod.

\* \* \*

Sieh, da sprengt auf schwarzem Rosse,  
Hell in seinem Waffenschmuck,  
Zu dem Platz ein Reitersmann,  
Ihm zur Seite ein Gefährte,  
Wohl ein Diener, auch zu Pferde,  
Sehen dort das Menschenkind  
Müde an den Baum gelehnt,  
Bleich, ermattet, krank vielleicht.  
Wer denn mochte wohl dort rasten?

Sicher nur ein armer Pilger,  
Der vom langen Weg gebrochen  
Ruhe sucht am Stromgestade.  
„Sieh doch nach, wer dort verweilt“  
Rief der Ritter zu dem Knechte,  
„Schläft er etwa, lass' ihn ruh'n,  
Aber vielleicht braucht er Hilfe,  
Trunk und Nahrung — sieh doch nach!“

Leise nähert sich der Diener  
Der Gestalt am Weidenbaum,  
Sieht sie eine Weile an,  
Dann erwidert er erschreckt,  
Wie von einem Pfeil gestreift:  
„Herr, es liegt ein Mädchen hier,  
Wie es scheint so lebt es noch,  
Doch es atmet fast unhörbar,  
Und der Tod ist wohl nicht fern;  
Herr — verzeiht wenn ich es sage,  
Dieses Weib im Grase hier  
Hab' ich einmal schon gesehen;  
Wo? das weiß ich nimmermehr,  
Aber trägt mein Auge nicht,  
So war's sicher hier im Lande,  
Seht doch selbst und dann vielleicht  
Werdet ihr die Lösung finden.“

Stieg der Rittersmann vom Pferde,  
Nähert sich dem Weib am Baum,  
Sah es lange prüfend an —  
Dann mit einem Male rief er —  
Jubel klang durch seine Stimme —:  
„Das ist doch die Anicutza,  
Mein geliebtes Mädchen ist es;  
Welche Freude, welch Entzücken!  
Seh' ich deutlich, ist's nicht Täuschung?“

Dich, die lang schon Totgegläubte  
Hier auf diesem Platz zu finden?  
Ach, ist das ein Freudentag,  
Und Alláh, Er sei gepriesen  
Daß Er mich erleben ließ  
Dich in meinen Arm zu schließen;  
Anicutza, Vielgeliebte,  
Die ich grausam einst verstoßen,  
Dich, die schuldlos treue Braut!  
Hat es Gott doch so gewollt,  
Daß ich dich noch wiedersehe!  
Ach, wie bist du blaß und bleich,  
Wohl von diesem langen Wandern.  
Komm' Geliebte, stütze dich  
Fest auf mich, wir wollen dort  
In dem Hause, das du siehst,  
Wo wir einst so selig waren,  
Ruhe finden und das Glück!“

„Und das Glück“ erwidert sie,  
Kaum ein Lispeln war vernehmbar,  
„Ja, das Glück, in deinen Armen,  
Assad, meines Lebens Wonne!  
Lange Monde habe ich  
Immer nur davon geträumt,  
Doch ich werd' es nicht mehr finden,  
Nur die Ruhe und den Frieden  
Werde ich bei dir erlangen —  
Denn das Glück, es ist vergänglich,  
Und die Ruhe nur ist dauernd  
In dem Schoß der Ewigkeiten.  
Assad, Liebster, sag' es mir  
Ehe ich die Augen schließe,  
Glaubst du noch daß ich dich treulos  
Damals nachts getäuscht, betrogen,  
Daß ich nicht die Wahrheit sprach

Als mein Vater mich beschwor  
Dich in Eile zu verlassen  
Und mit ihm vom Haus zu flieh'n,  
Sag' mir Assad, daß du glaubst  
Was ich damals dir vertraute,  
Das wird meinen Tod erleichtern.“

„Was denn sprichst du, süßes Mädchen,  
Von dem Tode und von Abschied?  
Hab' ich deshalb dich gefunden,  
Und von dir mich gleich zu trennen?  
Nein, mein teu'res, liebes Kind,  
Du wirst leben, glücklich werden,  
Wie dereinst in meinem Hause  
Wir das höchste Glück genossen.  
Doch erst will ich Antwort geben  
Dir mein Lieb auf deine Frage:

Groll erfüllt mich, wenn ich denke,  
Was ich dir an Unrecht tat,  
Nächtelang hab' ich geweint,  
Halb vor Scham und halb vor Sehnsucht  
Und die Tage die verbracht' ich  
Wie wenn mir der reine Irrsinn  
Mein Gehirn ergriffen hätte;  
Meinen Jähzorn, den Entschluß  
Dich aus meinem Haus zu weisen,  
Schuldlos dich und ohne Fehl,  
Hab' ich hundertmal verflucht;  
Viele Tage hab' verzweifelt  
Jede Nahrung ich verweigert,  
War wie oft schon nah' daran  
Mich in jenen Strom zu stürzen,  
Den ich dir in Zorn und Wahn  
Einst zu deinem Grab erwählte.  
Zum Skelett war ich verdorrt,



Niemand konnte mich erkennen,  
Ein Gerippe, fahl und bleich  
Schlich ich durch die Räume hin,  
Wo mich alles an dich mahnte,  
An den Liebreiz deines Wesens,  
An den Duft von deinen Haaren,  
An den Laut von deinem Munde  
Und die Lieder deiner Heimat,  
Die du mir so oft gesungen.  
Ach, entsetzlich war mein Leben,  
Immer Tag und Nacht zur Qual.

Da geschah es, daß Khemál,  
Weißt du noch, mein alter Diener,  
Unversehens schwer erkrankte;  
Keine Hoffnung gab es mehr,  
Ihn am Leben zu erhalten.  
Trostlos siechte er dahin.  
Eines Abends nun da ließ  
Mich Khemál zu sich berufen.  
Setzte mich zu seinem Lager  
Gab ihm manches gute Wort,  
Und zum Schlusse frug ich ihn  
Was er noch am Herzen habe,  
Einen Wunsch vielleicht für sich,  
Für die Frau und für das Kind,  
Sorgen würd' ich alle Zeit  
Für das Wohlsein seiner Lieben.“  
„Ach, mein lieber Herr“ so stöhnt er,  
Schluchzen drang durch seine Worte,  
„Schweres hab ich zu gestehen,  
Was mir lang mein Herz bedrückt,  
Eu're Güte, eu're Sorgen,  
Hab' ich schmähdlich einst mißbraucht,  
Gott verzeihe mir die Sünde,  
Doch bevor ich schmerzgebeugt

Elend, sieh von hinnen gehe,  
Will ich euch noch eines beichten.  
Für die Tat, die ich begangen,  
Wird Alláh nach meinem Tode  
Einst mich voll Erbarmen richten;  
Doch verspricht mir, Herr, noch eins:  
Mohammed, mein Kamerad,  
Er wird leben, Herr, vergeb' ihm,  
Was er tat in jener Nacht,  
Da wir jenes fremde Mädchen  
Euch gehorchend töten sollten;  
Unwert waren wir der Gnade,  
Die ihr uns so oft erwiesen,  
Denn, wir haben den Befehl  
Den ihr gabt, doch nie erfüllt.  
„Anicutza“, schrie ich auf;  
Anicutza, ja sie lebt,  
Auf dem Strom in uns'rem Kahne,  
In der Mitte angelangt,  
Wollten wir, wie ihr's befohlen,  
Sie in dessen Wogen stürzen,  
Aber, ach, das arme Kind,  
Schrie und weinte, rief und schwor,  
Daß sie schuldlos sterben würde,  
Dann zu ihrem Gott im Himmel  
Sprach sie ein Gebet so innig,  
Daß bei diesem Anblick wir  
In den Augen Tränen fühlten,  
Wir gedachten uns'rer Kinder,  
Die auch jung und dumm geblieben,  
Die vielleicht ein gleiches Los  
Irgendwo bedroht, erwartet;  
Mitleid füllte uns're Seele,  
So ein junges Menschenkind,  
Das vor ihrem Gott verzweifelt  
Ihre Unschuld grell beschwor,

Wie ein böses Tier im Strome  
Unbarmherzig zu ertränken — !  
Und so banden wir sie los  
Von den Fesseln, setzten sie  
Dort am and'ren Ufer ab,  
Mit der Weisung, ohne Zögern  
Immer fort und fort zu fliehen,  
Und der Mahnung, niemals mehr  
Diese Fluren, dieses Land,  
Haus und Garten zu betreten.  
So — das ist die ganze Wahrheit!  
Viele Nächte hab' ich schlaflos  
Und in Kränkung zugebracht,  
Daß wir damals den Befehl  
Des Gebieters nicht befolgten;  
Richtet uns, o Herr, dafür,  
Und für uns'ren Ungehorsam!“

„Sprach's und sank erschöpft darnieder  
Bleich und fahl sein Angesicht,  
Stockt der Atem und das Herz  
Wie im Angesicht des Todes,  
Der sich seinem Bette nahte.  
„Eines noch vernahm Khemál,  
Das wie linder Balsam ihm  
Und dies Eine war das Wort,  
Seine Sinne neu erfrischte,  
Das ich jubelnd zu ihm sagte:  
„Liebster du, Khemál, du braver,  
Wie denn sollt' ich dir noch zürnen,  
Daß du jenes Kind geschont,  
Das im Jähzorn und im Groll  
Unbarmherzig ich verstoßen,  
Niemals würd' ich euch drum strafen,  
Gott im Himmel hatte euch  
Damals als ich sie vertrieb

Und dem Tod im Strome weihte,  
Eu're Sinne hell erleuchtet.  
Welchen Lohn habt ihr verdient,  
Daß ihr mir das Herz befreit  
Von der Last der schwersten Reue  
Die mich Tag und Nacht beschwert!  
Seid bedankt und seid gesegnet!“

Diese letzten Worte hatte  
Noch Khemál im Ohr vernommen,  
Gleich als wenn aus weiter Ferne  
Sanfte Laute zu ihm drangen,  
Dann umfing ihn wie ein Schatten  
Stumm des Todes letzter Schlaf,  
Und die Fittiche des Boten  
Senkten leise sich hernieder. —

\* \* \*

Kaum vernahm ich was Khemál  
Mir vorm Tode noch bekannte,  
Nahm ich nur mir Zeit dazu  
Ihm die Augen zuzudrücken,  
Gab sogleich dann den Befehl  
Alles für die weite Reise  
Unverzüglich zu besorgen,  
Denn mich faßte ein Gedanke,  
Dieser eine nur mit Macht  
Und erfüllte mir die Seele:  
Ohne Zögern, Tag und Nacht,  
Hin zu dir, zu dir zu reiten,  
Um in Liebe und in Reue  
Deine Knie zu umfassen,  
Und Verzeihung zu erfleh'n,  
Für die schreckliche Verblendung  
Die mein Jähzorn nur verschuldet,  
Für die furchtbar schwere Kränkung

Die ich damals dir bereitet.  
Ach, Alláh hat mich erhört,  
Daß ich, als ich dich verstoßen  
Nächte lang so elend war  
Und ihn um Vergebung bat  
Für das schreckliche Verbrechen  
Das ich schwer an dir beging.  
Sieh' nur, wie Er gütig ist  
Er, der große Allerbarmer:  
Ließ die Stunde mich erleben  
Daß ich dich, mein Herzenslieb,  
Hier in meinen Armen halte.  
Aber jetzt — nun wollen wir  
Gleich zu uns'rem Hause eilen,  
Wo ein neues großes Glück  
Freudig dich und mich erwartet.  
Komm' mein Kind, erhebe dich,  
Lass' uns keine Stunde mehr  
Hier am dürren Strand verlieren,  
Mohamed, er wird dir helfen  
Dich im Sattel festzuhalten,  
Und das Pferd — das kennst du ja,  
Bist ja oft auf ihm geritten,  
Wird dich heil nach Hause tragen.“

„Ach mein Assad“ sprach das Mädchen,  
Lispeln konnten nur die Lippen,  
„Wie barmherzig ist der Himmel,  
Daß vor meinem letzten Scheiden  
Er mich einmal noch dein Antlitz,  
Deine Augen, deinen Mund,  
Die Gestalt noch sehen ließ,  
Die ich namenlos geliebt,  
Deine Stimme, die ich höre,  
Die wie Zauber mich berückte  
Und die lieben, guten Worte,

Die du eben ausgesprochen.  
Was mein Vater damals sagte,  
Er, der gute, liebe, treue,  
Als er mich in deinem Hause,  
Das durch grüne Bäume schimmert,  
Nach mir forschend aufgefunden?  
Zauber sei's, der mich umfange,  
Sinnestäuschung, armes Kind,  
Fata sei es, die Morgana,  
Die nur lügt und nur betrügt,  
Minciunosa, Lügnerin,  
Die die Wahrheit nicht verträgt,  
Sie, nur sie hat dich verblindet!“  
Ach wie anders war es wirklich.  
Liebe ist's, die mich auf's neu,  
Als ich fern am Elterngrabe  
Meinen letzten Abschied nahm,  
Etwas Mächtiges und Großes,  
Was ich nicht zu deuten wußte,  
Von der Heimat zu dir trieb  
Und an dieses Ufer führte.  
Was es war, ich könnt's nicht sagen,  
Liebe, Sehnsucht, Todesahnung,  
Etwas was ich nicht verstand,  
Was jedoch so mächtig war,  
Daß ich nicht mehr widerstand.  
Gott hat mein Gebet erhört,  
Dich noch einmal zu erblicken,  
Dich noch einmal zu umarmen,  
So wie damals, weißt du noch,  
Als die ersten Rosen blühten  
Und ein namenloses Glück  
Mich umfing und mich berauschte.  
Nun ist alles, was ich wünschte,  
Was ich im Gebet erflehte,  
Ganz vollendet und erreicht;



Meine Zeit ist abgelaufen  
Und des Wiedersehens Stunde  
Mahnt mich an das Abschiednehmen.“

„Sprich nicht so, geliebtes Mädchen,  
Du bist von dem Wege müde,  
Doch in uns'rem schönem Hause  
Wirst du sicher bald genesen;  
Komm, wir wollen es versuchen  
Dich auf's schwarze Pferd zu heben,  
Das dich früher oft getragen;  
Hörst du wie es scharrt und wiehert,  
Weil es seine Herrin kennt?  
Und in kurzem sind wir heim,  
Wo dich Liebe heiß umfängt,  
Freude, Glück und neues Leben!“

„Nein, mein Assad, lasse mich  
Hier an diesem Strome weilen;  
Mich erwartet hier der Engel,  
Der die Menschen von dem Leide  
Und vom Dasein still befreit.  
Daß ich dich noch einmal sehe,  
Dir in's Antlitz blicken durfte,  
Ist mein letztes, großes Glück.  
Lass' mich dir im Arme ruh'n  
Bis mein Auge still verbleicht,  
Bis der letzte Lebensodem  
Schwindet aus der wunden Brust;  
Sieh', es geht die Sonne unter,  
Dort am roten Firmamente,  
Doch am nächsten Morgen wird sie  
Voller Licht und Glanz erstehen.  
Also kann die treue Liebe  
Nimmer ganz in Nacht versinken.  
Was so groß war und so innig,

Nimmer kann es sterblich sein,  
Denn die Liebe, sie ist ewig,  
Wie der Schöpfer es bestimmt.  
Und das ist mein letzter Glaube,  
Daß wir einst uns wiedersehen.  
Dort wo keine Sünde mehr  
Und die Reue nicht besteht;  
Lebe wohl mein treu Geliebter,  
Denn schon fühle ich die Schatten  
Jenes, der uns ganz erlöst  
Leise sich herniedersenken.  
Sieh' nur, wie sie zaghaft flattern,  
Seine großen, schwarzen Schwingen,  
Dort aus der Unendlichkeit,  
Immer näher, immer näher,  
Schon berühren sie das Ufer,  
Streifen jenen Weidenbaum,  
Der mir hier als Stütze dient.  
Ach, ich fühle schon das Ende.  
Doch die letzte Bitte muß ich,  
Dir, mein Assad, rasch noch künden:  
Wenn ich hier die Augen schliesse,  
Von der Erdenlast erlöst,  
Lasse mir mein Grab am Strome  
Hier am Uferrand bereiten!  
Dort versenket mich zur Ruhe,  
Und pflanzt Blümchen auf mein Grab.  
Immer liebte ich dieselben,  
Veilchen und Vergißmeinnicht!  
Wenn dann dieses Stromes Wellen  
Nah um meinen Hügel zieh'n,  
Werden sie mir, leise rauschend,  
Meiner Heimat Lieder bringen  
Und den süßen Laut der Doinen,  
Wie sie einst mein guter Vater  
Wundervoll zu singen wußte;

Dieser Gruß aus weiter Ferne  
Wird als schönster Grabgesang  
Mich im Tode noch erfreuen.“

„Anicutza, Anicutza,  
Sprich nicht so, ich atme kaum,  
Hör ich dich so düster reden;  
Leben wirst du, leben mußt du,  
Wenn mir nicht nach solchem Gram  
Wahnsinn mein Gehirn vernichtet.  
Mädchen, liebstes Herzensmädchen,  
Habe Mut und fasse dich,  
Sieh', dein Assad ist bei dir,  
Der dich nicht verlieren kann,  
In der Stunde, da voll Reue  
Er dich wieder hier gefunden.  
Anicutza, höre mich,  
Schau mir einmal noch in's Antlitz,  
Daß ich nicht verzweifeln muß,  
Aus dem Glück des Wiedersehens  
In das Elend hin zu stürzen.  
Anicutza, Anicutza!“

\* \* \*

Leise senkten sich die Lider  
Über halb erlosch'ne Augen,  
Still verhauchend stockt der Atem  
Und die Arme, die so innig  
Ihres Liebsten Hals und Brust  
Wie zum Abschied eng umschlungen,  
Lösten sich ganz langsam nieder,  
Fielen sachte auf den Körper,  
Müde streckten sich die Glieder  
Wie nach langem, langem Wandern  
Hin zu friedlich sanftem Schlummer  
In die Ewigkeit der Zeiten.

Roter Strahl der Abendsonne,  
Fern am dunklen Firmamente,  
Er versank in Dämmerung;  
Nur ein letztes Leuchten noch  
Lag am Himmel wie ein Gruß  
Eines wunderschönen Tages,  
Der für immer leis verschwand.

ANHANG

zur zweiten Auflage

SONETTE, GEDICHTE, BALLADEN

## FREUNDSCHAFT

Zu einem Strauß, gebunden und gepreßt,  
Reicht dir die Freundschaft diese Blümchen hin,  
Ein Gruß an dich von hohem Bergesgrün  
Und zum Gedenken an dein Wiegenfest.

Das Almenrausch, gepflückt vom Felsennest,  
So edel und so zart als wie dein Sinn,  
Das Veilchen blau, wie stets dein Auge schien,  
Das deiner Seele Blick mich sehen läßt.

Sowie der Berge schmuckes Edelweiß  
Laß uns're Freundschaft unbeirrt und rein,  
Als deines Herzens Schutz im größten Harm

Und deines Lebens schwererkämpften Preis  
In Treuen stets dein bester Reichtum sein;  
Wenn du sie fühlst, dann bist du niemals arm!





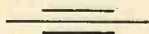
## SEHNSUCHT

Durch dichten Forst, auf ungebahnten Wegen  
Im Winter, rauh und kalt, so ging ich hin,  
Voll tiefen Frieden war mir Herz und Sinn,  
Kein Ästlein knarrt, kein Blättlein wollt' sich regen;

Der Gottheit nah und ihres Schaffens Segen,  
Wovon ich selbst ein kleiner Teil nur bin,  
So wandelt ich im Frieden, wie mir's schien  
Auf dunklen Forstes hart beeisten Stegen.

Gedanken gingen traulich mir zur Seite;  
Da flog ein Traum wie Nebeldunst zur Nacht,  
Umhüllt die Sinne mir so zart und mild;

Die Sehnsucht war's, mein treuliches Geleite,  
Sie löst des Traumes zarten Schleier sacht  
Und spiegelt mir sein wahres, klares Bild!



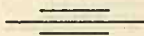
## DU BIST DER LENZ

Du bist der Lenz, der nun mit Blütenpracht,  
Mit Sonnenlicht und füßem Vogelsang,  
Dess holder Reigen wonnevoll erklang,  
Erstanden ist nach langer Wanderschaft.

Du bist der Lenz; die Rose selbst erwacht,  
Sie öffnet ihre Knospe, keusch und bang,  
Wenn Nachtigall ihr füßes Locklied sang,  
So weich wie Fliederduft in Maiennacht.

Du bist mein letzter Lenz in Freud und Leid,  
Dein Auge ist des jungen Frühlings Sonne,  
Die lachend durch das Grau des Himmels bricht —

Die mich beglückt für jetzt und Ewigkeit,  
Die mir das arme Herz erfüllt mit Wonne  
Und mich umkost als helles Lebenslicht!



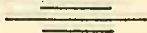
## MAHNUNG

Es ist schon gar zu lange, lange her;  
Kaum daß ich noch nach einem lauten Tag  
In Stille deiner mich entsinnen mag;  
Die Wunde heilt — ich denke dein kaum mehr.

Was soll Erinnern? Es ist alles leer,  
Was einst wie Zentnerlast am Herzen lag,  
Denkst du denn noch der Nächte an dem Hag?  
Vergiß sie doch, die Reue drückt zu schwer!

Nur neulich, als ein junges blondes Ding  
Sich unbemerkt in meine Sinne stahl  
Und jene sich mir froh am Arme hing,

Taucht plötzlich auf ein holder Traum vor mir:  
Ich nannte d e i n e n Namen auf einmal —  
Die Seele nur, die Seele rief nach d i r!



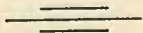
## ZUEIGNUNG

Gib deine Seele mir, ich will sie tauchen  
In zartesten Empfindens reinste Flut,  
Darin sie ewig wohlgeborgen ruht,  
Will Sonnenschein auf ihre Schatten hauchen.

Was kann man denn zum Glücklichsein noch brauchen  
Als einer reinen Seele bestes Gut,  
Dein Glück und Hoffen sind in sich'rer Hut,  
In sie allein, magst du dein Schicksal tauchen.

Und willst du ihr vollendet dereinst gleichen,  
Gib dein Vertrauen mir, ich will es tragen  
Ins Reich der Liebe, groß, unendlich weit,

Dorthin, wo wir Unsterblichkeit erreichen,  
Wo Menschenstimmen nicht mehr trostlos klagen,  
In ew'gen Weltenmeers Unendlichkeit.



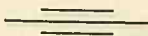
## SCHATTENBILD

In meiner Brust ertönt ein zarter Sang;  
Ich hört ihn wohl, doch wie von fernen Weiten;  
Gleichwie erlöst vom Sproß der Ewigkeiten,  
Ein Hauch, kaum mehr, ein wesenloser Klang.

Ich fühlte fast wie er aus inn'rem Zwang  
Und aus der Fülle längst verblich'ner Zeiten  
— Als wollte er Aeonen überschreiten —  
In dieser Enge um sein Dasein rang.

Doch pocht' vergebens er ans Lebenstor,  
Die Riegel blieben allezeit verschlossen,  
Erstickt im Keim der ersten Regung Laut,

Der sich in Nebelschleiern scheu verlor;  
Denn was der blassen Ahnung nur entsprossen,  
Das fühlt die Seele nur, die 's stumm erschaut.



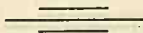
## TRAUER VERZICHT

Der Rose letzter wonn'ger Duft verweht  
Bei abschiedstillen Blütenfommerwende  
Und in des Tales tiefem Erdgelände  
Ein kalter, feuchter Morgennebel steht.

Und der im Lenz durchs Meer von Wonnen geht  
Und hofft, daß er hierin sein Glück noch fände,  
Dem droht Enttäuschung und der Hoffnung Ende,  
Bis er zum Schlusse um Erlösung fleht.

Denn glaubtest du, daß du im Wonnemeer  
Vermochtest noch zur Herbsteszeit zu schwimmen  
Umweht von ihrer Reife heißen Gluten —

Dann schlägt dein Herz vielleicht schon hoffnungsleer  
Bis selbst die Lebensfunken matt verglimmen  
Und bis die letzten Tropfen sacht verbluten!





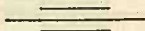
## WO DU NICHT BIST

Wo du nicht bist, da ist die dunkle Nacht,  
Dort ist des Herzens tiefste Einsamkeit,  
Und alles Glück nur mehr Vergangenheit,  
Die Sehnsucht zehrend, glühend nur entfacht.

Die Quelle, die im Walde murmelt sacht,  
Versiegt im Schatten dieser trüben Zeit;  
Wo du nicht bist, da ist nur Dunkelheit,  
Durch die kein Strahl des Himmelslichtes lacht.

Denn nur mit dir da finde ich das Leben,  
Die Kraft zum Kampf, zum Siegen und zum Glück,  
Mit dir allein kann alles ich vollbringen.

Das Schickfal mag getrost die Fäden weben,  
Mein Los, ich seh' es nur in deinem Blick,  
Mit dir vereint werd' ich das Schwerste zwingen.



## ERGEBUNG

Wie kurz bemessen ist doch Menschenleben,  
Wie Blütenhauch in erster Frühlingszeit,  
Und wie ein stummes Bild, so zart und weit,  
Das die Gedanken flüchtig wiedergeben.

Aus des Erinnerns Nebel will sich heben  
Ein Schattenriß aus der Vergangenheit,  
Der nur des Himmels Sonnenleuchten scheut  
Wie eine Mahnung an verfehltes Leben.

Was dich verfolgt durch alle lichten Tage,  
Das ist die Reue, daß du sie verloren  
Im dunklen Strome längst verwehter Stunden.

Es grünt kein Baum auf wüstem, kahlem Hage,  
Und keine Hoffnung vor des Todes Toren,  
Wenn du dich selbst, mein Freund, noch nicht gefunden!

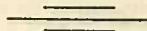
## RESIGNATION

Erst seit ich völlig mit mir selbst gebrochen,  
Hab' endlich nun mein Ich zurückgefunden,  
Fühl' ich vernarben meine alten Wunden  
Und stets das Herz in stillem Frieden pochen.

Erst seit ich allem fremd, seit vielen Wochen  
Mich selbst von jedem Zwange losgebunden,  
Erkenne ich in stillen Weihestunden:  
Mich kann fortan kein Schicksal unterjochen.

Erst seit es still in meiner Brust geworden,  
Erklingt ein sanfter Ton, fast lockend, leise,  
Daß ferner nichts mehr meinen Frieden störe,

Ertönt in feinen, heimlichen Akkorden  
Der Einsamkeiten wunderliebe Weise,  
Daß ich nur mir, nur mir allein gehöre.



## AN DIE MUSE

In meines Zimmers Einsamkeit,  
Wenn Abendschatten leise sinken  
Und des Gedankens breite Schwingen  
Zu weitem Ätherflug sich rüsten —  
Erscheint mit unhörbarem Schritte,  
Von mildem Abendglanz umflossen,  
Die Muse mir als Traumgestalt  
Und setzt sich still zur Seite mir;  
Ich fühle ihrer Nähe Zauber  
Und ihres Wesens reinen Hauch,  
Ich blicke in ihr treues Auge,  
Von Veilchenschimmer zart umflort,  
Und seh' das Lächeln ihres Mundes,  
So süß wie Blumenduft im Frühling,  
Als glitte zart die Hand der Fee  
Mir kosend über Stirn und Wange — —

Nichtsühl' ich mehr vom Leid des Tages,  
Nichts von dem Kummer dieser Welt,  
Der hundertfältig uns bedroht  
Und uns die kargen Sonnentage  
Des Lebens tief und schwer umwölkt;  
Ich fühle nur, daß sie mir nah'  
Mit ihrem sinnend milden Auge,  
Mit ihres keuschen Wesens Anmut,  
Und ich erliege diesem Zauber  
Des weltentrückten Selbstvergessens  
Und bin im Banne dieser Stunde  
Für kurze Zeit ein glücklich Kind!

So sehn' ich, wenn von Tages Arbeit  
Und Sorgen schwer das Herz bedrückt,  
Mir dann herbei des Abends Weihe  
Und meiner Stube Dämmerung,  
Um dich, du Holde, zu empfangen,  
Die du dem einsam stillen Träumer  
Die schönsten Stunden inn'ren Lebens  
Durch deine hehre Lichtgestalt,  
Die nur mein geistig Aug' erblickt,  
Geboten hast in reicher Fülle!

---

---

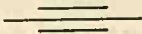
## AM KLIPPENSTRAND

Einfam am Klippenstrand  
Sitz ich alleine,  
Singe mein traurig Lied,  
Klage und weine

Über mein altes Leid,  
Das mir schlug Wunden,  
Über mein kurzes Glück,  
Das mir entschwunden.

Weit übers blaue Meer  
Leuchten die Sterne,  
Zählende Sehnsuchtsqual  
Lockt in die Ferne.

Doch — hart wie der Klippenstrand,  
Dürr wie die Heide —  
Das ist des Menschen Los  
In seinem Leide!





## TRUG

Was ein Menschenherz verloren,  
Sehnend, blutend, Stück um Stück,  
Kehrt im Leben nicht zurück,  
Und es glauben nur die Toren  
An ein dauernd Menschenglück!  
Einmal taucht es nur empor,

Was das Schicksal dir erkor  
Aus dem Meer der Ewigkeiten —  
Dann versinkts für alle Zeiten!

Ward dir je ein Glück beschieden;  
Voller Licht, dann sei zufrieden!  
Ob dein Herz im Bangen bebt:  
Frage nicht was es gewebt,

Ob der Reinheit Ätherflug,  
Ob die Treue oder Trug;  
Glücklich scheint nur der hienieden,  
Der nicht nach der Wahrheit strebt —  
Und der glaubt, solange er lebt!!

## DIE FLUCHT

Schmerzverzerrt, das Antlitz düster,  
Eilt durchs weite Heideland  
Einer, der das Glück gesucht  
Und es nicht mehr wiederfand.

Krähen kreisen in der Luft,  
Raben krächzen schrill und laut  
Und sie rufen: „Warum hast du,  
Armer Tor, auf Treu gebaut?“

Mädchentreu ist wie der Sand,  
Den der nächste Wind verweht,  
Ist wie frischer Blütenduft,  
Der im Herbste schnell vergeht;

Ist wie jene graue Welle,  
Die vom Sturme aufgeweckt,  
Und wie jener Stern am Himmel,  
Den ein Wolkenzug verdeckt.

Mädchentreu ist Köhlerglaube,  
Märchen aus der alten Zeit,  
Ewig wechselnd, ewig täuschend,  
Heute — und in Ewigkeit!

Willst du, daß dein Herz dir bricht,  
Weil ein Augenpaar getrogen,  
Willst verzweifelnd du verderben,  
Weil ein Mädchenmund gelogen?

Sieh' die Blätter und die Blüten,  
Wie sie rasch der Sturm entlaubt —  
Und doch haben sie erst kürzlich  
An den Frühling noch geglaubt.

Und der helle Sonnenschein  
Färbte bunt das reiche Laub;  
Kommt jedoch der Herbst gezogen —  
Dann wird alles wieder Staub!

Jeder Kummer, jeder Gram,  
Jede Freude, die man träumt,  
Schwindet wie der Jugendglanz,  
Den zu nutzen man versäumt!

Trockne deine heißen Tränen,  
Die das Schicksal dir beschert,  
Wisse denn: „Die Mädchentreue —  
Keine Träne ist sie wert!“

Also rufen Kräh' und Raben,  
Kalter Sturm bläst durch die Heide,  
Und der Arme flieht dahin,  
Angetan im dünnen Kleide,

Fliht und flieht, als jagten ihn  
Rachegeister durch die Felder,  
Durch die Wiesen, Moor' und Sümpfe  
Und durch dunkle Buchenwälder.

Ihm zur Seite schattengleich  
Wandelt seines Herzens Jammer,  
Und es tobt und pocht darin  
Wie mit einem Riesenhammer,

Der das Blut zum Sieden bringt,  
Der die Brust zu sprengen droht,  
Der den Atem stocken macht,  
Kalt und grausam wie der Tod.

Und der Sturm, er bläst dazu  
Kalt und scharf durch Wald und Heide:  
„Armes, junges Menschenkind,  
Fliehst du auch vor deinem Leide,

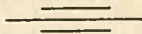
Schneller als der Wolke Schatten  
Über Berg und über Fluren,  
Schneller als des Windes Eile  
Folgt das Schickfal deinen Spuren;

Rascher als der Wind der Steppe,  
Rascher als der Rosse Tritt,  
Rascher als der Welle Brausen  
Folgt das Leid dir Schritt auf Schritt:

Wo du fliehst, dort folgt es dir,  
Festgeschmiedet an dein Herz,  
Wo du bist, da meldet sich  
Ungefragt dein tiefster Schmerz!“

\* \* \*

Bleich, mit kaltem Schweiß bedeckt  
Eilt durchs weite Heideland  
Einer, der das Glück gesucht  
. . . Und es nicht mehr wiederfand! . . .

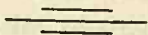


## ERKENNTNIS

Des Menschen Schicksal ist oft bitter hart:  
Das Beste, was man mühsam sich errungen,  
An dem man hängt mit aller Lebenskraft,  
Mit dem man innerlich verwachsen scheint,  
Wird oft mit einem Schlage hingestreckt.

Vor kurzem warst du reich, du sahst es kaum,  
Und nun ganz plötzlich bist du bettelarm.  
Denn jener Reichtum, der uns hoch erhebt,  
Der uns zugleich das größte Glück bedeutet,  
Ist einzig und allein die Liebe nur!

Nicht Reichtum ist's und auch kein Edelstein,  
Und mag er auch der Welt voll Pracht erscheinen,  
Der deine Freude überreich gestaltet;  
Nur sie ist es, nichts andres, sie allein!  
Du magst an manchem darben was dir fehlt,  
Besitzest du die L i e b e — bist du reich !!



# FRANZ SCHUBERT

(1828—1928)

Wie tönt der Wienerwald voll Melodien,  
Es singt und jauchzt in jedem grünen Busch,  
Und manches Vöglein, scheu geduckt im Nest,  
Verwundert sich bei diesem Jubilieren;  
Ja selbst im Weidlingbach, dort tief im Tal,  
Horcht die Forelle auf und hüpf't und schnell't  
Voll Freude hoch im bunten Wellenspiel.

Die Sonne strahlt auf silberhellen Tau,  
Die Buchenkronen wiegen sanft ihr Haupt,  
Ein leises Rauschen zieht durch Baum und Strauch —  
Geheimnisvoll wie zartes Blätterflüstern,  
Und blauer Himmel hüllt die ganze Pracht  
In ein Gewand voll Zauberfäden ein.

FRANZ SCHUBERT wandelt durch den grünen Hag,  
Er horcht auf dieses Waldes heimlich Singen,  
Und seiner Seele Ohr voll Innigkeit  
Vernimmt gespannt der Sänger Jubelchor.  
Und was er dort empfang an Melodien,  
Was er hievon in seinem Herzen barg,  
Das gab er wieder meisterlich zurück  
Dem ganzen Volk als echtes Wiener Lied.

O Wienerwald, du Stätte edlen Schaffens,  
Von hohen Geistern, sangerfüllt und hehr,  
Wieviel an Schönheit hast du Wien geboten,  
Das dann der ganzen Welt zu eigen ward.

Und du, ein Fürst im Reiche der Musik,  
Wie tief und innig hast du hingehorcht  
Auf dieses Waldes wonnig süßes Raunen.  
O Schubertlied! Du füllst das alte Sehnen  
Mit neuem Inhalt wundersam und mild,  
Wie zieht es mich zu dir, dem ewig Schönen,  
Gleichwie zu einem trauten Landschaftsbild.

Was du gefühlt und was du dort gesungen,  
Von eines Gottes Hauch zu tiefst berührt,  
Was deinen Tönen wundermild entströmt,  
Was du gedacht, geträumt, was du empfunden,  
Unsterblich bleibt's für jetzt und immerdar.

So hat das Schicksal dich fast unbewußt  
Aus einem Schulgehilfen, arm und still,  
Zu einem Kunder auserwählt der Kunst,  
An der sich heut' die ganze Menschheit freut;  
Von deinem Reichtum herrlichster Musik  
Mit vollem Herzen hast du uns beteilt;  
Schon hundert Jahre schöpft aus diesem Quell,  
Aus diesem zauberhaften Wunderborn,  
Die ganze Menschheit unaufhaltsam fort  
Und wird noch lang auf seinen Grund nicht kommen;  
Denn unermesslich tief, dem Meere gleich,  
So ist das Menschenherz, so auch sein Drang,  
Wenn es nach Schönheit sich und Freude sehnt.

Und wenn dich auch schon längst die Erde deckt,  
Und alles trauert, was dich einst geliebt,  
Der Genius der Kunst, er wacht und sinnt,  
Erhellet vom hehren Licht der Ewigkeit,



Und streut die Lieder, die du einst vertont,  
In alle Herzen aus, damit der Mensch,  
Vom Leben und vom Leiden hart bedrückt,  
In ihrem Klang die Freude wiederfindet,  
Ergebung, Frieden, Trost — vielleicht das Glück!

O SCHUBERT FRANZ, sei du uns tief bedankt  
Für alles das, was du der Welt vermacht;  
Bewundernd fühlt sie es in ihrer Brust,  
Was dir ein Gott an Melodie verlieh'n,  
In nimmermüder Schaffenskraft gezeugt.  
Dich grüßt die Menschheit, die du reich beschenkt,  
Und ein Jahrhundert beugt vor dir sein Haupt  
Und deiner Werke ewig jungem Zauber.  
Was du geschaffen, überlebt den Tod —  
Dein Lied, dein Sang, sie werden immer blüh'n,  
Unsterblich, so wie du, für alle Zeit.

## GRUSS AN DIE VERGANGENHEIT

Wie könnt ich dein vergessen, du holde Jugendzeit?  
Ich häng' mit festen Banden an dir in Freud und Leid,  
Was du mir einst geboten, reicht für ein Leben aus,  
Im Frühlingsblütenzauber, in Frohsinns Saus und Braus!

Wie könnt ich dein vergessen, du Burschenherrlichkeit?  
Es blinkten unsre Augen in Herzensseligkeit,  
Das Dasein, ach, so golden, und hell der Sonne Schein,  
Das Lied in froher Kehle, im Becher Maienwein.

Wie könnt ich dein vergessen, dich, erstes Liebesglück?  
Noch heute pocht mein Herz, denk ich an dich zurück!  
Ist auch der Traum zerronnen und silbern mir das Haar,  
Dein Bild blieb unverändert, so licht, so wunderbar!

Wie könnt ich dein vergessen, du gold'ne Maienzeit?  
Da mir erstrahlt voll Zauber der Jugend Fröhlichkeit!  
Bis dann vom Sturm verweht und von der Jahre Last  
Zerdrückt zu Boden sinkt das Blatt zur letzten Rast!

Wie könnt ich euch vergessen, die längst verblichen sind?  
Auf deren Gräbern kaum noch eine Träne rinnt,  
Das gleiche Banner wars, das schirmend uns umhüllt,  
Das gleiche Glück und Leid, das einstens uns erfüllt!

So ist sie längst vorüber, die wunderschöne Zeit,  
Da Jugend froh verschönte mir die Vergangenheit;  
Das Leben neigt zu Ende, das Herz allein blieb jung  
Und schöpft sich neue Kraft aus der Erinnerung!

## DER ARME SCHOLAR

Die Stadt ist so groß und die Menschen ihm fremd,  
Er nährt sich von kärglichen Lektionen,  
Zerrissen die Schuhe, geflickt das Hemd,  
Beim Essen stets kleiner die Portionen.  
Der Winter ist hart, das Kämmerlein klein  
Und Sturm durch die klappernden Fenster weht,  
Er kriecht, wenns dunkelt, ins Bett hinein  
Und friert sich durch, so lange es geht.

Die Heimat ist fern und die Eltern so arm,  
Sie leben ja selbst in Sorge und Harm;  
Sie können nicht helfen und können nicht nützen  
Und niemand kann ihn vor Entbehrungen schützen.  
Der Hunger nagt böse am leeren Magen,  
Die hohlen Wangen sich blaß verfärben,  
Er darf entsagend doch niemandem klagen.  
Er möchte ja leben, nicht elend verderben.  
Das Leben ist grausam, da muß man schon sagen:  
Studieren und darben — ist bitter zu tragen.

Doch abends, wenn draußen der Wintersturm stöhnt,  
Im Zimmer der eiserne Ofen erkaltet,  
Wenn Brot er nur und Wärme ersehnt,  
Und unter der Decke die Hände faltet,  
Damit die Finger dem armen Narren  
Bei diesem Froste nicht völlig erstarren  
— Dann lebt er in seiner Entbehrung und Pein  
Nur von der Hoffnung, von ihr nur allein!

Sie ist das einz'ge auf trauriger Fahrt,  
Was vor Verzweiflung den Ärmsten bewahrt;  
Er malt sich die Zukunft in rosigem Licht,  
Wo's ihm an Gutem nicht mehr gebricht:

Der Tisch gedeckt und die Kleidung fein  
Und Licht und Wärme und Sonnenschein,  
Wo Tage verrinnen ohn' peinvolle Sorgen,  
Er nimmer sich grämt von heute auf morgen.  
Und wenn er so sinnt und dichtet vermessen,  
Da hat er fast Hunger und Kälte vergessen!

Und kommt ein Brief von der Mutter Hand:  
„Wie gehts dir, mein Kind, im fremden Land?  
Hast du zu essen, im Ofen noch Glut?  
Ein böser Winter, der meint es nicht gut;  
Bist du auch versorgt mit Kleidern, den warmen?  
O möge sich Gott der Ärmsten erbarmen!  
Uns mangelts an Licht, an Nahrung und Kohlen,  
Ich klage sonst nie und dir nur verstohlen;

Uns quälen des Alters Leiden so schwer;  
Wir humpeln zwar noch, doch gehts fast nicht mehr;  
Die Kinder freilich, sie hülfen uns Beiden,  
Doch können sie selbst die Not kaum erleiden.  
Es ist doch ein Jammer auf dieser Welt,  
Wenn es dem Menschen mangelt an Geld;  
Und du in der Fremde um kärglichen Lohn;  
Wie schwer ich mich gräme um dich, mein Sohn!  
Was gäb' ich dir nicht, wenn ich es nur könnte,  
Daß ich ein bess'res Los dir vergönnte!“

Dann faßt ihn zu tiefst ein Weh und ein Sehnen,  
Das Brieflein benetzt er mit heißen Tränen,  
Und schreibt dann nieder mit bebendem Zagen:  
„Sei unbesorgt, Mutter, ich kann nicht klagen!“

## EIN EINFACH LIED

Nun ist der Sommer auch vorbei,  
Der Herbst kommt angefliegen  
Und sanft wie Abschiedsmelodei  
So rauscht's durch Wald und Wogen.

Im tiefen Tale grün und weit  
Dort weidet eine Herde,  
Die welken Blätter längst bereit,  
Sie fallen sacht zur Erde,

Der kleinen Vöglein sehnend Lied  
Ist auch schon stumm geworden,  
Und ganze Scharen wandermüd'  
Sie ziehen fern vom Norden.

Sie haben uns mit ihrer Kunst  
Manch Liedlein vorgesungen,  
Und nun in Herbstes Nebeldunst  
Da ist ihr Sang verklungen.

Was ist nun alles, was uns blieb,  
Für dieses Jahres Rest,  
Wenn das, was uns dereinst so lieb,  
Im Herbst uns jäh verläßt?

Wenn sich um Wald und frisches Grün  
Des Winters Mantel legt  
Und das, was uns so lieblich schien,  
Sich nicht zum Leben regt?

Schon seh' ich Blüten, fast verdorrt,  
Das Laub will gelb sich färben,  
Es ist ein hartes Abschiedswort,  
Das Wort vom frühen Sterben!



## ERLÖSUNG

Wenn dich ein schweres Leid bedrückt  
Und dir das Herz schier brechen will,  
Erfüllt von namenlosem Schmerz,  
Daß das, was du als Glück empfunden  
Für dich auf immer unerreichbar,  
Dann denke dran, daß das Geschick  
Unwandelbar sein Ziel erstrebt,  
Und daß der Wahn des Augenblicks,  
Der dir die Sinne jäh geblendet,  
Nicht ändern kann den Lauf der Welt,  
Der sich nach ehernen Gesetzen  
Seit Ewigkeiten streng vollzieht.

Dann nimm in solchen trüben Stunden,  
Da dir das Herz erstarren will,  
Den Wanderstab zur Hand, bekränzt  
Mit roten Blüten jungen Mohns,  
In dessen Adern alles schlummert  
Was dir Vergessen bringen wird,  
Und trete ein, mit ihm vereint,  
In jenes Land verwelkter Träume,  
Wo dich das Leid verlassen wird.  
„Nirwana“ heißt es, Land des Sehns,  
Für alle, denen Kümmernisse  
Und schwere Sorgen hier beschieden,  
Für alle, denen eitles Hoffen  
Auf dieser Welt ihr kurzes Dasein  
Und ihres Herzens Lebensodem  
Wie Laub im Herbst hat verdorrt.

Der Weg ist steil und eng der Pfad  
Und mühevoll das weite Wandern.  
Doch hast du, endlich angelangt,  
Erreicht des Lebens höchsten Preis,  
Hinschreite zu dem dunklen Fluß,  
Den du im Palmenhain ersiehst,  
Und tauche in der Lethe Fluten  
Dein ganzes, kummervolles Herz.

Und wenn du dann das Land betrittst,  
Das man „Nirwana“ heißt, „Vergessen“ —  
Dann bist du frei von aller Qual,  
Die sich so schwer wie Zentnerlast  
An deine Seele festgeschmiedet,  
Und freudig grüßt und wonnevoll  
Die helle Sonne dich am Morgen.  
Du kehrst zurück dann in die Welt  
Zu deines Lebens Zweck und Ziel,  
Zur Arbeit und zur heil'gen Pflicht,  
Die deines Wesens wahrer Adel  
Und Stolz und Ehre ist für immer,  
Die höher ist als all dein Leid,  
Das dir dein Herz in seinem Wahn  
Vorgaukelt gleich dem Traumgebilde,  
Und höher ist als all' dein Schmerz,  
Den deiner Seele Heiligtum  
Geheimnisvoll und still verschlossen  
Im Innersten verborgen hält.

Bewahre es gleich jenen Blumen,  
Die du vom Totenkranz gepflückt,  
Und die, vom Strauße abgelöst,  
So bald zerfallen und zerbröckeln;



Doch das, was dich so arg bedrückt,  
Und was du niemals ändern kannst,  
Das lasse dort im Land der Träume,  
Am still verschwieg'nen Letheufer.  
Denn edel zwar ist süßes Hoffen  
Und allzeit heilig ist der Schmerz  
Um das, was tief hinabgesunken  
Ins Reich der Nimmerwiederkehr;  
Doch edler noch ist der Verzicht,  
Gepaart mit stiller Herzenswehmut  
Auf das, was niemals dir erreichbar. — —

Und fragst du mich, wo ist das Land,  
Das mir Erlösung bringt und Trost,  
Wo ist der Quell, des dunkle Fluten  
Vergessen schaffet meinem Leid,  
Wer führt mich hin, wer weiset mir  
Den Weg zu ihm, so antwort' ich:  
Die Zeit ist es, nur sie allein  
Wird dich die rechten Wege weisen  
Und dich den steilen, engen Pfad  
Geleiten fest und gut und sicher;  
Denn niemand weiß wohin er geht,  
Noch kann er je das Ziel ermessen.  
Die Zeit allein ist Meisterin  
Im Heilen — und auch im Vergessen!

## ABWEHR

Laßt dem Dichter seine Weisen  
Klingen wie er sie empfand,  
Wie die Stimmen ihn, die leisen,  
Reich aus den Gedankenkreisen  
Drängen zum ersehnten Land;

Will er Frühlingslicht besingen  
Oder bunte Blütenpracht,  
Lockt's ihn heimlich einzudringen  
In das Dunkel, darzubringen  
Lobgesang der Sternennacht,

Zieht des grausen Todes Nähe  
Sein Gefühl so mächtig an,  
Wie der frische Quell die Rehe  
Und der Wintersturm die Krähe,  
Laßt ihm seine freie Bahn!

Laßt ihn sagen, laßt ihn singen  
Wie's ihm Gott gegeben hat;  
Der nur kann sein Ziel erringen,  
Seine Seele aufwärts bringen,  
Der der Allmacht stumm sich naht!

Der in seiner Herzenswahrheit  
Also singet wie er fühlt  
Und mit seiner Sinne Klarheit,  
Unbeirrt von Raum und Zeit  
Hin zur Parnasßhöhe zielt —

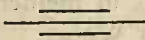
Stummen Blickes und verschwiegen  
Voller Ehrfurcht, voller Dank,  
Still empfinden und sich fügen  
Bis zu Odems letzten Zügen  
Ist des Dichters schönster Sang!

## EINST UND JETZT

Wenn in früher Jugend Wallen  
Herzen zärtlich, jauchzend schlagen,  
Wenn im Busch die Nachtigallen  
In dem Dämmer sehnend klagen,  
Wenn das Licht der gold'nen Sonne  
Heller leuchtet, blinkt und wärmt  
Und die Seele voller Wonne  
Freudig pocht und selig schwärmt,  
Wenn die Blüten reicher prangen  
Und des Waldes Pracht beginnt,  
Wenn von zarten Mädchenwangen  
Sanft der Sehnsucht Träne rinnt —  
Dann ist auch des Glückes Stunde  
Mit der Jugend fest im Bunde,  
Die in deinem Herzen liest —  
Und dich grüßt!

Doch die Tage, sie vergehen  
Wie der Duft von weißem Flieder,  
Und die Stunden, sie verwehen  
Wie zur Nacht der Vöglein Lieder,  
Es vergilben Blüt' und Blätter  
In des Herbstes Morgenschauer  
Und des Winters rauhe Wetter  
Hüllen ein die Welt in Trauer;  
Alles Suchen, Hoffen, Sehnen,  
Das die Seele einst empfunden  
Wie die heißesten der Tränen  
Hat sie fast schon überwunden;

Mählich senken sich die Schatten,  
Kurz noch währt des Leidens Frist;  
Auch das Herz wird bald ermatten,  
Das vom Leben müde ist —  
Und vergißt!



## WIEDERSEHEN

Als ich dich kürzlich wiederfand —  
Vergangen waren Jahre —  
Da dacht' ich an das Jugendland,  
An das, was beide uns verband,  
An's Glück, das wunderbare!

Es klangen sacht in meiner Brust  
Die alten, füßen Weisen,  
Von Jugendlieb und Jugendlust,  
Von denen ich — ach — scheiden muß',  
Vom Sehnen, stillen, leisen!

Die Lippe heiß, beredt der Mund,  
So tönnten uns're Lieder,  
Vom Sing und Sang im Freundesbund,  
Vom Frohsinn und vom Herzen wund,  
Vom blühend weißen Flieder!

Von Gloria und Kling und Klang  
In einsam dunklen Gassen,  
Vom sehrend heißen Minnesang,  
Der sich dem Herzen wund entrang,  
Vom Hoffen und Verlassen!

Wo ist das jetzt? Wie weit, wie weit,  
Liegt alles Jubilieren,  
Die Jahre lagern drüber breit,  
Verklungen ist die gold'ne Zeit,  
Die wir so rasch verlieren!

Doch fiel auch Reif in Sommers Nacht,  
In trüben Abschiedsstunden,  
So hat mein Herz, hell angefacht,  
Im Kampf des Schicksals dunkle Macht  
Besiegt und überwunden.

Und heut, da ich dich wiederseh'  
Da klingt das Lied mir wieder,  
Es rührt sich fast das alte Weh,  
Am Baume krächzt die schwarze Kräh'  
Den Abschiedsruf hernieder:

„An Jugendträumen rührt man nicht,  
Zerfallen sind die Blüten,  
Verlöscht ist längst das helle Licht,  
Für Alte paßt nur der Verzicht —  
Wenn Herbstesstürme wüten!“

O hartes Wort und doch so wahr —  
Ich fühl's, du willst nur künden:  
Man soll, was einst so wunderbar  
In einem Herzen schien und klar,  
„Vergessen und verwinden!“

## NIXENZAUBER

Saß an dürrer Klippe Strand,  
Weither stürzten Wogen,  
Aus dem weiten fremden Land  
Tosend hergezogen!

Saß und sann und träumte auch  
Wie schon oft im Leben,  
Ist ja doch Poeten Brauch  
Hirngespinst zu weben.

Sank der Abend klar und rein  
Immer tiefer nieder,  
Roter Strahlen Zauberschein  
Färbt die Wellen wieder,

Brausend her in breitem Band  
Kaum noch nachzuzählen,  
Daß sie mit dem dürren Strand  
Eilig sich vermählen.

Sieh doch! Hoch ein Wellenschaum,  
Mächtig stürzt er vor,  
Und aus ihm taucht zart wie Flaum  
Nackt ein Weib hervor.

War kein Irrtum oder Traum,  
Aug und Blick war licht,  
Stauend atmen konnt ich kaum,  
Starr mein Angesicht.



Schwamm die Nixe zum Gestein,  
Setzt sich mir zur Seite,  
Sah ganz zierlich aus und fein,  
Wie kein Weib von heute.

Leib und Haar so wonniglich,  
Stumpf ein rosig Näschen,  
Anstandshalber deckt sie sich  
Zu mit ihrem Flößchen.

Und sie spritzt die kühle Flut  
Keck mir ins Gesicht,  
Lacht dazu voll Übermut,  
Fürchtet sich auch nicht.

Staunend sah ich sie vor mir,  
Konnt' ja in den Fluten  
Solches Märchenfabeltier  
Wirklich nicht vermuten.

Wandte sich ganz nahe fast  
Zag zu mir heran:  
„Hör' doch, Träumer und Phantast,  
Blicke gut mich an!

Bin ich lebend oder tot?  
Wenn ich dich verführe,  
Fühlst du in dem Abendrot,  
Daß ich existiere?

Bin ich so, wie du geträumt,  
Rehslank meine Glieder,  
Wie die Woge weiß umschäumt,  
Frei von Zwang und Mieder?

Sieh die Wangen, zart und weich,  
Ungeschminkt die Sitten,  
Und die Haare duftig, reich,  
Niemals noch geschnitten!

Starrst du mich so seltsam an,  
Armes Menschennährchen;  
Wisse denn, du alter Mann —,  
Wir sind keine Märchen!

Wir sind auch von Fleisch und Blut  
So wie eure Schönen;  
Freiheit ist das höchste Gut,  
Das wir uns ersehnen!

Unermeßlich ist das Reich,  
Das wir dort bewohnen;  
Ach — wie besser ging es euch  
Tief in uns'ren Zonen!

Geh und sag es ihnen allen,  
Was du hier geschaut,  
Märchen mag der Welt gefallen,  
Aber sag es laut:

Daß wir keine Hexen sind,  
Reitend auf den Besen,  
Rascher als der schnellste Wind;  
Lauter Fabelwesen!

Daß wir wirklich auch noch leben  
Meerestief versenkt,  
Hören nur mit Widerstreben  
Wie man von uns denkt.

Hast du schon bei euren Weibern  
— Sag es unumwunden —  
Und den eingeschnürten Leibern  
Solchen Reiz gefunden?

Freilich, wir entblößen sie  
Keinem flachen Simpel,  
Wie das Frosch- und Krötenvieh  
In dem Wiesentümpel;

Denn nicht jeder hat das Glück  
Von euch armen Narren,  
Daß mit frohem Liebesblick  
Wir in Sehnsucht harren,

Dem im blauen Wellenspiel  
Wir die Reize zeigen,  
Dem wir lockend — nicht zu viel —  
Uns in Anmut neigen;

Darf ja nur ein Dichter sein,  
Vollerfüllt mit Träumen,  
Ihm geht alles leicht und fein,  
Sehnen, Sinnen . . . Reimen!

Schreibe doch, was du erlebt  
Hier an diesem Strande,  
Was im Sinnen du gewebt;  
Wahrheit ist nicht Schande!

Dem Poeten glaubt man ja,  
Wenn er Schönes dichtet,  
Wenn er, was er staunend sah,  
Wortgetreu berichtet!“

Sprachs mit rosig, frohem Mund,  
Lacht recht ungebunden,  
Taucht dann tief in Meeresgrund —  
Und ist schnell verschwunden!

Und ich steh und blick umher,  
Festgebannt zur Stelle — —  
Sehe keine Nixe mehr,  
Nicht den Leib, so helle!

\* \* \*

Seltfam, wie die Welt es liebt  
Irren Weg zu gehen — — —  
Daß es wirklich Nixen gibt  
Hab ich doch gesehen! . . .



## AN EINEN DICHTER

Aus den Gedanken formst du hehre Bilder  
Und du erhebst mit ihnen dich empor  
In jene Höhen, wo die Götter wohnen.  
Ein Strahl von ihrem Glanze trifft auch dich  
Und schafft dir einen Schein von Seligkeit,  
Wie ihn nur der empfindet, der im Flug  
Mit seiner Phantasie und seiner Kraft  
Dem Dunst der Erde rasch entfliehen kann.

Wem diese Gabe einst verliehen ward,  
Dem hat die Welt nichts Edleres zu bieten!  
Wie kalt und farblos, hohl und wesenlos  
Erscheint sie einem, der zum Parnasß drängt!  
Weshalb denn klagst du sie verdrossen an,  
Daß sie dir fremd, daß sie dich nicht begreift,  
Daß unbewegt Gedanke und dein Wort  
An ihrem Ohre schal vorüberzieht?  
Ist denn das Wesen aller Menschen gleich?  
Hat dir ein Gott die Gabe nicht verlieh'n  
Viel höher hier zu sinnen und zu fühlen?  
Ein Nebel, der den Alltag tief verschleiert —  
Er scheidet dich von allen jenen ab,  
Für die dein Wort nur stumm und auch dein Laut  
Wie grau dem Blinden Licht und bunte Farben;

Wie kannst du fordern, daß sie alle fühlen,  
Daß sie den Strahl des Urlichts so empfinden  
Wie du und jene, die dir geistig gleichen?  
Wie anders könntest du dich unterscheiden  
Von allen, deren Wesenheit dir fremd?

Hast deine Welt du dir nicht selbst erschaffen,  
In der die Seele dir so heimlich lebt?

Wenn himmelwärts empor die Blicke streben  
Zu jenem unvergleichlich hehren Licht,  
Das vielen and'ren ewig dunkel bleibt,  
Dann kann dem Auge, das zur Höhe zielt,  
Die Niederung im Grunde wenig bieten.  
Dem Dichter, der mit seines Fühlens Kraft  
Der Welt entfliehend, hoch im Geistesflug  
Der Phantasie Unendlichkeit erstrebt,  
Hat diese Erde wenig nur zu sagen.

Was du erschafft mit des Gestaltens Kraft  
Zieht die verwandten Geister mächtig an  
Und führt sie fort zum Reich des ew'gen Lichts,  
Der Gottheit nah und ihrem Heiligtum —  
Unfaßbar hehr, gewaltig und erhaben;  
Das ist des Dichters allerschönster Lohn!  
Sei dessen eingedenk! Wie zarter Hauch  
Von frischen Fliederknospen, kaum erblüht,  
Wird dich die Welteneinsamkeit umschweben  
In deinem eig'nen unbegrenzten Reich,  
Wo die Gedanken ihre Fäden spinnen  
Und deine Seele wird im Ewig-Reinen,  
Von allem losgelöst, was dich bedrückt,  
Von allem Niedern, Flachen und Gemeinen!



## ERFÜLLUNG

Blätter fallen sachte welk zur Erde  
Wie die Tränen über alte Wangen,  
Eine Mahnung, daß bald Winter werde,  
Seit die Vöglein längst ihr Liedlein sangen,

Blatt auf Blatt, es senkt sich stumm darnieder,  
Hin zur Ruh' für eines Winters Dauer,  
Und die Wälder rauschen hin und wieder,  
Ihre Weise voll von stiller Trauer;

Was gegrünt, das ist nun gelb geworden,  
Was gelebt, geblüht, will Abschied nehmen,  
Frost und Nebel ziehen schon vom Norden  
Und ins Menschenherz viel Leid und Grämen.

Tief darin da ist ein Spruch geborgen —  
Nur im eig'nen Schmerze kannst du lesen:  
„Nichts erreicht ein größ'res Maß von Sorgen,  
Als verlieren, was dir lieb gewesen!“

Doch das Schicksal kennt ja kein Erbarmen,  
Blickt nicht milde auf des Menschen Leiden,  
Kennt die Reichen nicht und nicht die Armen,  
Alle müssen trennen sich und scheiden,

Wenn die Stunde der Erfüllung naht,  
Wenn die Seele sich zur letzten Rast  
Hoch emporhebt auf des Schöpfers Rat  
Nach des Lebens kummervollen Last.

Und wie bald dann wirst auch du so fallen,  
Wie das Blättchen, das der Wind verweht,  
Denn beendet ist dein Erdenwallen  
Wenn der Tod gereifte Ähren mäht! —



## WINTERBILD

Silberflocken auf den Bäumen,  
Alles weiß in weiß gedeckt,  
Wie ein großes Leichentuch,  
Das man auf die Toten deckt.

Ringsum düster, still und stumm,  
Friede liegt auf Wald und Flur,  
Alles Leben ruht nun aus,  
Friedlich schlummert die Natur.

Hie und da nur eine Krähe  
Krächzet ihren Leidgesang,  
Mahnt an frühes Abschiednehmen  
Und an kurzen Erdengang.

Heimlich rauschen Blätterkronen,  
Lispeln still von Sturmes Weh —  
Und am Rand der jungen Tannen  
Äst ein junges, zartes Reh.

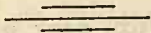
Fällt ein Sprösslein sacht zu Boden  
Von des Daseins Mühen matt,  
Hat genug im Herbst gelitten,  
Ist so dürr und lebenssatt.

Muß bald andern Sprossen weichen,  
Die der neue Frühling bringt,  
Sowie abends Vöglein schweigen  
Und ein andres morgens singt.

Alles ist ja zu ersetzen,  
Nur vielleicht die Liebe nicht,  
Die, verloren, hoffnungslos  
Menschenherzen biegt und bricht.

Leise haucht es wie ein Grüßen,  
Wenn des abends Lüfte weh'n,  
Ist es vor dem Tode schon  
Oder vor dem Wiederseh'n

Dort in seligen Gefilden,  
Die man ahnt, doch niemals sieht,  
Wenn die arme, wunde Seele  
In das Reich der Ruhe zieht!



## IM SEMINAR

Wie tief die Nacht; am hohen Turm der Stadt  
Tönt spät ein dumpfer Schlag; um diese Zeit  
Schläft sorglos jeder in dem Alumnat  
Und niemand wacht in dieser Dunkelheit.

Und doch — ein einz'ger starrt so sehnsuchtsschwer  
In diese Finsternis und voll Gedanken  
Und seine Pulse jagen hin und her,  
So pochend wie bei einem Fieberkranken.

Schon schrillt nach langer, trüber, öder Nacht  
Die helle Morgenglocke mahnend, grelle,  
Und ruft sie alle, die erst aufgewacht,  
Zum ersten Dankgebet in die Kapelle.

Dann sitzen sie am Tisch, ganz nah gerückt,  
Im Flackerschein, studierend in der Runde,  
Ein jeder schweigt und mancher eingenickt,  
Nichts stört im Raume diese Arbeitsstunde.

Nur jener sieht mit seinem trüben Blick  
In dieses Düster dunkler Spukgestalten,  
Gedanken hält kein Reglement zurück  
Und niemand hemmt der Phantasie Gewalten!

So sinnend muß der Einsame sich fragen:  
Wozu die lange Zeit der herben Qual,  
Wozu das Warten hier und das Verzagen  
Und trübe Stunden endlos, ohne Wahl?

Und welchen Zweck für diesen armen Toren,  
Wenn sich das eig'ne Ich dagegen stellt?  
Zum Kleriker, da bin ich nicht geboren,  
Noch ist der Geist mir frei und weit die Welt.

Noch fühle ich der Seele heißes Sehnen,  
Das lange schon für andre Ziele lebt  
Als Litaneien ewig herzustöhnen,  
Indes der Wunsch in mir nach Höh'rem strebt.

„Zur Probe hat man zwar dich hergesandt,  
Es wird schon geh'n“ — so sprach ein weiser Mund —  
„Wo Zweifel deine Seele hemmt, ermannt  
Der feste Wille dich und macht gesund.“

Ich tat, was weiser Rat für mich bestimmt,  
Ließ meiner Sehnsucht Wünsche ungeboren.  
Ein Recht auf sich, das man sich selbst nicht nimmt  
Hat keine Flügel und ist bald verloren!

Die Stunden schleichen, Tage, bange Wochen,  
Es flieht den Jungen scheu des Nachts der Schlummer,  
Die Farbe blaß, das Auge wie gebrochen,  
Durch tief verborg'nes Leid und Herzenskummer.

„Wie lange noch, bis ich der Pein entsprungen,  
Die täglich mir an meinem Herzen nagt,  
Die Anstaltsprobe ist ja längst mißlungen,  
Was auch ‚der weise Mund‘ dazu noch sagt!“

Der Morgen dämmert, dichte Nebel zieh'n,  
An meinen Fenstern wallend grau vorbei,  
Und ich — ach ich — wie gerne wollt' ich flieh'n  
Aus dieser Anstalt dumpfem Einerlei.

Nur eines noch hält scheu mich davon ab:  
Der Mutter Wunsch, dem meine Sorgen galten,  
Und das Versprechen, das ich ihr einst gab:  
Sechs Monde in Geduld hier auszuhalten!

Schon schreckt mich des Präfekten mahnend Wort:  
„Was denken Sie und starren in die Luft?  
Im Studium, da geht's nicht weiter fort,  
Man sieht es ja, wenn Sie der Lehrer ruft!

Es mangelt schon sogar im Alphabet,  
Hebräisch ist wahrscheinlich kein Plaisir  
Für einen, der das Träumen nur versteht  
Sonst aber nichts! Was tun Sie schließlich hier?

Wer keine Lust zum Priesterstand besitzt,  
Dem steht die Welt für and're Dinge frei,  
Vielleicht, daß er der Menschheit etwas nützt,  
Es muß nicht jeder in die Klerisei!“

O gold'nes Wort, das ich schon längst empfand,  
Vernehmend jetzt mit meiner Seele Ohr,  
O meiner Sehnsucht lichtetes Zukunftsland  
Wie drängt es mich zu dir, zu dir empor!

Dort winkt Erlösung mir, vielleicht das Glück,  
Das ahnend mir durch meine Seele zieht,  
Es ruft und mahnt ein mächtiges Geschick  
Zu neuem Schaffen, wo die Freiheit blüht.

Die Tage flieh'n und auch die Probezeit;  
Sie endet bald, ist kaum noch zu ertragen,  
Dann aber fort aus dieser Dunkelheit  
Und weit hinaus zu lichten Sommertagen!

Was mich erwartet dort im neuen Leben?  
Ich weiß es nicht und niemand kann es wissen,  
Die Parze wird an meinem Schicksal weben  
Und was dann kommt wird eben kommen müssen!

Denn was wir hoffen, schaffen, was wir leiden,  
Auch unser Los ist längst vorher bestimmt,  
Was nützt es uns zu suchen oder meiden —  
Wenn uns ein Gott in seine Obhut nimmt!



## AN EINEN FREUND

(Gedenkblatt)

Wenn sich die müden Augen plötzlich schließen  
Zum letzten Schläfe tief in Grabesnacht,  
Und wenn vom Mund, der einst gescherzt, gelacht,  
Die letzten Abschiedsworte hauchend grüßen,  
Dann wird mit einem Male der Verlust,  
Den wir erlitten, uns erst voll bewußt,  
Wenn jene Augen sich für immer schließen.

Ein frisches Blatt sinkt auf den Boden nieder,  
Das fest zu halten schien am dürren Ast — —  
Nun liegt es da, geknickt zur letzten Rast  
Und niemals mehr sieht es den Frühling wieder;  
Der Wintersturm, er rüttelt an den Bäumen  
Und macht die Zweige frei für neues Keimen  
Und dürre Blätter sinken lautlos nieder. —

Das Auge hell und klar, die Brust so weit,  
Ein Bild von Frohsinn und von Manneskraft,  
Gleichwie ein Sprosse edler Ritterschaft,  
So strömt' dein Leben einst in Fröhlichkeit,  
So klang das Lied aus deiner feuchten Kehle,  
So war voll frischen Lebens deine Seele,  
Wie eine reife Frucht zur Herbsteszeit.

Da rührt das Schicksal an das junge Reis  
Und mitten aus dem vollen Lebensglück  
Da rief es dich in jenes Reich zurück,  
Von dem noch niemand zu berichten weiß;  
Es fährt der Blitz aus blauen Ätherwellen  
Und läßt den stärksten Baum zur Erde fallen —  
Und reißt ihn fort aus der Genossen Kreis. —



Es spinnt ein Netz die Parze Tag und Nacht,  
Das eines Menschen Schicksal fest umgarnt  
Und niemand ist geschützt, noch auch gewarnt  
Vor seinem Los, das jene ihm gebracht;  
Was immer man gewebt an Hoffnungsträumen,  
Die ewig jung im Menschenherzen keimen — —  
Des Schicksals Blick hält unerbittlich Wacht! . . .

Vor Todespforten schweigt des Menschen Wissen!  
Kein Wesen kann den Rückweg wiederfinden,  
Kein sterblich Mund des Rätsels Lösung künden  
Und wer's erstrebt wird sich gedulden müssen,  
Bis jedermann, vom Kinde bis zum Greise  
Sich rüsten muß zur letzten, langen Reise,  
Mit mattem Gang auf müden Wanderfüßen.

Im tiefen Schläfe bist du hingesunken!  
Es pocht mit dürrer Hand der Sensenmann  
Und fordert das, was niemand wehren kann,  
Und löscht des Odems letzterglühten Funken;  
So hat auch dich mit seinen Todeskrallen  
Der letzte Bote heimlich überfallen  
Und lautlos bist du, armer Freund, gesunken.

Die Jahre werden flieh'n, der Aschenrest,  
Der dort im Grabe ruht, ist bald entschwunden,  
Verharscht sind auch gar bald des Herzens Wunden,  
Wenn wieder einer uns so jäh verläßt;  
Jedoch dein Geist, er lebt im engen Kreis,  
Und deiner Seele, deiner Ehre Preis,  
Wir feiern ihn bei diesem Totenfest.

Was du hier allen warst in frohen Tagen,  
Das trägt ein jeder tief in seiner Brust,  
Und jenes Grab, in dem du ruhen mußt,  
Es birgt das beste Herz, das je geschlagen;  
Ein froh' Genoss' in frohbewegter Stunde  
Und ehrenfest als Bester in der Runde,  
Den Freunden Freund in allen Lebenslagen!

Und wieder tönt das „Dreigesellen“-Lied,  
Auch heute ernst im Trinkkollegium  
Und wieder kreist der Becher still herum,  
Wenn einer jäh vom Kreis der Freunde schied;  
Es zog ein Bursch — doch ohne Saus und Braus —  
So zogst auch du aus diesem frohen Haus  
In Ewigkeit in's Schattenreich hinaus.

## PROLOG

Zur Gedächtnisfeier des 150. Geburtstages Ludwig van  
Beethovens

Willkommen Euch, Ihr werten Festgenossen,  
Die ihr erschienen seid am heut'gen Tage  
Den Genius van Beethovens zu grüßen;  
Zum Wiegenfeste dieses Allergrößten,  
Den sein Jahrhundert aller Welt geboten  
Im unermesslich weiten Reich der Töne,  
Den Klängen lauschend seiner Symphonien,  
Die tief in seiner großen Seele lebten.  
Beugt Euer Haupt vor dieses Meisters Größe!

\* \* \*

Vor 150 Jahren war's, als uns  
Die holden Musen droben vom Olymp  
Mit unerwartet selt'nem Gut beschenkten,  
Das ausgestattet schien, der ganzen Menschheit  
Ein volles Füllhorn nie geahnter Schönheit,  
Wie einen Strom von Gold und Edelstein,  
Für alle Zeiten dauernd darzubringen.  
Beethoven ward geboren! Ein neuer Stern  
Am Firmament war leuchtend aufgegangen,  
Bis er die Welt mit seiner Strahlen Glut,  
Mit seiner Töne Macht so hell durchwärmte.  
Die Muse der Musik, die Pate stand  
An seiner Wiege, Führer ihm und Freund,  
Ward ihm Genosse durch sein ganzes Leben,  
Sein reichstes Gut und Inhalt der Gedanken. — —

Was zögernd nur im jungen Knaben keimte,  
Das reift' im Manne aus zur vollen Tat.

In Tönen strömt' in unerreichter Fülle,  
Was er empfand, was sehnend ihn bedrückt,  
Die kargen Freuden seiner Jugendjahre,  
Die bange Hoffnung, der Entsagung Schmerz,  
Der Groll der Einsamkeit im geist'gen Schaffen —  
Und alles dies, es drängt wie ein Vulkan,  
Wie Feuergarben aus des Berges Tiefe  
In ungehemmter Kraft ans Tageslicht.

Die Welt von damals, sie verstand ihn nicht;  
Vom Schicksal ward nur wenigen vergönnt  
Die Größe dieses Heros kaum zu ahnen,  
Nur einzelnen, sie völlig zu erfassen;  
Doch rastlos ging sein nimmermüder Weg  
In steile Höhe zur Unsterblichkeit.  
Erst da ward sich die ganze Welt bewußt  
Von seines Werks Bedeutung, Tat und Wesen  
— Und mählich stieg van Beethoven empor,  
Wie ein Gigant im Himmelreich der Töne  
In das Bewußtsein seiner Zeitgenossen. —

Was er uns gab und was er hinterließ  
Gehört nun voll der ganzen Menschheit an;  
Kein Volk auf Erden, das kulturberührt,  
Deß Leben sich mit Schönheit und mit Kunst  
Umkleidet hat, ist fremd ihm je geblieben.  
Mit seinem Namen und mit seinen Werken  
Ist Volk zu Volk aufs innigste verknüpft —  
Was eines nur im Reiche der Musik  
An Geistesgrößen jemals sich errungen,  
Das wird Gemeingut für die ganze Welt!  
Wenn Politik im Haß die Völker trennt,  
Im blut'gen Groll sie scheidet und im Streit,

Wenn alles was uns einmal heilig war  
Zertrümmert wird, der stille Herd, das Band,  
Das es vereint im Guten wie im Bösen,  
Wenn angesichts des ganzen Erdenjammers  
Der Genius der Menschheit tief in Scham  
Sein Antlitz hüllt in dichte graue Schleier,  
Wenn die Verzweiflung sich ins Herze schleicht  
Und nirgends leuchtet der Erlösung Licht,  
Dann ist es die Musik, nur sie voran,  
Die sachte die verwirrten Menschenseelen  
In süßem Wohllaut zu einanderführt  
Und sie daran gemahnt, daß uns ein Gott  
An e i n e m nur gemeinsam, einem nur  
Gebietet teil zu nehmen: an der K u n s t,  
Die uns nicht scheidet, sondern uns verbindet,  
Die aller Menschen Gut ist, aller Freude!

Die Kunst ist es, die einst die Welt verföhnt,  
Nicht Politik, nicht Haß und Streit und Groll!  
Die Menschheit dürstet nicht nach Waffenlärm,  
Nicht nach dem Ruhm der Kriege und der Fehden,  
Die uns zum Jammertal das Dasein schaffen,  
Zu einem Meer von Leiden und von Tränen.  
Nein, nein, die Welt ersehnt des Friedens Segnung,  
Sie dürstet nur nach dem, was ihr das Leben  
Zu einem lebenswerten formen kann;  
Nach Kunstgenuß, der wie ein Strahlenkranz  
Das arme Herz erhellt und es durchwärmt;  
Und Kränze windet er aus grünem Lorbeer  
Nur dem, der in der Kunst ihr Schönheit bietet,  
In Himmelsphären ihre Seele hebt  
Und sie des Tages Leid vergessen macht.



Van Beethoven! Du wurdest auserkoren,  
Die Welt mit deinen Werken zu beschenken,  
Die unvergessen bleiben so wie du —  
Im Herz der ganzen Erdenmenschheit lebst  
Ein Riese Du, ein Übermensch in Tönen.  
Aus Deinem Busen drang des Wohlklangs Strom  
Wie ein kristall'ner Quell, so hell und rein,  
Und sprudelt fort in allen Menschenherzen.  
Gesegnet sei der Tag, da Dich die Musen  
Vom hoh'n Olymp der Menschheit zugesandt,  
Gesegnet sei die Stunde der Geburt.

In tiefer Ehrfurcht denkt die Welt daran,  
Da einst ein neuer unbekannter Stern  
Von Himmelshöhen auf die Erde schien,  
An der Apollo ungesehen stand  
Und Klio Runen in sein Schicksal grub:  
„Hier wächst ein Kind heran, das einst der Welt  
Ein reiches Gut an Schönheit und an Klang,  
Ein unvergänglich Gut bescheren wird!“  
Und Ihr, die Erben seid von seinem Schaffen,  
Beugt dankerfüllt das Haupt und Euer Herz  
Vor dieser Größe und Erhabenheit:  
Vor Beethovens unsterblichem Genie!

---

---

## WEIHEGRUSS

zur Enthüllung des Goethe-Denkmales in Marienbad  
am 17. Mai 1932

In diesem Tal, von Wäldern eingehüllt,  
Im zarten Grün der Wiesen und Gehänge,  
Der dunklen Fichten, sturmerprobt und fest,  
Hat — GOETHE! — einst Dein rüst'ger Fuß gewandelt,  
Und heute noch, nach vollen hundert Jahren,  
Da schwebt von Deines hehren Wesens Zauber  
Ein Hauch von Schönheit und von Deiner Kraft,  
Und unvergänglich wie der Lauf der Zeit  
Auf unferes Waldes einsam stillen Wegen.  
Dort spürt' Dein nimmermüder Forschergeist  
Gedankenschwer dem Sinn der Dinge nach:  
Nach Ursprung des Gesteins im Randgebirg',  
Nach seiner Schichtung und Zusammenhang  
Mit dem Gesetz der ewigen Natur  
Im Wechselspiel des Werdens und Vergehens,  
Nach dem Geheimnis uns'res Wunderquells,  
Den ungesehn zu tiefst die Nymphe braut  
Im Schoß der Erde, aller Welt verborgen,  
Seit Urgedenken unaufhaltsam strömend,  
Um kranken Menschen Heilung darzubringen  
Von schwerem Siechtum und des Leibs Gebresten.  
Und damals schon, prophetisch hat Dein Wort  
Der Zukunft und Bedeutung uns'res Orts  
Fast ahnungsvoll Geleit und Ziel gegeben!



So bist Du denn in Deines Wesens Größe  
Vom Hauch der Gottheit wundersam umstrahlt,  
Für uns, in dieser grünen Waldesstille  
Ein wahrer Schutzherr und Symbol geworden,  
Und wer Dich sucht mit seines Herzens Kraft,  
Der findet Deine Spuren unverwischt  
Auf jedem Steg in unsrer Wälder Schatten,  
Auf grünen Matten und auf Felsgestein,  
Das Deinem Forscherblick sich frei enthüllt'.  
Geweigt ist jede Scholle, jeder Pfad,  
Den einst in Einsamkeit Dein Fuß betrat,  
Und mancher Baum in enger Waldesschlucht,  
Den still bewundernd nur Dein Aug' erblickt —  
Er steht noch heute da, so knorrig, hart,  
Mit seinen Wurzeln tief im Erdreich fest  
Und trotzend jedem Blitz und Wintersturm,  
Als hätte ihn des großen Schöpfers Hand  
Für eine Ewigkeit dahin gestellt.  
Hier hast auch Du Gesundheit einst gefunden  
Aus tiefem Born, der rieselnd hier entspringt,  
Hier, allumfassend hat Dein hehrer Geist  
Still dem Geheimnis der Natur gelauscht —  
Und einst — da flog im Schatten unsres Tanns  
Ganz unvermerkt der kleine Gott vorbei  
Und schnellte im Flug den Pfeil von ungefähr  
Fast ahnungslos in's sehnsuchtsvolle Herz!  
Es jubelte, es hoffte — und es litt  
Vom Hauch der letzten Liebe wund berührt! . . .

Wer kann des Herzens tiefsten Sinn ergründen?  
Ein jeder wandelt auf des Lebens Wegen  
Mit seinem Sehnen, seinem Leid allein!

Und es umgibt in Lust und auch in Qual  
Nur starre Einsamkeit geheimstes Fühlen!  
So hast auch Du, als von des Gottes Pfeil  
In banger Stunde stumm Dein Herzblut rann,  
In Dich allein Dein großes Leid verborgen:  
Und nur in unvergessen schönem Wort  
Kaum angedeutet, was Du hier erlitten.  
Ach — diese Elegie, der dann die Nachwelt  
Den Namen hinterließ: „Marienbad“,  
Sie bleibt ein Denkmal uns für alle Zeit,  
Ein Heiligtum für einen großen Schmerz!

Nur einmal kommt des Tags die Morgenröte!  
Und steigt die Sonne auch am Horizont  
Und strahlt ihr Licht hinab in heiße Gluten,  
Die ganze Welt mit ihrem Glanz umhüllend —  
Die Anmut und der Zauber dieser Stunde,  
Sie kehren, ach, in solcher Pracht nicht wieder!

So ist denn auch Marienbad noch heut'  
Erfüllt von des Erinnerns reichem Gut  
An Dich, Du Größter in des Geistes Reich,  
So bist Du denn mit Sinn und Herz zugleich  
Zu innigst tief mit diesem Ort verbunden!  
Vor Deinem Bild, das uns so vieles sagt,  
Und das der Nachwelt Liebe und Verehrung  
Auf diesem grünen Wiesengrunde schuf,  
Verbeugt sich alles, was Dir danken will:  
Die dunklen Fichten unsrer grünen Wälder,  
Die Du gesucht, bewundert und geliebt,  
Der Genius des Wunderborns im Tal,  
Dem Du so oft und sinnend nachgeforscht,

Um seiner Kraft Geheimnis zu ergründen,  
Und jene vielen, die nach Dir erschienen,  
Die kamen, gingen und die kommen werden,  
Sie blicken dankerfüllt zu jenen Höh'n,  
Von denen einst der Schöpfer Dich gesandt  
Um diese Welt mit Schönheit der Gedanken  
Voll Tiefe und Erhabenheit zu füllen!

So grüßt Dein hehres Haupt die ganze Welt  
Und beugt in Ehrfurcht sich vor Deines Geistes Größe!!

## LIEBE UND FREUNDSCHAFT

Einstens auf dem weiten Wege,  
Den das Leben einsam wandert,  
Trafen Liebe sich und Freundschaft  
Wie von ungefähr im Walde.  
Kalt war's, denn des Nordens Stürmen  
Blies durch Dorn und Busch und Heide,  
Als wenn Eis in feinen Nadeln  
Aug' und Wangen stechen würde;  
Menschen froren ganz erbärmlich,  
Denn an solchen Wintertagen,  
Wenn vom Gletscher her die Winde  
Niedersausen, frieren alle. —

Kaum erspäht die Liebe jene,  
Deren Namen „Freundschaft“ lautet,  
Als sie eilig auf sie zutrat,  
Gleichsam als wenn Schutz sie suchte  
Vor der Kälte bei der Fremden,  
Und mit zitternd leiser Stimme  
Sprach sie eilig diese Worte:

„Hilf mir Armen! Schier erfrier' ich;  
Denn des Winters grausig Wüten  
Hat — ich fühle es — vernichtet  
Alle meine Lebenskräfte,  
Und die Glut in meinem Innern  
Ist im Froste fast verlöscht.“

„Ach, mein Kind, wie siehst du aus?“  
Sprach die fremde Frau im Forst,  
„Und wie kommst du halb entblößt  
Her in diesen dichten Wald?“

Hüllen doch den jungen Körper  
Fast nur dünne Schleier ein!  
Das gibt freilich keinen Schutz  
Vor des Winters harter Pein;  
Willst du sagen wer du bist,  
Wie es kommt, daß du so hilflos  
Einsam hier und so verlassen  
Auf dem Wege mir begegnest?“

„Wer ich bin, ich sag' es dir:  
„Liebe' werde ich genannt,  
Amor ist mein Schutzpatron,  
Dem du sicher schon im Leben  
Mit dem Köcher, Pfeil und Bogen  
Stets in seinem Jagdreviere  
Schelmisch lächelnd, zärtlich lockend,  
Irgendwo begegnet bist.  
Schmählich hat er mich verlassen.“

„Wie denn sprichst du, Kind, Gott Amor,  
Dessen Treue man so rühmt,  
Hat dir das Geleit gekündigt  
Gar in diesen bösen Tagen?“

„Nun da sieh' was Treu bedeutet  
Selbst bei solchem Schutzgefährten!  
Kaum war Winterszeit gekommen  
Und der Tannenbaum beschneit,  
So erkaltete im Froste,  
Wie im späten Herbst die Rose,  
Meines Amors heiß Empfinden;  
Was ich hatte, gab ich willig  
Von dem Feuer, das mir glühte,  
Aufgespeichert seit dem Frühling,  
Aber schließlich war der Vorrat

Sommerüber stark verbraucht  
Und bis nächsten Maienmonat  
Dauert leider es noch lange.  
Bange seh' ich in die Zukunft,  
Denn im starren Winterfrost  
Hat mich Amor — sagen muß ich's —,  
Treulos und in Schmach verstoßen.“

„Ohne Feuer, ohne Wärme  
Kann ich keine Liebe brauchen!“  
Rief er: „Geh' und suche nun  
Zuflucht dir bei guten Leuten!  
Wenn die Blumen wieder blühen  
Auf den Feldern, auf den Wiesen,  
Und die ersten Veilchen recken  
Ihre blauen Himmelsblüten,  
Dann bist wieder du willkommen!“  
Sprachs und spannte seinen Bogen,  
Legt' den Pfeil auf dessen Sehne,  
Setzt sich selber drauf und schnellt  
Das Geschoß mit sich von dannen,  
Und in weitem Fluge flog er  
Meinen Blicken unerreichbar  
In den blauen Äther fort.  
Also irr' ich jetzt vereinsamt,  
Frierend, zitternd durch die Lande,  
Wenn ich bald nicht jemand finde,  
Der sich meiner hier erbarmt,  
Sieht mich — fürcht' ich — nicht mehr wieder  
Lebend noch der nächste Lenz.  
Sage an, du gute Frau:  
Kannst du mir zur Winterszeit  
Nur ein wenig Wärme leihen,  
Die ich dir mit Zinseszinsen  
Später sicher wiedergebe?“



Drauf erwiderte die Fremde:  
„Liebes Kind, wohl teil ich alles  
Was ich habe, mit dir Armen,  
Vorher aber mußt du wissen:  
Was ich gebe, geb' ich gerne,  
Doch an Rückerstattung denk' ich  
Niemals hier auf dieser Erde;  
Das ist so die Wesensart  
Einer ‚Freundschaft‘, die ich bin,  
Und des Namens, den ich trage.  
Deine Glut jedoch im Sommer,  
Die in hohen Flammen lodert,  
Heiß und sengend wie der Hölle  
Glühend Brodem, solche Glut  
Hab' ich freilich nie besessen;  
Niemals fang' ich leichthin Feuer.

Freundschaft bietet ja nur Wärme,  
Aber diese ist beständig,  
Wie im Frühling so im Winter,  
Immer gleich und stets dieselbe  
Tropenglut und Wüstensamum  
Kann ich wirklich schlecht vertragen,  
Und ein gar zu hohes Fieber  
Schlägt sich leicht mir auf die Nerven.  
Dafür aber leid' ich niemals  
Wärmehunger und Entbehrung  
Und so brauch' ich folgerichtig  
Nicht zu warten auf den Frühling  
Noch auf erste Veilchenblüten  
Auf dem feuchten Grund des Waldes.  
Willst du mehr von mir noch wissen  
Geb' ich gerne dir Bescheid.“



Antwort gab darauf die Kleine:  
„Sage mir doch, liebe Freundin,  
Da du voller Güte bist,  
Hast du Dank dafür von jenen,  
Denen willig du geholfen,  
Folgt dir nie ein hartes Wort,  
Das nur Bosheit ausgespien?  
Denn was mich betrifft, so weiß ich  
Viel darüber zu erzählen,  
Und für das, was ich gewähre,  
Habe ich gar oft zu leiden.  
Seltsam sind doch diese Menschen!  
Wenn sie Höchstes sich erstreben  
Sind im nächsten Augenblicke  
Sie schon fähig auch ihr Bestes  
Achtlos in den Wind zu schlagen  
Und zu Boden tief zu treten.  
Folgt nicht Argwohn deinen Spuren,  
Nicht Verleumdung und nicht Neid,  
Wie der Schatten einem Licht?“

Doch die Fremde, sie erwidert:  
„Nein, des Argwohns scharfer Stachel  
Ist für mich ganz ungefährlich  
Und Verleumdung, die so oft  
Einer Liebe drohend folget,  
Mich umkreist sie nur von ferne,  
Niemals tritt sie mir zu nahe.  
Wir sind eben ganz verschieden;  
Wenn du brennst und glühst und sengest,  
Kann ich immer nur erwärmen;  
Wenn du mit dem Schutzgefährten  
Amor, deines Glücks Genossen,  
Menschenherzen lodern machst,

Daß sie wahnsinnsgleich entflammen,  
Kann ich mit den Wärmestrahlen,  
Die mir reich im Busen wohnen,  
Herzen höher schlagen machen,  
Aber nicht in Sinnesgluten,  
Sondern froh im Selbstbewußtsein,  
Daß sie von den Gütern bestes,  
Daß sie F r e u n d s c h a f t sich erworben,  
Die in ihrer klaren Reinheit  
Schönstes Gut des Lebens darstellt.“

„Sind wir also so verschieden,  
Da die Liebe und die Freundschaft  
E i n e m Herzen doch entstammen?  
Mir erschien es, daß wir beide  
Viele Ähnlichkeit besitzen;  
Denn zuweilen kommt es vor,  
Daß man mich, nur mich gesucht,  
Um dann schließlich dich zu finden;  
Umgekehrt entsteht aus Freundschaft  
Manchmal erst die große Liebe.“

„Nein, mein Kind, es ist doch anders!  
Wir sind scheinbar nur so ähnlich,  
Weil wir beide Freude bringen  
Jenen, die uns gerne suchen;  
Aber unser tiefstes Wesen  
Ist im Grunde doch verschieden.“

„Möglich, daß du richtig urteilst;  
Wie denn wäre es zu deuten,  
Daß, wenn ich der Menschen Herzen  
Auch nur zart und flüchtig streife,  
Sie dann plötzlich höher schlagen,

Voll Erregung stärker pochen?  
Rosig färbt sich manche Wange  
Und die Augen leuchten auf,  
Gleich als hätten etwas Großes,  
Etwas Schönes sie erblickt,  
Wie den Schimmer eines Glückes,  
Den sie vordem nie gesehen;  
Ist es nicht bei dir dasselbe?“

„Es ist ähnlich und doch anders!  
Gerne will ich dir, mein Kind,  
Diesen Unterschied erläutern:  
Für die Liebe paßt ein jeder,  
Dem die Sinne leicht erregbar,  
Und der darin alles findet,  
Was er von dem Leben fordert,  
Reich an Glanz und gleißend Zauber  
Reich an Seligkeit und Täuschung!  
Aber für die wahre, reine  
Herzensfreundschaft ist nur jener  
Hier empfänglich, der im Menschen  
Viel mehr sucht als flücht'ge Neigung,  
Der nicht mit den Augen liebt,  
Nicht mit Worten, nicht mit Blicken,  
Sondern mit dem größten Gute  
In der Tiefe seines Wesens:  
Mit der Reinheit seiner Seele!

Und noch etwas, was uns scheidet:  
Du bist rasch in deinem Werden,  
Rasch im Blühen und Verwelken!  
Keine Blume, keine Blüte  
Ist wie du so sehr empfindlich.

Ich jedoch — ich brauche lange  
Bis aus unscheinbarem Keime  
Sich die Pflanze erst entwickelt;  
Aber dann, wenn ich gewachsen,  
Blüh' ich voll und üppig auf,  
Kraftvoll bis ans End' der Zeiten,  
Spende Kühlung und auch Wärme,  
Hellen Sonnenschein und Schatten  
Dem, der mich gehegt, gepflegt  
In den Jahren meines Werdens.“

„Ach, wie sprichst du schön und klug,  
Da die Welt dich so erfahren  
Und so wissend hat gemacht;  
Mittlerweile aber fühl' ich,  
Daß der Frost mich schier vernichtet;  
Wenn die Freundschaft wirklich Wärme  
So im Überfluß besitzt,  
Eile rasch, um mir zu helfen,  
Da ich sonst bei dieser Kälte  
Sicher noch zu Eis erstarre!“

„Komm und schmiege dich, Genossin,  
Armes, halberstarrtes Kind,  
Warm und eng an meine Brust,  
Und empfang' statt der Gluthen,  
Die dir jetzt im Winter fehlen,  
Meines Wesens warm Empfinden,  
Meiner Treue reinen Odem,  
Der dich schützt vor dem Erfrieren  
In des Winters hartem Grauen,  
Denn auf dich nur angewiesen  
Kannst du schwerlich gut gedeihen!“

Sprach die Liebe zu der Freundschaft  
Enger sich an diese schmiegend:  
„Ach, wie wöhlig ist's bei dir,  
Sei von Herzen mir gesegnet,  
Und ich weiß nun, daß ich dir  
Vielen Dank des Lebens schulde;  
Was denn wär' aus mir geworden,  
Wenn ich auf dem weiten Wege  
Dich nicht angetroffen hätte?  
Alles, was im heißen Sommer  
In mir blüht und sengt und lodert,  
Hat mich ja zur Winterszeit  
Wie mit einem Schlag verlassen.  
Und so komm' ich zur Erkenntnis,  
Daß, wenn ich gedeihen soll,  
Ich doch nie auf eig'nen Füßen  
Ganz allein und nur für mich  
Durch die Welten wandern darf.  
Deinen Schutz und deine Hilfe,  
Deine Wärme, deine Güte,  
Deine Größe, deine Reinheit,  
Kann und darf ich nie entbehren!“

„Ja“, erwidert ihr die Freundschaft,  
„Du hast recht und wahr gesprochen;  
Ohne Freundschaft ist die Liebe  
Nur ein üppig rasches Blühen,  
Flüchtig wie das Licht der Sonne,  
Zwischen dunklen Wolkenmassen,  
Das verlöscht, eh' es erwärmt;  
Nur ein Strahl von fernen Sternen,  
Welche zwar dein Aug' erfreuen,  
Aber keine Wärme spenden:

Ohne Freundschaft ist die Liebe  
Nur wie Duft von Tuberosen,  
Süß betäubend, doch gefährlich,  
Mild berauschend, doch vergänglich;  
Willst du aber Menschenherzen  
Dauernd froh und glücklich machen,  
Ohne Gram und ohne Kummer,  
Doch auch ohne eitles Hoffen,  
Recht vom Grunde aus zufrieden,  
Dann verbinde dich mit mir:  
Mit der Innigkeit und Reinheit  
Reich für alle Jahreszeiten,  
Reich für Freude und für Trauer,  
Reich für jedes Lebensschicksal;  
Das ist echte, rechte Freundschaft!“

\* \* \*

Rastlos dreht das Rad der Zeiten  
Seine Speichen rund im Kreise  
Und der Tag, er bringet jedem  
Mannigfache Kummernisse,  
Bringet Hoffen und Enttäuschung,  
Bringet Gaben hundertfältig,  
Die der Menschen Sinn erfreuen;  
Doch von allen diesen Gaben,  
Die des Lebens Schicksal bietet,  
Weiß ich eine als die größte  
Und weiß keine mir so kostbar  
Als die Freundschaft treuer Seelen.

— — — — —  
Viele Güter hat das Leben,  
Vieles Schöne, vieles Edle,  
Doch die wahre Seelenfreundschaft  
Ist das schönste Gut auf Erden!



## DES WEISEN SPRUCH

Auf seines goldnen Thrones Pfuhl  
Saß stumm des Herrschers Majestät;  
Vor ihm die Großen seines Reichs  
Bei vollen Tafeln, schwerkgeziert  
Mit Silber und mit Prunkgerät  
Und reich bedeckt mit Speis' und Trank.

Da trat mit ehrfurchtsvollem Schritt  
Ein Kämm'rer vor des Fürsten Thron  
Und neigt das Antlitz tief herab,  
Die Stirne an des Thrones Stufen  
Und spricht: „Erhab'ner, weiser Chan,  
Gebierter, Herr und Licht der Welt!  
Vor deines Zeltes Eingang steh'n  
Drei Brüder, deines Reiches Diener,  
Des großen Häuptlings Tamar Kinder,  
Der letzte Nacht verstorben ist.  
Sie sind im Streit um ihres Vaters  
Geerbten Gutes, das er sterbend  
Den Söhnen hinterlassen hat.  
Und jeder von den Dreien sagt es,  
Daß ihm allein gebühre nur  
Des Vaters unermesslich Reichtum.  
Sie fleh'n zu dir, erhab'ner Herr,  
Du wollest nach des Mahles Ende  
Vernehmen ihres Hauses Zwist  
Und richten dann in deiner Weisheit!“

„Führt sie herein“, ruft aus der Chan.  
Und demutvoll, jedoch im Schmuck



Der vollen Rüstung, schwerbewehrt  
Mit Schild und Bogen, Schwert und Köcher,  
Wie sich für Häuptlings Sprossen ziemt,  
Das Knie gebeugt, so treten sie  
Vor ihres Herrschers stolzen Thron  
Und werfen auf den Boden sich,  
Um huldigend sich dem zu nah'n,  
Von dessen strengem Richterspruch  
Sie Recht erfleh'n. „Warum der Streit?“  
Frug jetzt der Fürst, „sagt an — und kurz!“

Da sprach der Älteste von ihnen:  
„O Herr, vernehmt, was uns bedrückt:  
Drei Brüder sind wir; letzte Nacht  
Starb uns der Vater. Reiches Gut  
An Herden, Rossen, Zelt und Waffen  
Ließ er zurück als Erbe uns.  
Doch — ach — zugleich ein böses Wort,  
Das uns'res Streites Quelle ist,  
Und jedem an die Seele greift  
Wie eine Glut, die sengend brennt.  
„Nur einer“, sprach er, „ist mein Sohn,  
Der rechte, mein' ich, mir gehörig,  
Die and'ren zwei hat nur die Schmach  
Und Schande mir ins Haus gebracht;  
Den Einen segn' ich, Fluch den Zwei'n!“

— — — — —  
„Und so im Zorne rafft' der Tod  
Den Vater uns hinweg, bevor  
Er diesen ‚Einen‘ uns genannt  
Und damit klar uns offenbart',  
Daß dieser EINE — Erbe nur

Und rechter Sohn dem Vater war.  
Wir stritten hart, da noch im Zelt  
Des Vaters toter Körper lag,  
Und kommen nun zu dir, o Chan:  
Entscheide du in deiner Weisheit  
Vor allen Großen deines Reichs  
Und allem Volke, das versammelt,  
Den Streit! Dein Diener hat gesprochen.“ —

Der Herrscher sah die Brüder an,  
Das Haupt gestützt und lange schweigend.  
Dann plötzlich aus den Augen schoß  
Wie grauer Blitz der Blick auf sie;  
Und langsam sprach er: „Höret mich!  
Ich kannte euren alten Vater  
Als Meister kühn im Waffenspiel,  
Und niemand meines großen Volks,  
Dess' ganzer Ruhm die Kriegskunst ist  
Und das mit Pfeil und Wurfgeschöß  
Die Welt erbeutet und besiegt,  
Hat je die Pfeile so geschnellt  
Dem sich'ren Ziele zu wie er;  
Drum lautet so mein Richterspruch:  
Des Vaters r e c h t e r Sohn ist nur,  
Wer ihm gefolgt in seiner Kunst.  
Das schärfste Auge, straff der Arm,  
Den Pfeil am sichersten ins Ziel!  
Erprobt es nun und jener nur  
Ist Erbe eures Vaters Gut,  
Der hier den besten Schuß getan!  
— Des Schusses Ziel . . . wähl' ich euch selbst!  
Denn prüfen will ich, ob auch Mut

Und Kraft in euren Herzen wohnt.  
Den Vogel hoch im Flug, ein Tuch,  
Geworfen rasch von flinker Hand —  
Ist Knabenwerk; solch' eitel Spiel  
Ist nicht für euch! Ich wähle heut'  
Ein ander' Ziel, wie keines noch  
Ihr je geschaut — und dieses ist,  
Vernehmt es wohl: des Vaters Leib,  
Des toten Vaters kalter Leib!!  
Herbei mit ihm und bindet ihn  
An jenes Baumes dürren Stamm.  
Beginnt nun gleich und jener, der  
Der rechte Sohn des Vaters ist,  
Der treff' ihn gut! Das ist mein Spruch!!“  
Man schleppt des Vaters Leichnam her  
Und fesselt ihn; das Volk erstarrt  
Vor Schreck und blickt betroffen, stumm  
Auf dieses seltsam' Schauspiel hin.

Der erste nun der Brüder nahm  
Mit finst'rem Auge sein Geschöß,  
Prüft' trotzig seines Bogens Kraft  
Und spannt' bedächtig dessen Strang.  
Weit vorgebeugt und starren Blicks,  
So stand, des Pfeiles Knauf am Ohr,  
Er zielend nach des Vaters Leib — — —  
Und jetzt . . . ein Klang, dem Seufzer gleich,  
Wie Klage-ton von blassen Lippen,  
Der schmerzenvoll zum Ohre dringt,  
So tönt es von des Sohns Geschöß —  
Und in des toten Vaters Brust,  
Dem Herzen nah, stak tief der Pfeil.

Des Volkes Spannung löste sich  
Aufatmend in ein leises Murmeln,  
Das schwül wie heißer Steppenwind  
Vor nahendem Gewitter ging  
Umher im Kreis. — — Doch raschen Schritts  
Nahm jetzt der Zweite seinen Stand,  
Warf einen Blick voll Hohn auf den,  
Der grad den ersten Schuß getan,  
Und dann voll Übermut aufs Volk,  
Das ihn umgab mit starrem Staunen;  
Erhob den Bogen, spannt' ihn dann  
Mit sich'rer Kraft, als gält's ein Spiel,  
Den Pfeil darauf und zielt — — und zielt — —  
Ein schriller, weher Laut, als flög'  
Durch dürres, welkes Laub verscheucht  
Ein Vogel angsterfüllt davon . . .  
Und — losgeschneilt vom Strang der Pfeil  
Stach mitten in des Vaters Herz!! — —

Und auf den Jüngsten blickt' das Volk  
Voll Neugier, was nun kommen wird;  
Denn in des Bogens Kunst gepriesen,  
War er bekannt als bester Schütz'  
Im ganzen Land; zu spalten scharf  
Der Brüder Pfeil mit seinem Pfeil  
Vom Knauf zum Eisen war ihm Spiel.

Den Bogen nahm er, nahm den Pfeil,  
Blickt auf den Leichnam dort am Stamm  
Und prüft und spannt und prüft und spannt —  
Doch schlaff sinkt ihm der Arm herab  
Und kraftlos das Geschoß zur Erde;

Und aus den Augen stürzen Tränen,  
Dann vor dem Herrscher fällt er nieder:  
„Und sei dein Thron, o Chan, der Preis  
Für dieses Ziel, das du gesteckt,  
Treff Schande mich und Tod, ich kann  
Nicht zielen auf des Vaters Brust!  
Verteil das Erbe jenen beiden,  
Die ihren Meisterschuß getan;  
Ich will voll Müh in Arbeit leben,  
Doch nach dem Vater schieß' ich nicht,  
Und ließest du, o Herr, mir auch  
Die Hand zerspalten und zerhau'n  
Mit deines scharfen Schwertes Schneid'!“

Aufschrie das Volk! Wie Blitzesfunke  
Vor jeder Seele stand's: „D e r ist!  
Das ist der rechte Sohn und Erbe!“  
Kaum merkbar lächelte der Fürst,  
Als zuckt' nach schwerem Ungewitter  
Am Firmament ein Wetterleuchten . . .  
Dann sprach er also: „Wohl, du bist's!  
Bei meinem Bart! — — Untrüglich zeugt  
Des rechten Vaters Blut in dir!  
So nimm denn auch des Vaters Erbe,  
Das dir zu Recht gebührt! — — Doch ihr,  
Ihr beiden dort, erwieset euch  
Unwürdig und dem Vater fremd  
Und euer Herz sprach nicht von Lieb'  
Für den, den ihr den V a t e r nanntet;  
Nur Gier nach Gold, nach Hab' und Gut,  
War eures Schusses Zweck und Ziel!  
Hinweg! Für immer aus den Augen!

Weh' euch, wenn ich euch je erblicke  
In meines stolzen Hofes Kreis.  
Das ist mein Spruch!“

Und alles schrie  
Laut jubelnd, tosend und verzückt  
Vor dieses Spruches Majestät:  
„Hier hat ein Gotteswort gerichtet,  
Nicht Menschensinn hat es vollbracht!  
Im Herzen schlummert unbewußt  
Ein mächt'ger Drang, und immer zieht  
Das Blut zum Blut; welch' hehres Schauspiel!  
Gesegnet seist du, großer Chan,  
Und deine Weisheit sei gepriesen!!!“



## DER DUNKLE RITT

Der Vorhang fiel — vollendet war der Weg. —  
Die Glocken, die den düst'ren Trauerzug  
Mit Tönen dumpf geleiten, sind verstummt,  
Nur noch ein leises Zittern, Seufzern gleich  
Erklinget, kaum vernehmbar, hauchend fast,  
Wie letztes Abschiedsflüstern durch die Luft, —  
Dann fällt der Vorhang und das Spiel ist aus!

Die Seele aber schwingt sich hoch empor  
Zu jenen Höhen, wo die Götter wohnen,  
Dort in Olymps unsterblichen Gefilden,  
Wo viele schon vom alten Freundeskreis,  
Vom Leben müde und der langen Fahrt  
Nach hartem Kampf zur letzten Rast gelangten.

In dichtem Nebel scheint die Welt gehüllt,  
Kein Blatt auf krummen Weiden will sich regen,  
Die trübe Luft mit grauem Dunst erfüllt,  
Durch den sich stumm nur Schatten still bewegen;  
Kein Vogelsang, kein blasser Sonnenstrahl  
Und alles rings im Kreise bleich und fahl,  
Das Herz bedrückt von Düsterkeit und Trauer,  
Als stünde es vor einer schwarzen Mauer,  
Gewaltig, hoch, von ragender Gestalt  
Gleich einer dunklen Zwingburg von Basalt;  
Davor des Flusses düster schwarze Flut,  
An dessen Ufer Boot und Fährmann ruht.  
Man fühlte nur, vom jähen Tod gefällt:  
Hier ist der erste Schritt zur Unterwelt!



Es drängen sich zum Strome bleiche Seelen  
Als gilts die Fahrt ins unbekante Weite,  
Doch niemand kann des Weges Richtung wählen,  
Sein Schicksal wandelt jedermann zur Seite,  
Nur sein Gesetz befiehlt in dieser Stille;  
Der Tote schweigt und tot ist auch sein Wille!

Der Charon kam, er winket mit der Hand,  
Und deutet hart gebietend auf den Kahn,  
Die Schatten steigen ein, am Uferrand  
Da gleiten sie die dunkle Wasserbahn,  
Den grausen Strom entlang und alles stumm,  
Nur düst're Einsamkeit im Kreis herum.  
Des Todes Fährmann rudert wortlos leise  
Die Flut hinab zu seinem dunklen Ziel;  
Wie trostlos öde scheint die letzte Reise,  
Wie hart der Mann an seines Kahnes Kiel!  
Man fühlts und doch, man muß das Leid bezähmen,  
Die Welt versinkt bei diesem Abschiednehmen . . .

Da endlich leuchtet es wie Morgenrot!  
Der Himmel klärt sich, schwere Wolken schwinden,  
Die Felsenberge aus Basalt geformt  
Sie öffnen weit die grauen, mächt'gen Pforten  
Und dort im Schmuck des ersten Maiengrüns  
Erscheint — wie seltsam doch — voll Herrlichkeit  
Ein grünes Tal, ein wahres Paradies,  
Voll Zauber, hell und reich im Frühlingsschmuck.

Sie landen, von Gestalten laut empfangen,  
Nur Schatten zwar, wie Nebelbilder hohl,  
Doch immerhin erkennbar wie zuvor,

Wie sie im Erdenleben einst gewesen,  
Und alles drängt voll Ungeduld zum Boot,  
Das aber niemand eh verlassen darf  
Bevor er nicht dem stummen, grausen Mann  
Das Fahrgeld hingereicht, das er begehrt.

Indeß erschien ein Bote, groß und stumm,  
Ein schwarzer Mantel hüllte die Gestalt,  
Das Antlitz unerkant und tief verschleiert,  
Nahm still des neuen Gastes Hand und führt'  
Ihn fort auf weite lichte Bergeshöh,  
Um vor des Höchsten Thron ihn gleich zu bringen.  
Von ihm geführt und seiner Freunde Schar,  
Betrat er zag den letzten Schicksalsweg.  
Es war ein seltsam banges Wehgefühl,  
Das ihn auf diesem Wege jäh erfaßt,  
Wie etwas, das er nie zuvor gefühlt,  
Das ihm das Restchen Seele, das noch war,  
Zu grauer Asche zu zermalmen drohte.  
Der Bote schien es jenem nachzufühlen;  
Er sah ihn an mit halberlosch'nem Blick,  
Dann drückt er tröstend ihm die kühle Hand,  
Als wollt' er sagen: „Mut, verzage nicht!  
Die Götter sind barmherzig, wenn auch streng!“

Mit einem Male stand vor gold'nem Thron  
Der neue Gast geblendet, wortlos starr!  
Was er erblickt, das läßt sich nicht beschreiben,  
Hiezu reicht keines Erdenmenschen Kraft,  
Und wär' ihm selbst die Phantasie verlieh'n,  
Aus der der Dichter sich Gestalten formt.  
Der Glanz um ihn beraubt ihn seiner Sinne,

Er steht und fühlt der Gottheit ew'ge Größe,  
Er hört das Wort, doch sehen kann er nichts!  
Es scheint, daß ihm für solche Herrlichkeit,  
Für soviel Glanz und unsagbare Pracht  
Sein menschlich Auge nicht beschaffen ist,  
Und daß ein einz'ger Strahl von diesem Thron  
Für ewig ihn und restlos blenden müßt'!

Doch aus der Tiefe dieser hellen Glut  
Ertönt mit einem Mal das Wort von „Ihm“,  
Dem Höchsten, Einzigen, Erhabenen,  
Dem Urquell alles Werdens und Vergehens,  
Den menschlich Auge nie erblicken kann,  
Den es nur ahnt mit seiner Seele Schwingen,  
Unnahbar, groß, erhaben und gewaltig!  
So mächtig klang sein Wort, so tief erschütternd,  
Als würde hart ein schwerer Riesenhammer  
Im Ohr des Hörers auf den Ambos fallen.

„Was ists mit dir? Sag an! Wer bist du — sprich!  
Was hast du dort in deiner Welt getrieben?  
Verhehle nichts, denn hier gilt nur die Wahrheit,  
Und jeder Trug erscheint hier ungeschminkt.  
Nun denn, beeile dich und schnell bekenne!“

„Erhab'ner Du, dess Anblick mir verborgen  
Und dessen Stimme ich nur bang vernehme,  
Ein Arzt war ich in meinem Erdenwandel,  
Ein armer Teufel, selten gern geseh'n,  
Von wenigen erwünscht, wie's eben geht.  
Doch was ich konnt zu raten und zu helfen,  
Das tat ich gern, nach Wissen und nach Kräften.

O Herr! Mein großer Gott! Du weißt es selbst  
Wie wenig wir im Grunde doch vermögen.  
Die Gottheit gab hierin uns wenig Macht,  
Das Wissen karg, das Können — ach — noch karger!  
Indess' — versucht ich des Berufes Pflicht  
Mit bestem Willen redlich zu erfüllen!“

„Was hast du sonst auf Erden noch getan,  
Um dort der Menschheit freudevoll zu dienen?“

„Erhab'ner Du, unendlich groß und hehr!  
Ich hab' noch überdies aus inn'rem Drang  
In stillen Weihestunden mich versucht,  
Was in mir lebte, formend zu gestalten;  
Und das, was ich empfand in meiner Brust  
In rechtem Ausdruck lyrisch zu umkleiden;  
Mit einem Wort — verzeih — ich war ein Dichter;  
Ein kleiner zwar, das mag Dich gnädig stimmen,  
Doch immerhin, ich war's, o großer Zeus!“

„Was höre ich“ — erklangs wie Donnerrollen —  
„Was sagst du da, du warst ein Versefex,  
Ein Dichter, wie? Ja lebt denn dieses Volk  
Noch immer dort auf eurer Erdenwelt?  
Seid ihr noch immer toll aufs Reimgeklingel,  
Mit dem erbarmungslos ihr andre quält?  
Von Dichterlingen hab ich grad genug!  
Und damit kommst du mir vor diesen Thron,  
Als Dichter meine Gnade zu erwirken?  
Was fällt dir ein? Du glaubst vielleicht am End',  
Daß doch im Himmel droben etwas gilt  
Womit im Leben du fast nichts erreicht?“

„O Herr, erbarme Dich, nur sagen will ich  
Was Dich vielleicht zur Milde stimmen kann;  
Ich war . . . ich wollt' . . . ich meine eben nur . . . ,  
Ich bin verwirrt und meine Zunge stockt,  
Ich stammle kaum und weiß nicht was ich sage . . .

„Genug, sei still, Apollo mag erscheinen —  
Und seine Meinung über diesen Dichter  
Will ich vor der Entscheidung noch vernehmen!“

Apollo kam, voll Glanz die Lichtgestalt,  
Erschien er mächtig vor dem gold'nen Thron,  
Verbeugte sich und sprach: „Was wünschest Du,  
Du Herrlichster, daß ich vor Dir berichte?“  
Und Antwort tönt vom unsichtbaren Mund:  
„Sieh dir dies Zwerglein an, das vor dir steht!  
Ihn hat der Todesengel hergeführt,  
Um hier von mir das Urteil zu empfangen;  
Ein Arzt war er auf Erden, nicht genug,  
Er war auch Dichter, sagt er, zwar nur klein,  
Doch immerhin, er wars, behauptet er,  
Weißt etwas du von ihm, und spricht er wahr,  
So magst du's hier getrost vor mir bekunden;  
Was Schönheit, Kunst und Poesie betreffen  
Bist mächtig Du, bestimmend und allwissend!“

Da nahm Apoll den Armen bei der Hand,  
Und sah ihm tief ins kaum erlosch'ne Auge —  
Dann lächelt er ganz zart und flüchtig nur,  
Als wenn ein Sonnenstrahl vorüberhuscht  
Und sprach: „Ja, Herr, den kenne ich so weit,  
Nun ja —, ein Dichter mag er füglich sein,



Doch war er harmlos, klein, ein Träumer nur!  
Mit seinem Schaffen hat, das ist gewiß,  
Die Welt er nicht erschüttert, keinen Zoll!  
Doch mag dem Kleinen zum Verdienst gereichen,  
Den Freundeskreis, dem treu er angehört,  
Hat er in manchen Stunden, dann und wann,  
Nach seiner Kraft erfreut mit Lied und Wort' —  
Zudem — verzeih' was ich bisher vergaß —  
Er ist Schlaraffe, Geist von meinem Geist,  
Und Dichter sind sie alle, durch die Bank,  
Wenn nicht im Wort, so sicher im Gefühl,  
Schlaraffe sein, heißt fühlen und heißt schaffen!  
Und wenn der Kleine da zum Dichter ward,  
Was kann der Arme schließlich denn dafür?  
Ein großer? Nein! Die Schwingen reichten nicht,  
Um ihn auf Parnas Höhe hoch zu bringen.  
Doch wer trägt Schuld, wenn es ihm nicht gelang?  
Weshalb gabst Du die rechte Kraft ihm nicht,  
Damit er größer wurde als er war?

Drum meine ich —, verzeihe, daß ich's wage,  
Es hier vor Deinem Throne auszusprechen —  
Sei gnädig ihm und richte nicht zu streng,  
Er konnt' nichts andres als Schlaraffe tun  
Als träumen, dichten, in Phantomen leben!  
Die Luft auf Erden im Schlaraffenreich  
Erscheint mit solchen Dingen ganz geschwängert,  
Da wird so mancher dieser Lockung Opfer,  
Besteigt ganz keck den lahmen Pegasus  
Und dichtet dann drauf los nach seiner Kraft!  
Soweit die Ansicht Deines treuen Dieners!“



Und Zeus — sich kurz besinnend — sprach sodann:  
„...So — so — S c h l a r a f f e war er auch? Nun denn:  
Ich sehe gerne diese Bläßgesichter!  
Sie stehen doch dem Herzen näher mir  
Als viele andre von dem Erdgelichter.

Nur dir zu lieb, Apollo, teurer Sohn,  
Der du Beschützer dieser Gilde bist,  
Will ich dem Dichter denn auch gnädig sein:  
Will sippen er in der Schlaraffen Kreis,  
So mag er's tun, so oft es ihm beliebt;  
Reizt ihn jedoch zu sehr Poetenlust,  
Die ihm die Gottheit etwas karg bemessen,  
Dann darf er hoch hinauf zu jenen dort,  
Die einst der Götter Rat erlesen hat;  
Den wirklich Großen im Gebiet der Kunst,  
Um sich am Anblick wahrer Geisteshelden  
Bewundernd und in Demut zu erfreuen.

Nur merke, nicht zu nah'! Mehr bei der Tür  
Und höchstens nur im Schatten der Titanen!  
So ist mein Urteilspruch! Apollo, du,  
Geliebter Sohn, nimm ihn in deinen Schutz  
— Da dir Schlaraffen ja so nahe stehen —  
Und führe ihn zum Orte der Bestimmung!“

So dröhnt' die Stimme aus der Lichterglut;  
Es nähert sich Apoll, nimmt ihn beim Arm,  
Und führt den Dichter liebeich mit sich fort;  
Dann spricht er mild belehrend: „Hör' mein Sohn,  
Das Urteil hast du nun von Zeus vernommen,  
Ich füge noch hinzu und mein' es gut:

Unsterblich? nein! als Dichter wirst du nicht!  
So hoch zu greifen bleibt dir stets versagt,  
Zu schwach und matt war dir hiezu dein Flug.  
Jedoch vielleicht im Lied, das du geschaffen?  
Es hat selbst mir, so oft ich's hört', gefallen!  
Jetzt still, hörst du? Von unten tönen Stimmen,  
Ganz zart und dünn, doch deinem Ohr vernehmbar,  
Es ist ein Lied und dir nicht unbekannt,  
Wahrscheinlich sind's Studenten wo im Krug,  
Die sich an frohen Liedern hell begeistern.

Vernehme denn: So lange noch die Jugend lebt  
Und heiß in ihrer Brust Studentenherzen schlagen,  
So lang am deutschen Rhein die gold'ne Rebe wächst  
Und fröhlich jauchzt das Volk beim jungen Maienwein,  
So lang am Donaustrand ein frohes Lied ertönt,  
Am Neckar und am Main der echte Frohsinn lebt,  
So lange noch die Jugend schwärmt und hofft und liebt  
— So lang lebt auch dein Burschenlied und du in ihm!  
Dann klingt im deutschen Land es hell in Saus und  
Braus:

Sing — Sang, Kling — Klang,  
Es zoge ein Bursch hinaus!

# INHALT

## GEDICHTE

Der Blinde . . . . .	11
Ein Traum . . . . .	13
Am Fliederbaum . . . . .	16
Vision am See . . . . .	17
An der Weggscheid' . . . . .	19
Wiegenlied . . . . .	21
Scheiden . . . . .	22
Schwanengesang . . . . .	23
Einsicht . . . . .	24
Doinen . . . . .	25
Frühlingserwachen . . . . .	30
Zu spät! . . . . .	31
Übers Jahr . . . . .	33
Umweg . . . . .	34
Sehnsucht . . . . .	35
Frühlingswehen . . . . .	37
Ein altes Lied . . . . .	38
Jahreswende . . . . .	39
Waldesrauschen . . . . .	40
Flucht vor dem Leide . . . . .	41
Frühlingsende . . . . .	42
Nachtgeflüster . . . . .	43
Mon Repos . . . . .	44
Glücksgefühl . . . . .	45
Wie das Meer . . . . .	46
Frühlingszauber . . . . .	48
Der acherontische See . . . . .	50

Besuch . . . . .	52
Das Glück . . . . .	53
Herbstblüten . . . . .	54
Rückblick . . . . .	57
Die Blumennymphe . . . . .	58
Am Grabe Lenaus . . . . .	59
Das Meer . . . . .	62
Die Zeit . . . . .	64
Herbststahnung . . . . .	66
Im Kreislauf des Lebens . . . . .	67
Waldesflüstern . . . . .	68
Der Toten Erdentag . . . . .	70
Der Waldsee . . . . .	73
Die Nacht am Meere . . . . .	76
Wer weiß? . . . . .	78
Trugbild . . . . .	80
Trost . . . . .	82
Im ewigen Kreislauf . . . . .	84
Allerseelentag . . . . .	85
Der Liebe wahrstes Bild . . . . .	86
Ein morscher Baum . . . . .	87
Das Schiff . . . . .	88
Reflexion . . . . .	90
Nacht am Weiher . . . . .	92
Blätterfall . . . . .	97
Abenddämmerung . . . . .	99
Meeres-Stimmung . . . . .	101
Lebensspruch . . . . .	102
Herzenseinsamkeit . . . . .	103
Träumerei . . . . .	105
Dunkle Frage . . . . .	107
Sonnenuntergang . . . . .	109

Gereifte Jahre . . . . .	111
Zu Allerseelen . . . . .	114
Sommerabend . . . . .	117
Nachts, wenn alle Stimmen schweigen . . . . .	119
Meditation . . . . .	121
Vergänglichkeit . . . . .	122
Einsame Betrachtung . . . . .	123
Am schwarzen Strom . . . . .	125
Der Sinn des Lebens . . . . .	127
Ein Traumbild . . . . .	130

### BALLADEN UND LEGENDEN

Barmherzigkeit . . . . .	135
Baba Dochia . . . . .	138
Die Wallfahrt . . . . .	143
Der Ruf der Sehnsucht . . . . .	150
Die Heldenmutter . . . . .	170
Eine Vision . . . . .	180
Zwischen zwei Welten . . . . .	192

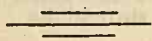
### ROMANTISCHES EPOS

Fata Morgana	
1. Grigori . . . . .	207
2. Anicutza . . . . .	227
3. Assad . . . . .	252

### SONETTE, GEDICHTE, BALLADEN

Freundschaft . . . . .	287
Sehnsucht . . . . .	288
Du bist der Lenz . . . . .	289
Mahnung . . . . .	290
Zueignung . . . . .	291

Schattenbild . . . . .	292
Verzicht . . . . .	293
Wo du nicht bist . . . . .	294
Ergebung . . . . .	295
Resignation . . . . .	296
An die Muse . . . . .	297
Am Klippenstrand . . . . .	299
Trug . . . . .	300
Die Flucht . . . . .	301
Erkenntnis . . . . .	304
Franz Schubert (1828—1928) . . . . .	305
Gruß an die Vergangenheit . . . . .	308
Der arme Scholar . . . . .	309
Ein einfach Lied . . . . .	311
Erlösung . . . . .	312
Abwehr . . . . .	315
Einst und Jetzt . . . . .	316
Wiedersehen . . . . .	318
Nixenzauber . . . . .	320
An einen Dichter . . . . .	325
Erfüllung . . . . .	327
Winterbild . . . . .	328
Im Seminar . . . . .	330
An einen Freund (Gedenkblatt) . . . . .	334
Prolog (L. v. Beethovens 150. Geburtstag) . . . . .	337
Weihegruß (zur Enthüllung des Goethe-Denk- males am 17. Mai 1932) . . . . .	341
Liebe und Freundschaft . . . . .	345
Des Weisen Spruch . . . . .	355
Der dunkle Ritt . . . . .	362





Sudetendeutsche Tageszeitung (15. Dezember 1933). Nur wenige von denen, die es gesungen haben und singen, wissen, daß ein Lied dieses Dichters in fast aller deutschen Studenten-Mund ist. Das Lied „Ein treues Herz voll Liebeslust, an Liedern reich und Sangeslust...“. Es gilt für ein altes Prager Lied, aber es entstand in froher Frühlings-Weinstimmung zu Grinzing beim Heurigen, und seine Dichter waren der Prager Austrianer Srnka und der Wiener Saxone Kalinczuk. Das war in seliger Jugendzeit. Nun ist der Herbst des Lebens da, aber die alte Dichterkraft regt sich noch in unablässigem Drängen, das Leben zu deuten und das Empfinden zu gestalten. Freilich nicht mehr im nur halb wehmütig gestimmten Studentenlied. Die Wehmut ist ernster und schwerer geworden, das melancholische Rieseln des Herbstregens und das Rascheln des Blätterfalles geben die Grundmelodie, dunkle Schatten der Sehnsucht liegen breit neben spärlichem Licht froher Augenblicke. Unerfüllbarkeit des niemals endenden Glückverlangens senkt Bitterkeit in die Seele. Diese Sammlung reifer und besinnlicher Verse ist fast durchaus auf Moll gestimmt. Was ist das Glück? Eine erzählende Dichtung: „Der Ruf der Sehnsucht“, vielleicht die bedeutendste des Bandes, schließt der Dichter:

„Durch alles geht, was einst ein Gott erschuf  
Ein einz'ger Trieb, ein einz'ger Sehnsuchtsruf:  
Bricht auch das Aug', sein letzter müder Blick,  
Er fällt auf's Glück!“

„Traumland“ heißt Kalinczuks Buch. Traumland, das ist das Leben selbst, durch dessen Vielfältigkeit wir wandern, von Traumnächten geführt. Neue Töne wird man darin vergebens suchen, aber Kalinczuks Dichtungen sind von einer reinen edlen Haltung, von einer vornehmen, gütigen Geistigkeit, Gedankendichtungen zumeist, Auseinandersetzungen mit Urfragen des Schicksals und des Daseins. Auch Erzählendes und Balladisches ist dem stattlichen Strauß beigefügt. Und hier leuchten Farben des Orients und von Kalinczuks rumänischer Heimat. Denn Kalinczuk ist Rumäne von Geburt, aber durch Studium und Lebensweg und Wahl des Geistes in deutscher Kulturwelt so verwurzelt, daß er in ihrer Sprache dichten konnte, daß er uns dieses reife, liebevolle, sehnsüchtige und noch immer jugendlich glückverlangende Altersbuch schenken konnte, das wir nicht ohne Ergriffenheit aus der Hand legen können und das einen leise verschwebenden Klang von Wehmut in uns zurückläßt. Karl Hans Strobl.

Neue Freie Presse vom 14. Juni 1934. Jonél Kalinczuk: „Traumland.“ (Krystall-Verlag, Wien). In dem Buch spricht aus seiner, dem Zeitlichen, Vergänglichem völlig abgewendeten Geisteswelt ein Neuer, bisher nur in den engsten Kreisen seiner rumänischen Heimat durch seine Dichtung „Die Glocken von Boruti“ (C. Frommes Verlag, Wien), durch sein fast in der ganzen Studentenwelt gesungenes Lied „Ein treues Herz voll Liebeslust, Sing-Sang, Kling-Klang“ und seine in den rumänischen literarischen Zeitschriften erschienenen „Schattenbilder“ bekannt, seine eigene poetische Sprache. Vielleicht ist das „Traumland“ des Dichters Jonél Kalinczuk der Wegbereiter auf der neuen Bahn echten dichterischen Schaffens. Der Inhalt seines Buches (Gedichte, Balladen, ein romantisches Epos) ist ungemein reichhaltig und wird jenem, der in der Abkehr von den Tagessorgen eine wirklich geistige Erholung und Erbauung erstrebt, all das bieten, was er unbewußt mit seiner Seele sucht.

R. S.

Süddeutsches Tagblatt, Dezember 1933. Hier liegen poetische Gaben vor, welche die sonst oft zu Unrecht gebrauchte Bezeichnung „Dichtungen“ wirklich verdienen. Eine reiche, stark fühlende Seele spricht aus diesen Versen. Die schmerzvolle Melancholie des Alters, das vergebens nach entschwendener Jugend zurückblickt, liegt in den meisten Gedichten, ergreifend heißes Sehnen nach fernem Glück zwingt mitzufühlen, Gedankenreichtum und starker Stimmungsgehalt in all den bunten Bildern zeichnen die Gedichte aus. In edler Klangfülle fließen die Rhythmen, vorbildlich für viele, die heute schaffen. Ungemein plastisch erstehen die Erlebnisse auch in Balladen und Legenden sowie in romantischen Epen. In vielen Gedichten ist rumänische Stimmung, rumänisches Volkstum in packender Lebendigkeit wachgerufen. Schon deshalb sind diese Gedichte lesenswert, da sie uns wenig Bekanntes meisterhaft nahebringen. Aus der allgemein wehmütigen Grundstimmung des Buches steigen da und dort fröhlich lebensfrische Töne empor, doppelt wirksam und zündend in der schwermütigen Nachbarschaft. Zuweilen wird der Dichter in seinem Ausdruck so wunderzart, daß die Verse klingen wie in einem süßen halbverwehten Volkslied. Es liegt ein eigener schmerzlich schöner Zauber über diesem Buch, dem sich niemand, der mit Gefühl zu lesen weiß, wird entziehen können. Der Verlag hat mit der Herausgabe dieses Werkes eine beachtenswerte Tat vollbracht.

St.

Neues Wr. Tagblatt. 13. IV. 1934. Die neuere deutsche Lyrik ist von den schöpferischen Zuflüssen der großen lyrischen

Gewalten einer noch in den Zauberkreis Goethes gebannten Kunstübung gespeist, zehrt aber auch von den unmittelbarer einstürzenden Wogen der Nietzsche-Dehmel-Zeit mit ihren neuen Impulsen, die alte Formen sprengten. „Traumland“ von Jonél Kalinczuk ist ausschließlich der schlichten Weise und Strophe verpflichtet, wie sie noch Lenau gestaltete. Auch von seiner sanften und doch herben Melancholie überweht ist es, nicht so sehr unter seinem Einfluß, als wegen einer verwandten Sphäre, die dem stärkeren Ingenium erlauge, hätte sie ihm nicht auch eigene Grundelemente lyrischen Weltgefühls entgegensetzen. Lenaus Welt aber ist es, die sich hier der eigenen Welt eines Dichters vermählt und ihr Schwung und Kraft von ihrem eigenen Wesen verleiht. Es ist die gleiche Wehmut, die sich an den Herbst und den Blätterfall, an das Waldrauschen und die dunklen Gefühle der Herzeinsamkeit hingibt, an Meditationen der Vergänglichkeit, an den Zauber von schwarzem Moor, an Schilf und Farn und die Geister eines ruhenden Weihers, und doch ist es mehr als ein Tönen, das wie geisterhaftes Spiel der Meistergeige schwingt, auf der sich eine neue Hand versucht. Es ist dankbare Liebe, die sich zu dem Meister bekennt und eigene Blüten als Strauß auf sein Grab legt.

Max Fleischer.

Deutsche Corpszeitung, Frankfurt (Februar 1934). Von dem bekannten und hochgeschätzten Marienbader Arzt Jonél Kalinczuk ist im Wiener Krystallverlag ein Versbuch „Traumland“ erschienen, das jedem Leser Vieles und Neues zu sagen hat. Kalinczuk schrieb ein großes romantisches Epos: „Die Glocken von Boruti“, das allein ihn unter die beachtenswerten Dichter gereiht hätte. Mit seinem Namen ist aber auch das unsterbliche Studentenlied: „Ein treues Herz voll Liebeslust“ verwoben. Man erzählt von dem Dichter Richard Dehmel, daß er als Knabe stundenlang still zuhorchte, wenn der Wald um sein Elternhaus rauschte, und daß dieses Waldesrauschen lebenslang seine Poesie beeinflusste. So mag es wohl auch Kalinczuk gegangen sein, auch in seinen Gedichten rauschen Wälder und klingen die Heiden, doch sind es nicht die Eichen Dehmels, es sind die Wälder Rumäniens. Braunlockige Mädchen lachen, es klagt die Doina, das rumänische Sehnsuchtslied und Kobzакlänge begleiten den Horareigen, zu dem sich die Liebesleute die Hand reichen. Trotz dieses Grundtones, der wie leise dunkle Musik seine Verse untermalt, ist Kalinczuk ein deutscher Dichter, der Sprache und den Gedanken nach. Die ewige Frage des grübelnden Deutschen klingt immer wieder auf:



„Jedoch das Leben, magst du mir erklären, Wozu besteht es und zu welchem Ziel?“ usw. In dem schönsten Gedicht der Sammlung „Nachts, wenn alle Stimmen schweigen“ erkennt der Dichter seine Mission. Da ist immer eine Stimme, die flüstert und fragt, ob ihm wohl nichts entging, denn er muß alles sehen, alles hören, alles fühlen — um es dann in Worte umschmelzen zu können — ewige Qual und ewiges Glück des echten Poeten.

Dr. Viktor Mikka.

**Glerner Nachrichten**, Dezember 1933. Der geschätzte und vielbeschäftigte Arzt, Dr. med. Kalinczuk in Marienbad, hat eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte aus früherer und jetziger Zeit herausgegeben, die zum Reifsten und Schönsten gehören, was die letzten Jahre an Poesie hervorgebracht haben. Seine Lieder sind ein Dank an den Schöpfer, der uns mit empfänglichen Sinnen mitten in sein All gestellt hat, ein Dank aber auch an seine Mutter, die ihm das Leben gegeben und die Jugend in Liebe betreute. Neben frohester Lebensbejahung steigt leise ein Nebel herauf, der den gereiften Menschen trennt von der Fülle des Erlebens und und ihn in stiller Wehmut erkennen läßt, daß alles vergänglich ist, Jugend und Kraft, Schönheit und Licht. Und er sucht nach Erkenntnis — und ringt um Antwort darauf, was werden wird, wenn der letzte Erdentag für ihn sich vollendet. Tiefgründige Zwiesprache mit der Stimme der Nacht wird ihm offenbar, daß alles Wissen vergeblich, daß nur der Glaube die Zweifel besiegt und uns den Weg nach vorwärts und aufwärts zu weisen vermag. A. T.

**Wiener Neueste Nachrichten**. Der Reinertrag dieses im Tonfall Ienauscher Schwermut gedichteten Versbuches ist den armen Blinden gewidmet und „Der Blinde“ heißt auch das ergreifende Eingangsgedicht. Die weltenschmerzliche Stimmung des mit viel Liebe zusammengestellten Buches, die Traumbilder und Reflexionen, die einsamen Waldseen und Trauerweiden, die Nixen und Nymphen im blassen Mondenschein, die Dämmerstunden unerfüllter Sehnsüchte werden hauptsächlich für Menschen Interesse haben, die in Erinnerungen leben. Die Stoffe der traditionell gestalteten Balladen sind der rumänischen Geschichte entnommen.

**Neues Wiener Journal**, 6. Februar 1934. Der rumänische Lyriker Jonél Kalinczuk, der seine Dichtungen in deutscher Sprache erscheinen läßt, hat im Krystall-Verlag, Wien, eine Sammlung von Gedichten, Balladen, Romanzen, Legenden und Epen herausgegeben, die er bezeichnenderweise „Traumland“ nennt.

Die Gedichte selbst sind von tiefer Naturbewunderung erfüllt und werden dem Frühling ebenso gerecht wie dem Herbst, der Sehnsucht der Jugend ebenso wie dem Scheiden im Alter. Auch in der Reihe dieser Gedichte findet man lyrische Blüten, die dem rumänischen Volkscharakter Rechnung tragen, und zwar in einer Serie von sechs Gedichten, die er „Doinen“ (Rumänische Klage- und Sehnsuchtslieder) nennt, besonders bezeichnend für das Empfinden dieses Volkes. Wie bei allen modernen Lyrikern spricht viel Resignation aus den Zeilen, so wenn er z. B. feststellt: „Auf dem Weg von Dir zu mir, irgendwo da sitzt das Nein“ ... Von tiefer Poesie erfüllt sind die Strophen „Herbstblüten“ und in dem langen Poem „Nacht am Weiher“ erhält man durch die dichterische Vermittlung des Autors starke Impressionen. Sehr poetisch sind „Sonnenuntergang“ und „Nachts, wenn alle Stimmen schweigen“. Wenn von der „Baba Dochia“, dem Frühlingssturm erzählt wird, hört man den Spielmann auf seiner uralten Kobza ein sehnsuchtsschweres Lied singen. ... Ein romantisches Epos „Fata morgana“ in drei Gesängen schließt diesen inhaltsreichen Band, bei dessen Lektüre man den Hauch innerer Erlebens spürt.

F. F.

Freie Stimmen, Klagenfurt 1933. Von ganz anderer Art sind die Dichtungen des Rumänen Jonél Kalinczuk, die, gesammelt in einem umfangreichen Band, mit dem Titel „Traumland“ (Krystall-Verlag, Wien) vorliegen. Rumänische Balladen und Legenden, außerordentlich dramatisch gestaltet, und ein „romantisches Epos“ verraten die Vorliebe des Dichters für große Formen. Aber auch kleineren Formen ist sorgfältige Pflege gewidmet, zarten, melancholischen Gesängen in der Art Lenaus, über denen viel kostbare Stimmung und die leise Wehmut des Ostländers liegen. Thematisch ungemein vielseitig wirken diese Lieder durch ihren männlichen Ernst.

Herbert Strutz.

Freie Stimmen (Klagenfurt). Dickbäuchige Gedichtbände erwecken meist Mißtrauen. Es geht ihnen wie den überfüllten Rosenhecken. Knospen und Ueberreifes, Müdes, schon im Fallen Befindliches hängt krank im Gezweige, vom Schimmer der Fehlerlosen zehrend...! Bei diesem Band ist es allerdings anders. Alles ist vasenreif! Gedichte, die sich im Suchen und Sagen voll dem Farbenrausch des Wortes geben, sich in Melodien der Heimat und des Orients wiegen. In beiden tief und schön! Ein Buch, das imstande ist, auch den grauesten Alltagshimmel mit blauseidenen Traumtapeten auszuschnücken.

Marienbader Zeitung, September 1933. Es ist die Gabe eines feinsinnigen, empfindsamen Dichters, der nicht in die Saiten griff, um die Hochflut poetischer Erzeugnisse überflüssigerweise zu vermehren, nein, Kalinczuk hat seiner Lesergemeinde wirklich vieles und neues in schönster Form zu sagen. — Schon als junger, lebenslustiger und flotter Korpsstudent in der schönen Donaustadt wußte er Töne anzuschlagen, wie sie das unter dem Burschenbunde pulsende junge Herz seiner Kommilitonen und aller deutschen Studenten höher schlagen ließen... Welcher Akademiker, welcher Sangesfrohe überhaupt kennt nicht und sang nicht sein unvergleichlich schönes, in seiner einfachen volkstümlichen Schlichtheit ans Herz sprechende, von Wehmut durchhauchte Lied „Sing Sang, Kling Klang, es zog ein Bursch hinaus“. Dieses Lied allein, hätte der Dichter weiter nichts geschrieben, hätte ihm ein stetes Treugedenken der akademischen Jugend, ja der deutschen Jugend überhaupt, mit Recht gesichert. — Sehr begrüßenswert ist der vorliegende reichhaltige und übrigens vom Verleger sehr geschmackvoll ausgestattete Versband: Durchwegs gute, sättigende, manchmal schwere Geisteskost, keine wesenslose gedankenseichte Goldschnittlyrik, wie sie uns heute unkrautgleich überwuchert. Gutes, gediegenes Gedankengold, oft aphoristische Perlen und farbensprühender Schliff, philosophische Vertiefung, holzschnittartige Wucht der Gestalten. Das ganze Menschenleben in seinen Höhen und Tiefen, in all seinen Wundern und Grauen, mit allen Ahnungen, Rätseln und Widersprüchen, schaut der Dichterseher mit prophetischem Sinn und Aug. Durch das geschliffene Prisma der Poesie betrachtet er das kurze Erdendasein mit allem Licht und allem Schatten und unter dem Aspekte der Ewigkeit, der Unendlichkeit. Das Gesagte mit Zitaten aus seinem schönen Buche zu belegen ist hier leider nicht möglich. Man nehme sein Buch, lese es und überzeuge sich selbst. So sehr ist Kalinczuk Lyriker, daß auch in den sieben längeren Dichtungen die in der zweiten Abteilung des Buches unter dem Titel „Balladen und Legenden“ zusammengefaßt sind, das lyrische Moment beiweitem überwiegt. Das Stoffliche, die Fabel, ist ihm auch da nur Mittel zum Zwecke, zum heiligen Zwecke, nämlich auch wieder Dolmetsch zu sein den Gefühlen, Ahnungen und Rätseln der Menschenseele. Die Mutterliebe, eines der Lieblingsthemen des Dichters, wird in verschiedenen Variationen besungen und verherrlicht. Hat ja doch das ganze Buch der Dichter seiner verewigten Mutter gewidmet.

Dr. Anton Garkisch.



Egerer Zeitung vom 6. Juni 1934. „Traumland“. Dichtungen von Jonél Kalinczuk. (Krystall-Verlag, Wien). Wer vermag in dem Verfasser des Werkes „Traumland“ den allzu bescheiden und abseits vom Weltgetriebe im Verborgenen Schaffenden, den Dichter des berühmten Studentenliedes „Ein treues Herz voll Liebeslust, an Liedern reich und Sangeslust“, mit dem Refrain: „Sing, sang und kling, klang, es zog ein Bursch hinaus“, zu vermuten? Von ihm entstand das „Traumland“, das im Gegensatz zu dem unvergänglichen, jauchzenden „Sing-Sang“-Lied, mit schweren Moll-Akkorden durchdrungen ist. Unter dem Titel „Traumland“ erschien ein sehr bemerkenswertes poetisches Werk, das volle Aufmerksamkeit verdient. Lyrik steht man heutzutage ziemlich skeptisch gegenüber; doch beim Lesen dieses Werkes wird man vollständig bekehrt von der wunderbaren Sprache des Dichters, die aus jeder Zeile hervortritt. Die Tiefe der Gedanken, verbunden mit allen Feinheiten des Ausdrucks, verleihen diesem Buch ganz besonders nachhaltige Wirkungen. Die Liebe zur Natur, zum Waldes- und Meeresrauschen, die Schilderung des Lebens in allen Licht- und Schattengestalten, offenbart sich in gediegenster Weise. In allen Balladen und Legenden, denen rumänische Motive zugrunde liegen, sowie in dem Epos „Fata Morgana“ wird der Leser ebenso ergriffen, wie von deren prächtigen Darstellung entzückt. Der Verfasser ist in der Literatur nicht unbekannt und erfreut sich eines hervorragenden Rufes, den seine Dichtungen, u. a. auch „Die Glocken von Boruti“ (C. Frommes Verlag, Wien, 2. Auflage) errungen haben. In der Reihe der Gedichte dieses umfassenden Bandes findet man lyrische Blüten voll Wehmut und schwer verhaltener Sehnsucht. Es ist die Welt Lenaus, die sich hier mit der eigenen Welt eines neuen Dichters vermählt: voll Schwung und Kraft. Inmitten unserer durch Sachlichkeiten übersättigten Welt ist ein Werk von solch tiefer lyrischer Metaphysik in der Tat eine Einzelerscheinung. Erstaunliche Schlichtheit und formvollendeter Ausdruck verbinden sich hier in glücklicher Harmonie mit innigstem Empfinden. Jedenfalls gehören diese Gedichte zu den reifsten und schönsten ihrer Art, die in den letzten Jahren erschienen sind. r. s.

Salzburger Volksblatt vom 25. Oktober 1933. Traumland. Gedichte von Jonél Kalinczuk (Krystall-Verlag, Wien). Glückliche, wer so große Distanz zu den Gärungen und dem peitschenden Drang unserer Gegenwart zu wahren vermag, wie dieser germanisierte Rumäne. Deutsch in der Sprache und in der Meditation, ist der Dichter in seinem Hang zum Balladesken und Epischen offensichtlich rumänischem Geist und Blute dienstbar. Er liebt es, zu erzählen, romantisch und breit ausgesponnen, auch dort, wo er sich mit Sinn oder Unsinn des Lebens auseinandersetzt. Ein friedlicher, ein guter Mensch — er widmet den Erlös der ersten Auflage seines Traumlandes den österreichischen Blinden — redet sich von der Seele, was ihn bewegt, begeistert, betrübt. Er bäumt sich nicht auf, sondern schaut das Leben zuweilen an und wendet sich wieder seiner Einsamkeit und längstvergangenen Zeiten zu. Er strebt zu Lenau hin.

A—r.

Aussiger Tagblatt, Jänner 1934. Ein ansehnlicher Band Gedichte, die durchwegs Zeugnisse einer starken, tiefinnerlichen Empfindungswelt sind, in denen sich ein sicheres Formtalent in ansprechender Art äußert. Ein beachtenswertes Gestaltungsvermögen offenbart sich in den Balladen und Romanzen, weiterhin aber besonders in dem romantischen Epos „Fata morgana“, das den schönen Abschluß des in allen seinen Teilen wohlabgerundeten und lesenswerten Bandes bildet, das auch drucktechnisch sich sehr vorteilhaft darstellt.

Berner Tagblatt vom 6. Juni 1934. „Traumland“ von Jonél Kalinczuk. (Krystall-Verlag, Wien). In unserer technischen, positiv eingestellten Zeit, sind nicht viele Dichter der Romantik aufzuzählen. Wir meinen die echte, zarte Romantik, welche feine Saiten erklingen läßt, in deren Grund das Märchenhafte liegt, wo das Heldenhafte noch eine Rolle spielt. Und man freut sich, daß trotz dem rauhen, rücksichtslosen Vorwärtsstürmen der heutigen Menschheit noch ein wahrer, seelenvoller Dichter aufgestanden ist und dem Publikum den Schatz seiner in wundervoller Ausdrucksweise geprägten reichen Gedanken geschenkt hat. Jonél Kalinczuk ist uns in der Schweiz unbekannt, aber in seiner rumänischen Heimat und in Oesterreich wird seine reingeistige Kunst geschätzt und hoch angesehen. Und wenn man hinzufügt, daß der Dichter ein erfahrener, langjähriger Arzt ist, welcher der Realität offen ins Auge sieht, so staunt man, wie trotzdem seine Gedichte den zarten, melancholischen Hauch bewahren

konnten, welcher uns so lebhaft an die großen Klassiker mahnt. Die Balladen und Legenden sind von einfacher Größe, bauen sich interessant auf, in wohlklingenden Versen gemeistert. Durch die Gedichte webt ein Zauber, der dem Leser unwillkürlich seine stille Melancholie und Entsagung mitteilt, der aber in seiner lieblichen Form entzückt. Wir hoffen, daß auch bei uns Jonél Kalinczuk die verständnisvollen Leser und Liebhaber wirklich guter Dichtung für sich gewinnen wird, und möchten seinem Buche recht guten Erfolg wünschen, auch über die Grenzen seines Landes hinaus, als eine Bereicherung deutscher Literatur.

S. v. M.

Wir fügen hier zur Probe eines der charakteristischsten Gedichte des Buches hinzu.

### Einsicht.

So lange dir des Lebens Mai erblüht,  
Pflückst du die Blumen ohne Wahl und Zahl,  
Du freust dich ihrer einen Augenblick  
Und läßt sie achtlos dann zu Boden fallen,  
Wo sie im Staub verwelken und verdorren.  
Was sind dir Blumen, die im Maien blüh'n?  
Ein Spiel der Laune, wie der Tag es zeugt.  
Doch dann, wenn einst des Lebens Herbst erscheint,  
Wenn er die Blätter fahl und bräunlich färbt,  
Wenn sich im Walde graue Nebel senken,  
Dann sehnt das Herz sich nach dem Frühling wieder  
Und nach den Blumen in des Maien Pracht.  
Doch ach — die Zeit des Blühens ist vorüber!  
Was einst du achtlos auf den Weg gestreut,  
Das lebt im alten Herzen nie mehr auf.  
Nur einmal gibt der Lenz mit vollen Armen  
Die schönen Gaben her, die er erzeugt.  
Dann kommt der Herbst und kühler Morgenfrost,  
Und alles, was gewesen, wird zum Traum!

Deutsche Allgemeine Czernowitzer Zeitung, September 1933.  
.... Das Farbenspiel der Reime fließt so rein und duftig,  
wie zu einem prachtvollen Blumenstrauß sich Blume an  
Blume anreihet. Von der erotischen Machtsphäre (sexappeal)  
der Blumenwelt selbst ergriffen, hat Kalinczuks Seelenstim-  
mung den feinsinnigsten Lebenszauber erträumt: Aus den  
erdachten Freuden und Leiden der Blumen quillt der sub-  
tile Elan zur offenbarenden Läuterung, daß Blumen die  
Brennpunkte allen Liebeslebens sind. Es gibt überhaupt kein  
Altern, insolange das Menschenherz sich über das Entfalten  
einer Blume freut und an ihrem Sterben so viel Anteil  
nimmt. Ohne zu übertreiben, muß ich noch feststellen, daß  
Kalinczuks „Traumland“ für die heute versachlichte Jugend  
die beste Schule ist, um wieder zur wahren Lyrik und  
Romantik zurückzukehren. Ein Wiener Kritiker schreibt:  
„seit Lenau ist eine derartig gedanklich tiefe Lyrik in deutschen  
Landen noch nicht geschrieben worden; der Autor bezwingt  
und erschüttert jene, die seinen Spuren folgen; aber werden  
es viele sein?“ — ... Inmitten unserer durch Krisenstürme  
verärgerten Lebenssachlichkeiten sind wir vom heiteren Licht-  
schein einer lyrischen Metaphysik überrascht worden, die  
uns förmlich in ein „überweltliches“ (Kalinczuks Ausdruck)  
Dasein von Lust und Liebe hinausführt. Mitträumend werden  
wir darin von einer unendlichen Seelentiefe ergriffen.

Nicolai Turcan.



# DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

- Seite 21, 5. Strophe, 1. Zeile:  
statt Gespinnst — Gespinst;
- „ 26, III., 2. Zeile:  
statt In Zagen — Im Zagen;
- „ 26, III., 2. Zeile:  
statt In Bangen — Im Bangen;
- „ 28, V., 5. Zeile:  
statt zerbrochenem — zerbrochenen;
- „ 42, 5. Zeile:  
statt spätem H. — spätem H.;
- „ 66, 6. Zeile:  
statt meerdurchfugtem — meerdurch-  
fugten Z.;
- „ 71, 3. Strophe, 4. Zeile:  
statt Leiden — leiden;
- „ 78, 3. Zeile:  
statt langem Schl. — langem Schl.;
- „ 146, 3. Strophe, 4. Zeile:  
statt eilt herbei — eilet her;
- „ 177, 9. Zeile:  
statt Weltruf — Weheruf;
- „ 204, vorletzte Zeile:  
statt Mitte — Mitten;
- „ 254, 6. und 7. Zeile:  
sollen getauscht werden.

Von demselben Verfasser erschien  
im Verlag C. Fromme Wien—Leipzig  
die romantische Dichtung  
„DIE GLOCKEN VON BORUTI“  
2. Auflage

und die rumänische Ausgabe derselben  
(Übersetzer: Jancu G. Tomoiaga) im Ver-  
lage „Rumänisch literarisch-culturelle So-  
cietät“ in der Bucovina.  
(Derzeit beide vergriffen.)





VERIFICATION  
OF THE  
ORIGINAL  
TEXT  
BY  
THE  
PUBLISHERS

Alle Rechte vorbehalten.

Krystall-Verlag Ges m. b. H., Wien I.

Druck: Friedrich Pustet, Wien VII, Andreasgasse 6.

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF  
TORONTO

VERIFICAT  
1987

VERIFICAT  
2007

VERIFICAT  
2017